

Ulrike Jureit/Karin Orth

# Überlebensgeschichten

Gespräche mit Überlebenden des KZ Neuengamme

Mit einem Beitrag von Detlef Garbe

Hg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme

Hamburg 1994

Dölling und Galitz

## Inhaltsverzeichnis

### Vorwort

### Einleitung

## Teil I: Überlebensgeschichten

### Das KZ-Neuengamme (Detlef Garbe)

Das System der Konzentrationslager - Die Gründung des KZ-Neuengamme - Arbeits- und Lebensbedingungen - Die Zusammensetzung der Häftlinge - Arbeitseinsatz in der Kriegswirtschaft 1942-1945 - Entwicklung und Stand der Forschung.

### Struktur und Organisation des Forschungsprojektes

Kontaktaufnahme - Korrespondenz - Befragungsreisen - Gesprächspartner - Interview-situation - Nachbereitung - Archivierung.

### Biographische Porträts

Anna Asztalos, Zsuzsa Konrád, Éva Molnár, Agnès Tanár: Freundschaft - Claude Banton: "Jeder flößte jedem Angst ein." - Marcel Debeeken: "...Die ausschließlich dem Menschen gehören." - Stefania Frankowska: "Ich war zu jung, um mich nicht zu schämen." - Karl Himmel: "Ich bin ein Mensch trotzdem." - Stefan Roman: "Entschuldigung, ich bin aus dem KZ gekommen." - Willem Schreuder: "Ja, was muß ich dazu sagen?" - Robert Wolter: "Da war ich auch dabei."

## Teil II: Begegnungen mit der Geschichte

### Mündlich erfragte Geschichte

Oral History als Methode - Das lebensgeschichtliche Interview - Der "Beziehungsaspekt" der biographischen Kommunikation - Der "Inhaltsaspekt" der biographischen Kommunikation - Der "Wahrheitsgehalt" lebensgeschichtlicher Interviews.

### Geschichte als Trauma

Lagerhaft als pathogene Situation - Folgen der Konzentrationslagerhaft - Lebensalter der Verfolgten - Lebensgeschichtliche Interviews mit KZ-Überlebenden.

### Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden

Reflexion - Ereignisse werfen ihre Schatten voraus - Am besten Sie stellen Fragen... - Erinnern und Erzählen - Normen und Werte - Konsequenzen - Gegenwärtiges und Vergangenes - Das Gefühl klebt am Detail... - Forschungsperspektiven.

## Literatur

## Vorwort

Fünf Jahrzehnte sind vergangen, seit die Streitkräfte der Anti-Hitler-Koalition die Vorherrschaft der Nationalsozialisten in Europa brachen, Land um Land von deutscher Besatzung befreiten, das Mordregiment der SS beendeten und die Lagertore von Auschwitz, Buchenwald und Dachau öffneten. Die Bilder von der Befreiung Bergen-Belsens - Leichenberge und Massensterben, Überlebende, die ihre Befreiung nicht zu begreifen schienen, und zutiefst erschütterte britische Soldaten - gingen um die Welt. Schilderungen ehemaliger Häftlinge, Prozeßberichte, Filme und auch literarische Auseinandersetzungen folgten. Die frühen Aufarbeitungsbemühungen belegen, daß von vielen das System der Konzentrationslager und der nationalsozialistische Massenmord an den Juden als tiefe Einschnitte in die Menschheitsgeschichte verstanden wurden, die Fragen nach den Ursachen und den Wegen zur Verhinderung einer Wiederholung hervorriefen. Gleichwohl weist fünf Jahrzehnte danach die Geschichtsschreibung über die nationalsozialistischen Konzentrationslager noch immer große Lücken auf - und dies, obgleich heute weitgehend unstrittig ist, daß die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und die Bewahrung der Erinnerung an die Schrecken der Lager eine Aufgabe von bleibender Bedeutung und hohem politischem Stellenwert ist. Die Erforschung der Geschichte der Konzentrationslager ist allgemein durch den Mangel an Dokumenten und Unterlagen erschwert. Wie anderenorts auch, ließ die SS im KZ Neuengamme im April 1945 die Akten der Kommandantur und der Politischen Abteilung, die Schutzhaftakten, Karteien und Listen vernichten, um die Spuren der dort verübten Verbrechen zu verwischen. Trotz intensiver Recherchen im In- und Ausland zur Geschichte der Lager, die vor allem seit der 1981 erfolgten Errichtung des Dokumentenhauses der KZ-Gedenkstätte vorgenommen wurden, konnte nur ein insgesamt recht begrenzter Fundus von Dokumenten beziehungsweise Archivalien zusammengetragen werden. Die Schriftstücke spiegeln jedoch eine einseitige und verzerrte Sicht der Ereignisse wider. Um die Perspektive derjenigen, die unter der SS-Herrschaft litten, zu ergründen, bedarf es eines anderen Zuganges. Sie ist allein in der Erinnerung der ehemaligen Häftlinge bewahrt. Gespräche mit Überlebenden der Konzentrationslager sind jedoch nicht nur für die historische Forschung im engeren Sinne von sehr großer Bedeutung. In der museumspädagogischen Praxis zeigt sich, welcher Wert der Begegnung mit Zeitzeugen beizumessen ist. Jugendliche, die oftmals wenig Zugang zum Thema Nationalsozialismus haben, reagieren mit Interesse und großer Aufmerksamkeit, wenn ihnen ein

konkretes Einzelschicksal vorgestellt wird. Die Erzählung eines ehemaligen Häftlings, eine biographische Filmskizze, die Möglichkeit mit einem Überlebenden des Lagers zu sprechen, läßt Geschichte authentisch und konkret werden. Wie ehemalige KZ-Häftlinge andererseits oftmals betonen, besteht für sie durch die direkte oder durch Medien vermittelte Kommunikation mit den Nachgeborenen die Möglichkeit, ein Versprechen einzulösen: die Erinnerung an die Opfer, das Leiden und den Kampf wachzuhalten. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß von vielen der Überlebenden des SS-Terrors die Mitteilung ihrer Erfahrungen und das Wissen darum gehört zu werden, als eine Selbstvergewisserung empfunden wird, daß ihr Verfolgungsschicksal bei den Nachgeborenen etwas zu bewirken vermag, und von daher zur Aufklärung über die Gefahren von Faschismus, Nationalismus und Rassismus beiträgt.

Aus den genannten Überlegungen heraus entstand an der KZ-Gedenkstätte Neuengamme Mitte der achtziger Jahre der Plan, in einem wissenschaftlichen Interviewprojekt ehemalige Gefangene des Konzentrationslagers Hamburg-Neuengamme und der Außenlager so umfassend wie möglich nach ihren Erfahrungen in der KZ-Haft zu befragen, die Aussagen der Zeitzeugen zu dokumentieren und damit ihre Erinnerungen als historische Zeugnisse der Nachwelt erhalten zu können. Da jedoch von vornherein absehbar war, daß dieses die vorhandenen personellen und finanziellen Kräfte der Gedenkstätte weit übersteigen würde, mußten zunächst die diesbezüglichen Voraussetzungen geschaffen werden. Angesichts eines sich in Politik und Öffentlichkeit erst langsam herausbildenden Bewußtseins von der Notwendigkeit systematischer Forschungs-, Dokumentations- und Sammlungstätigkeit an Gedenkstätten und in diesem Fall auch anderer Vorhaben, denen zunächst Priorität eingeräumt wurde - zu nennen ist hier insbesondere die 1985 bis 1991 durchgeführte Restaurierung des großen KZ-Klinkerwerkes -, handelte es sich bei der Mittelbeschaffung um keine leichte Aufgabe. Dabei drängte die Zeit, denn ein Projekt, das sich die Befragung ehemaliger Häftlinge zum Ziel gesetzt hat, ist nicht beliebig aufschiebbar. Viele der Überlebenden sind mittlerweile verstorben, ihre Erinnerungen damit - soweit sie nicht schriftlich niedergelegt oder auf Tonband aufgezeichnet wurden - unwiderruflich verloren. Die Zahl derjenigen, die noch als Gesprächspartner in Frage kommt, wird von Jahr zu Jahr kleiner. Im Jahr 1990 fand das Vorhaben der Gedenkstätte die Unterstützung von Senat und Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg. Die Förderung des Interviewprojektes aus dem Landeshaushalt erstreckte sich auf die Jahre 1991 bis Anfang 1994. Die Mittelbewilligung - und damit die in diesem Umfang erstmalige staatliche Förderung der Erforschung der Geschichte des KZ Neuengamme - unterstreicht den hohen Stellenwert, der dem Projekt von seiten politischer

Entscheidungsträger beigemessen wurde und wird. Lücken konnten durch private Sach- und Geldspenden sowie durch zur Verfügung gestellte Zuwendungen der Bundesanstalt für Arbeit in Form von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gefüllt werden. Das Projekt wurde seit April 1991 unter der Verantwortung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme durchgeführt. Bis Ende 1993 wurden insgesamt 121 lebensgeschichtliche Interviews mit ehemaligen Häftlingen geführt. Neben den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die die Interviews führten, waren an den Gesprächen - zumeist muttersprachliche - Übersetzungskräfte beteiligt. Allen, die zur Realisierung dieses "Oral History-Projektes" beitrugen, gilt es herzlich Dank zu sagen: Senat und Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, der Bundesanstalt für Arbeit, den privaten Förderern, namentlich der Hans-Böckler-Stiftung und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung sowie der Deutschen Lufthansa AG, der Daimler Benz AG und der Volkswagen AG, sodann allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die die Reisen vorbereiteten und die Interviews durchführten, die Gespräche übersetzten, die Texte auf Computer erfaßten und verzeichneten. Ein ganz besonderer Dank ist an jene zu richten, für die unser Interviewwunsch eine erneute Konfrontation mit der Vergangenheit und damit für sie oftmals sehr schmerzhaft Erinnerungen bedeutete - den ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Neuengamme. Viele von ihnen erklärten, daß sie in dieser Ausführlichkeit das erste Mal über ihre Gefangenschaft im Konzentrationslager gesprochen haben. In den Gesprächen mit den ehemaligen Häftlingen haben wir nicht nur tief beeindruckende Berichte erhalten und diese als historische Zeugnisse von bleibendem Wert auf Tonband festhalten dürfen, sondern wir haben auch etwas erfahren, das leider nicht so einfach zu vermitteln und an Dritte weiterzugeben ist: Vertrauen und Offenheit in der persönlichen Begegnung mit Menschen, die sich - bei aller Gebrochenheit - ein hohes Maß an Integrität bewahrt haben.

Dr. Detlef Garbe, Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

## Einleitung

Folter und Tortur, Schikane und Mißhandlung waren, so schrieb der Auschwitz Überlebende Jean Améry im Rückblick auf den Zweiten Weltkrieg, nicht nur periphere Erscheinungsformen des "Dritten Reiches", sondern "seine Essenz".<sup>1</sup> Die Mehrheit der ungezählten Opfer des Terrors konnte über diesen Wesenszug der nationalsozialistischen Herrschaft kein Zeugnis ablegen. Den in den Konzentrationslagern und Gefängnissen Ermordeten war jede Möglichkeit genommen, über das Erlebte zu berichten, das eigene Leid zu beklagen.

Aber auch nur wenige derjenigen, die die Befreiung der Lager durch die alliierten Truppen erlebten, konnten ihre Erfahrungen mit dem terroristischen Charakter des sogenannten Dritten Reiches weitergeben. Die meisten Überlebenden waren in der Nachkriegszeit vielmehr damit konfrontiert, daß ihre Schilderungen über die Haftzeit im Konzentrationslager bei den Zuhörern Unverständnis und Ungläubigkeit auslösten. Schon sehr bald stießen sie – zumindest in der Bundesrepublik Deutschland – auf Desinteresse oder gar feindselige Ablehnung. Wer wollte in diesem Staat schließlich an die Greuelthaten der Nazis – und damit an die eigene Verstrickung mit dem Nationalsozialismus – erinnert werden?

Das Verstummen der Überlebenden, das Schweigen über das Erleiden der Tortur im Konzentrationslager hat jedoch noch einen anderen Grund, der gewissermaßen der menschlichen Psyche inhärent ist: die Schwierigkeit, traumatische Erlebnisse zu verarbeiten, sich ihrer durch den Prozeß des Erinnerns erneut bewußt zu werden und über sie zu sprechen. "Die Tortur", so Jean Améry, "ist das fürchterlichste Ereignis, das ein Mensch in sich bewahren kann."<sup>2</sup>

Ist es einem Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager möglich (und zumutbar?), sich dessen, was am Schrecklichsten in seinem Leben war, nämlich der Haftzeit im Lager, erneut zu vergegenwärtigen und damit das Grauen erneut Präsenz gewinnen zu lassen? Können die vergangenen Erfahrungen darüber hinaus in Worte gefaßt, anderen Menschen überhaupt mitgeteilt werden? Und auf der anderen Seite: Welche Fragen haben wir, die Nachgeborenen, fast fünfzig Jahre nach Kriegsende an die Überlebenden? Was können wir sie, was wollen und wonach müssen wir sie fragen? Von diesen Fragestellungen und ihren möglichen Antworten handelt das vor-

---

<sup>1</sup>Jean AMÉRY, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart 1977, S. 40.

<sup>2</sup>Ebd., S. 38.

liegende Buch.

Der erste Teil des Buches, der von den **Überlebensgeschichten** unserer Interviewpartnerinnen und Interviewpartner berichtet, wird durch einen Beitrag von Detlef Garbe eingeleitet, der überblicksartig die Geschichte des **KZ-Neuengamme** nachzeichnet. Bis heute weist die Geschichte dieses Konzentrationslagers aufgrund der Quellenlage zahlreiche Forschungslücken auf. Der begrenzte Fundus an Dokumenten und Unterlagen liegt hauptsächlich darin begründet, daß die SS im April 1945 im KZ-Neuengamme eine umfassende Aktenvernichtung durchgeführt hat, um die Spuren der dort verübten Verbrechen zu beseitigen. Angesichts dieser Forschungssituation sowie der Tendenz von SS-Dokumenten, in die viele Vorgänge nie oder nur verfälscht Eingang gefunden haben, blieb die Rekonstruktion historischer Ereignisse auf bestimmte Bereiche begrenzt, die sich überwiegend auf die wirtschaftlichen Ziele der SS und deren administrative Durchsetzung im Lager beziehen. Zahlreiche Begebenheiten, die den "Alltag" der Gefangenen betreffen, ihr Zusammenleben, ihre Auseinandersetzungen und ihre Solidarität, sind bislang nicht erforscht. Sie sind allein in den Erinnerungen der ehemaligen Häftlinge bewahrt.

Das Befragungsprojekt mit Überlebenden des KZ-Neuengamme, das aufgrund dieser Quellenlage und Forschungssituation initiiert wurde, wird im zweiten Kapitel in seiner **Struktur und Organisation** vorgestellt. In Laufe dieses Oral-History Projektes wurden 121 Zeitzeugen lebensgeschichtlich befragt, die in den folgenden sechzehn Ländern leben: Belgien, Canada, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Israel, Niederlande, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, Slowenien, Tschechische Republik, Ukraine, USA und Ungarn.

Eine Befragung einzelner KZ-Gefangener kann keinen - für die Geschichte des Lagers - repräsentativen Charakter haben. Die Überlebenden sind nur ein kleiner Teil derjenigen, die ins Konzentrationslager Neuengamme verschleppt wurden. Und auch von ihnen sind mittlerweile viele verstorben. Gleichwohl kann die Auswahl der zu befragenden ehemaligen Häftlinge keine willkürliche sein. Bestehende Forschungslücken zu verschiedenen Außenlagern, Arbeitskommandos und "Häftlingskategorien" müssen gleichermaßen wie Alter, Geschlecht und Nationalität maßgebende Kriterien in diesem Entscheidungsprozeß sein.

Auch die Auswahl der acht **Biographischen Porträts**, die im Zentrum des ersten Buchabschnitts stehen, erhebt keinen Anspruch auf eine nationale Repräsentativität; die beschriebenen Personen stehen nicht exemplarisch für all diejenigen, die ebenfalls im betreffenden Land befragt wurden. Vielmehr wollen wir mit den einzelnen Texten



versuchen, einen Einblick in die "biographische Kommunikation" zwischen den Interviewpartnern - dem Zeitzeugen und der deutschen Historikerin - zu geben. Dabei geht es einerseits um die Schilderung der Gesprächsinhalte, die Lebensgeschichte des ehemaligen Häftlings, andererseits aber auch um die Abhängigkeit des Erzählten von der Gesprächskonstellation und der sie beeinflussenden Faktoren. Die Auswahl der beschriebenen Interviews orientierte sich daher zum einen an Themen, die von (fast) allen Interviewpartnern angesprochen wurden, wie etwa das eigene Erleben von Demütigung und Erniedrigung im Konzentrationslager oder beispielsweise Konflikte und Auseinandersetzungen innerhalb der Häftlingsgesellschaft. Zum anderen wurde die Auswahl der beschriebenen Interviews von Problemstellungen bestimmt, die sich aus der Gesprächskonstellation selbst ergaben und die in den Interviews des Projektes immer wieder in der einen oder anderen Form auftauchten. So konnten sich beispielsweise in der konkreten Gesprächssituation Schwierigkeiten in der Kommunikation ergeben, wenn unsere Vorstellungen und Erwartungen an das Gespräch mit den Wünschen und Erinnerungsformen der Zeitzeugen kollidierten. Die hier abgedruckten acht biographischen Porträts tragen also sehr bewußt der Tatsache Rechnung, daß der Historiker, der mit den Methoden der Oral-History arbeitet, selbst an der Entstehung der Quelle beteiligt, mehr noch, ein Teil von ihr ist. Die beschriebenen Gespräche spiegeln daher auch das subjektive Erleben der Autorinnen während des jeweiligen Interviews wider.

Wir haben in den biographischen Porträts Wert darauf gelegt, ausführlich aus den Interviews zu zitieren, um die Art und Weise, wie sich unsere Gesprächspartner erinnerten, zu dokumentieren und gleichzeitig auch, um den individuell sehr unterschiedlichen Erzählstilen der Befragten Raum zu gewähren. Gleichwohl können die Zitate sowie die in den Texten thematisierten Fragestellungen nur Ausschnitte aus dem Gesamtzusammenhang des jeweiligen Interviews wiedergeben.

Der zweite Teil des Buches diskutiert die Erfahrungen mit den lebensgeschichtlichen Interviews des Befragungsprojektes, die **Begegnungen mit der Geschichte**, auf einer allgemeineren Ebene. Die theoretischen und methodischen Vorüberlegungen des Projektes sollen beschrieben und - zumindest in einigen wesentlichen Aspekten - mit der konkreten Forschungspraxis des Befragungsprojektes in Beziehung gesetzt werden. Nach einer kurzen Vorbemerkung, die die zentralen Fragestellungen nach dem Verhältnis von theoretischem Instrumentarium und der Forschungspraxis formuliert, wird zunächst die Methode der **Mündlich erfragten Geschichte** vorgestellt. Die subjektiven Wahrnehmungen und Erinnerungen der ehemaligen KZ-Gefangenen

fanden bislang nur wenig Interesse bei den bundesdeutschen Historikern. Autobiographisches Material ist in der Geschichtswissenschaft zwar seit jeher verwandt worden, gilt jedoch – abgesehen von der Memoirenliteratur "großer Staatsmänner" – als suspekter Quellengattung. Stärker noch als schriftlich niedergelegte subjektive Zeugnisse wurden Interviews und Befragungen mit Vorbehalten belegt, auch und gerade weil der Historiker an der Entstehung der Quelle beteiligt ist. Treffen diese Einwände zu? Oder umgekehrt: Welche Grenzen hat und welche Möglichkeiten eröffnet die mündlich erfragte Geschichte?

Im Mittelpunkt der Interviews im Rahmen eines Oral-History Projektes steht nicht das "Abfragen" bestimmter Fakten in Anlehnung an einen vorher festgelegten Fragebogen, sondern die Lebensgeschichte des oder der Betreffenden. Der Zeitzeuge kann und soll sein Leben in der ihm angemessen erscheinenden Form erzählen. Assoziationen und Brüche treten oftmals an die Stelle von Chronologie und Stringenz. Bedeutet das, daß den Aussagen kein Wahrheitsgehalt zukommt? Werden "Anekdoten" statt "Fakten" erinnert?

Die lebendige Erzählung macht das Besondere eines lebensgeschichtlichen Interviews aus, werden doch subjektive Wahrnehmungsformen, (Über-)Lebensstrategien und Bewertungen einzelner Ereignisse deutlich. Erinnerung wird als Teil der menschlichen Identität sichtbar. Insofern kann die "Wahrheit" einer Lebensgeschichte immer nur eine punktuelle sein. Ändern sich die Lebensumstände, kann dies unter Umständen mit der Umwertung der in der Vergangenheit gesammelten Erfahrungen einhergehen. Die Erinnerung verändert sich, eine neue "Wahrheit" entsteht. Inwieweit wurde und wird die Erinnerung der ehemaligen KZ-Gefangenen beeinflusst? Welche Faktoren sind ausschlaggebend? Sind diese an das Individuum gebunden oder an ein gemeinsames Schicksal als KZ-Überlebende? Inwiefern strukturiert der Historiker durch seine Fragen das Erinnerte? Diese Überlegungen weisen daraufhin, daß der Gesprächskonstellation im Interview eine weitreichende Bedeutung zukommt. Faktoren wie Nationalität, Alter, Geschlecht und Emotionen der Gesprächspartner haben zwangsläufig Einfluß auf das Interview und damit auf das Erinnerte. Wie reagieren die Befragten zum Beispiel auf die Tatsache, daß die Interviewerinnen der Nation angehören, die für ihr Leiden verantwortlich war? In welcher Weise beeinflusst das Faktum, daß das Interview mit einem Tonband aufgenommen, später transkribiert und archiviert sowie der interessierten Öffentlichkeit zu Auswertungszwecken zur Verfügung steht, das Gespräch und die Motivation der Zeitzeugen, an diesem mitzuwirken? - zwei von vielen möglichen Fragen, die notwendigerweise diskutiert werden müssen.

Trotz aller Unwägbarkeiten bietet das lebensgeschichtliche Interview eine der wenigen

Möglichkeiten, die Perspektive der historischen Subjekte - wenn auch durch den Prozeß der Erinnerung vermittelt - einzuholen und den historischen Prozeß nachzuzeichnen: in seiner Verschränkung von politischer Struktur einerseits und der Lebenspraxis der Subjekte andererseits.

Die allgemeinen Überlegungen zur Methode der Oral-History müssen jedoch um einen weiteren Aspekt ergänzt werden. Die Interviewpartner des Projektes unterscheiden sich als soziale Gruppe von vielen anderen Zeitzeugen dadurch, daß sie in der Vergangenheit traumatische Erfahrungen erlitten haben. Die besondere psychische Situation derjenigen, die **Geschichte als Trauma** erfuhren, wird deshalb in einem weiteren Kapitel diskutiert.

Gespräche mit ehemaligen Gefangenen der Konzentrationslager verlangen eine besondere Sensibilität. Die soziale und psychische Situation der KZ-Überlebenden muß reflektiert und in der Gesprächssituation beachtet werden. Ehemalige KZ-Häftlinge haben - unabhängig von ihrer individuellen Geschichte - mindestens drei Umbruch- und Schocksituationen erleben und verarbeiten müssen: die Verhaftung, die traumatischen Erfahrungen im Konzentrationslager sowie die Befreiung und Wiedereingliederung in die jeweilige Nachkriegsgesellschaft ihres Heimatlandes. Alle drei Umbrüche hinterließen ihre Spuren. Die Haftzeit führte in der Regel zu physischen und psychischen Schäden, die oftmals das Sprechen über die Zeit der Inhaftierung verhinderten: Schweigen als einzige Möglichkeit des Überlebens. Die Erinnerung an die Vergangenheit und ihre Verbalisierung ist für viele Überlebende ein schmerzhafter Prozeß. Ein Prozeß, der von den Interviewenden behutsam begleitet werden muß - im Wissen, daß der Historiker mit seinen Fragen an seelische Traumata rühren kann, ohne jedoch eine psychotherapeutische Hilfe übernehmen zu können. Ist man sich dieser Begrenzung auch bewußt, bleibt zu fragen, ob der Historiker in Interviews mit KZ-Überlebenden nicht zwangsläufig mit Situationen konfrontiert ist, die Ähnlichkeiten zu therapeutischen Prozessen aufweisen. Ist daher die Auseinandersetzung mit Ansätzen der Gesprächstherapie für die Befragung ehemaliger Häftlinge - oder für die Oral-History insgesamt - notwendig oder für das Erkenntnisinteresse des Historikers überflüssig?

Im abschließenden Kapitel **Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden** werden die erörterten Thesen und Modelle aufgegriffen und mit der praktischen Erfahrung des Projektes in Beziehung gesetzt, kann sich doch die Tauglichkeit einer Theorie immer erst in der Forschungspraxis erweisen. Das in diesem Kapitel gezogene Resümee umfaßt auch die Diskussion der Frage, welche Untersuchungen durch das erhobene Quellenmaterial durchgeführt werden können und welche Grenzen der "Verwertbarkeit" lebensgeschichtlicher Interviews gesetzt sind.



## **I. Über-Lebens-Geschichten**

## Das KZ Neuengamme (Detlef Garbe)

### Das System der Konzentrationslager

Die ersten, bereits wenige Wochen nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten - vor allem auf Betreiben der mit hilfspolizeilichen Funktionen ausgestatteten SA - vielerorts eingerichteten Konzentrationslager waren zunächst ein Instrument zur Absicherung der gerade errungenen Herrschaft. Diese zunächst weitgehend unkoordiniert und ungeordnet entstandenen Haftstätten dienten gleichermaßen der präventiven Ausschaltung oppositioneller Führungskräfte durch deren Inhaftnahme und der anschließenden Brechung ihres Widerstandswillens durch Unterdrückung, Drill und offener Gewalt wie auch der Einschüchterung potentieller Regimegegner, um diese von möglichen Aktionen abzuhalten und ein Klima der Anpassung zu erzeugen. Inhaftierungsgrund war in der Regel politische Regimegegnerschaft; zumeist die Betätigung in einer der antifaschistischen Parteien (KPD, SPD etc.) vor deren Verbot oder die Teilnahme an Widerstandsaktivitäten.

Nachdem die SS die Lager im Frühjahr 1934 unter ihre Kontrolle gebracht hatte, reorganisierte sie das Lagersystem nach einheitlichen Prinzipien. Die von der SA eingerichteten "wilden" Lager wie Osthofen, Heuberg, Esterwegen und das Berliner Columbiahaus wurden nach und nach aufgelöst beziehungsweise in Strafgefangenenlager oder Polizeigefängnisse umgewandelt. Zum Schluß dieser ersten Periode im Winter 1936/37 reduzierte sich die Zahl der Konzentrationslager auf vier: das Frauen-KZ Lichtenburg sowie als Männerlager Dachau und die beiden neu geschaffenen Konzentrationslager Sachsenhausen (1936) und Buchenwald (1937). Die Belegung war zugleich mit insgesamt 7 500 "Schutzhäftlingen" auf ihren niedrigsten Stand gesunken.<sup>1</sup> Die Jahre 1936/37 markieren damit einen deutlichen Einschnitt in der Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Mit der nun beginnenden zweiten Phase, die sich in die allgemeine Kriegsvorbereitung einfügte, wurde die gezielte Nutzung der Häftlingsarbeitskraft für die Belange der SS zu einem wesentlichen Faktor des KZ-Systems. Die SS gründete zu diesem Zweck eigene Firmen wie die "Deutschen Erd- und Steinwerke" und die "Deutschen Ausrüstungswerke" und setzte zunächst auf den nicht

---

<sup>1</sup>Vgl. Martin BROSZAT, Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933-1945, in: Anatomie des SS-Staates. Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, Band 2, 3. Auflage, München 1982, S. 11-133 (64). Zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslagern in den Vorkriegsjahren vgl. Klaus DROBISCH, Günther WIELAND, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, Berlin 1993.

so kapital-, dafür aber arbeitsintensiven Einsatz in der Baustoffwirtschaft. Um den nun entstandenen großen Bedarf an Häftlingsarbeitskräften zu decken, wurden in die bisher in erster Linie als Sonderlager für politische Regimegegner genutzten Konzentrationslager nach entsprechenden Verhaftungsaktionen neue Gefangenengruppen eingeliefert. So wurde im März 1937 polizeiliche Vorbeugungshaft gegen 2 000 mehrfach Vorbestrafte angeordnet. Einen ähnlichen Charakter hatte die im Juni 1938 vom Reichskriminalpolizeiamt durchgeführte "Aktion Arbeitsscheu Reich", die sich laut Anweisung<sup>2</sup> gegen "Landstreicher", "Zuhältern", "Zigeuner" und mit Gefängnis vorbestrafte Juden richtete und in deren Verlauf 11 000 Menschen in die Lager überstellt wurden. Aufgrund derartiger Aktionen sowie der verstärkten Einweisung von Regimegegnern und anderen verfolgten Minderheiten wie den Angehörigen der Bibelforscher-Vereinigung (Zeugen Jehovas) wuchs die Belegung der Konzentrationslager bis Mitte 1938 auf 24 000 Gefangene.

Zugleich begann die SS mit dem Aufbau weiterer KZ-Haftstätten, die nunmehr als "Arbeitslager" konzipiert wurden und sich entweder wie die 1938 errichteten Lager Flossenbürg und Mauthausen in unmittelbarer Nähe von Steinbrüchen befanden oder bei denen Großklinkerwerke errichtet wurden. Dies war in Sachsenhausen und Buchenwald sowie in dem seit 1938 zunächst als Außenlager Sachsenhausens geführten Lager Hamburg-Neuengamme der Fall.

### Die Gründung des KZ Neuengamme

Die Geschichte des KZ Neuengamme, des größten norddeutschen Konzentrationslagers, kann im folgenden nur überblicksartig geschildert werden.<sup>3</sup>

Die Stadt Hamburg hatte sich seit 1935 vergeblich um einen Ersatz für das 1933 in einem Gebäudekomplex der Fuhlsbütteler Strafanstalten eingerichtete und unter städtischer Verwaltung (Landesjustizverwaltung und Polizeibehörde) stehende KZ Hamburg-Fuhlsbüttel bemüht. Erst als die Reichsführung der SS den Einsatz einer

<sup>2</sup>Reichskriminalpolizeiamt, Tgb. Nr. RKPA 6001/295.38, 1. Juni 1938, Erlaßsammlung Vorbeugende Verbrechensbekämpfung.

<sup>3</sup>Die Darstellung stützt sich im wesentlichen - sofern nicht anders angegeben - auf die 1990 veröffentlichte Dissertation von Hermann KAIENBURG, "Vernichtung durch Arbeit". Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, Bonn 1990; ferner auf den Katalogband: Ulrich BAUCHE, Heinz BRÜDIGAM, Ludwig EIBER, Wolfgang WIEDEY (Hg.), Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945, 2. überarbeitete Auflage, Hamburg 1991.

großen Zahl von Schutzhaftgefangenen in der Baustoffwirtschaft unter der Regie eigens zu diesem Zweck gegründeter SS-Firmen beabsichtigte und deshalb das KZ-System reorganisierte, kam es zu einer Neugründung eines Konzentrationslagers auf Hamburger Grund. Die Wahl fiel auf ein zwanzig Kilometer südöstlich der Innenstadt gelegendes Gelände in den Hamburger Vier- und Marschlanden. Am 13. September 1938 teilte der Verwaltungschef der SS, Oswald Pohl, dem Hamburger Stadtkämmerer mit, daß die Reichsführung-SS nunmehr "unter dem Decknamen 'Deutsche Erd- und Steinwerke G.m.b.H.'" in Hamburg-Neuengamme eine seit Jahren stillgelegte Ziegelei und Grundstücke in einer Gesamtgröße von über 500 000 qm erworben habe, da "das dortige Rohgutvorkommen (Ton) (...) ganz ausgezeichnet" sei. Die SS beabsichtige dort, wie Pohl weiter mitteilte, "im Rahmen der Arbeitsbeschaffung für die sehr zahlreichen Nichtstuer in unseren Konzentrationslagern (...) erstklassige Klinkerware preiswert herzustellen."<sup>4</sup> Ein Vierteljahr später, am 13. Dezember 1938, verlegte die SS ein kleines Vorauskommando von 100 Häftlingen, die den grünen Winkel der "Kriminellen" trugen, aus dem KZ Sachsenhausen nach Hamburg-Neuengamme, um die Ziegelei wieder betriebsfertig zu machen. Sie wurden provisorisch auf dem Dachboden über den Trockenkammern einquartiert. Die aus dem KZ Buchenwald abkommandierten Wachleute behandelten die Häftlinge streng, Prügel und Mißhandlungen blieben in der Anfangszeit aber die Ausnahme. Die Verpflegung war noch ausreichend. Zwar mußten einzelne erkrankte Gefangene in das Zentrallazarett der Hamburger Strafanstalten eingeliefert werden, aber es gab in der Zeit des Vorauskommandos bis zum Februar keinen Todesfall.

In der zweiten Phase der nationalsozialistischen Konzentrationslager führte der Beginn des mit dem Überfall der Wehrmacht auf Polen ausgelösten Zweiten Weltkrieges zu einem weitreichenden Ausbau des KZ-Systems. Zehntausende wurden nunmehr aus den von den deutschen Truppen besetzten Ländern in die Lager verschleppt, deren Belegung auf ein Mehrfaches stieg.

In den ersten Kriegsmonaten fiel auch die endgültige Entscheidung, Neuengamme zu einem großen Konzentrationslager auszubauen. Im Anschluß an einen Besuch Himmlers wurden im Januar 1940 Verhandlungen zwischen der SS-Führung und der Stadt Hamburg aufgenommen, bei der die Stadt ihr "größtes Interesse an der Erweiterung des mit Häftlingen betriebenen Klinkerwerkes"<sup>5</sup> bekundete.

Denn Hamburg hatte große Pläne: Eine umfassende Neugestaltung des rechten

---

<sup>4</sup>Staatsarchiv Hamburg, Fin Dep IV, DV III C-3v-VIII B 2.

<sup>5</sup>Staatsarchiv Hamburg, Fin Beh I, 21-690-3/1; RFSS, Chef des Hauptamtes Verwaltung und Wirtschaft, Schreiben vom 25.1.1940 an den Hamburger Reichsstatthalter Kaufmann.



Elbufers sollte Deutschlands "Tor zur Welt" zu einer "Visitenkarte des Nationalsozialismus" machen. Geplant war unter anderem die Errichtung eines Gauhauses von 250 Meter Höhe, eines "Kraft durch Freude"-Hotels und einer Volkshalle.<sup>6</sup> Da die Ausführung dieser "Führerbauten", die - wie es im Frühjahr 1940 hieß - "unmittelbar nach Beendigung des Krieges in Angriff genommen werden sollen"<sup>7</sup>, der norddeutschen Bauweise entsprechend, eine Verkleidung mit Klinkersteinen vorsah, war die Hamburger Verwaltung sehr von der Möglichkeit angetan, durch den Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen die Baukosten erheblich senken zu können.

Um die Produktion auf jährlich 20 Millionen und gegebenenfalls bis zu 40 Millionen Klinkersteinen steigern zu können, mußte ein großes und modernes Klinkerwerk neu errichtet werden. Über das Bauvorhaben schlossen die Hansestadt Hamburg und das SS-Unternehmen "Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH" im April 1940 einen Vertrag, in dem die SS möglichst günstige Frachtsätze in Aussicht stellte. Die Stadt Hamburg gewährte zum Bau des Klinkerwerkes ein Darlehen in Höhe von einer Million Reichsmark. Um das Klinkerwerk auf dem Bahn- und Wasserwege zugänglich zu machen, verpflichtete die Stadt sich zur Herstellung eines Anschlußgleises, eines Stichkanals und zur Regulierung der teilweise nicht schiffbaren "Dove-Elbe", eines Nebenarmes der Elbe. Gleichzeitig sagte die SS zu, "für diese Vorhaben Häftlinge als Arbeitskräfte und die dann erforderlichen Bewachungsmannschaften unentgeltlich zur Verfügung"<sup>8</sup> zu stellen.

Am 29.2./1.3.1940, vierzehn Monate nach Ankunft der ersten Gefangenen, traf in Neuengamme ein zweiter Häftlingstransport aus dem KZ Sachsenhausen ein; bei den circa 120 Männern handelte es sich nunmehr größtenteils um politische Gefangene und Zeugen Jehovas. Die Häftlinge mußten 500 Meter südlich der alten Ziegelei mit dem Aufbau eines neuen Lagers beginnen. Die Verhältnisse waren nicht mehr mit den Vormonaten vergleichbar: Die Unterkünfte in der alten Ziegelei waren überfüllt und die elementarsten Bedingungen für Hygiene und Sauberkeit nicht mehr gegeben. Trotz starken Bodenfrostes mußten die Häftlinge noch im März 1940 die vorbereitenden Erdarbeiten aufnehmen. Die SS trieb die Errichtung der Baracken in schnellstmöglichem Tempo voran; die tägliche Arbeitszeit wurde auf bis zu 14 Stunden ausgedehnt. Die mörderischen Bedingungen beim Lageraufbau und das seit dem Dienstantritt des

---

<sup>6</sup>Vgl. Michael BOSE, Michael HOLTSMANN, Dietmar MACHULE, Elke PAHL-WEBER, Dirk SCHUBERT, "... ein neues Hamburg entsteht". Planen und Bauen von 1933-1945, Hamburg 1986.

<sup>7</sup>Staatsarchiv Hamburg, Fin Beh I, 21-690-3/1; Vertrag zwischen der Hansestadt Hamburg und der DEST vom 13. April bzw. 6. Mai 1940.

<sup>8</sup>Ebd.

neuen Kommandoführers, SS-Sturmbannführer Walter Eisfeld, nunmehr auch in Neuengamme praktizierte Gewaltregiment forderten schon bald die ersten Todesopfer. Innerhalb der ersten zehn Wochen starben 25 Häftlinge; von den 40 Zeugen Jehovas, die Anfang März aus Sachsenhausen kamen, war drei Monate später jeder fünfte zugrunde gegangen.<sup>9</sup>

Bis Anfang Juni wurde das formal noch zum KZ Sachsenhausen gehörende Kommando in Neuengamme auf insgesamt 1 000 Häftlinge erhöht. Nachdem die ersten drei Lagerbaracken fertiggestellt waren, erfolgte am 4. Juni 1940 die Umquartierung der Häftlinge aus der Ziegelei in das in Bau befindliche "Schutzhaftlager". Nunmehr wurde Neuengamme als eigenständiges KZ direkt der Inspektion der Konzentrationslager unterstellt.<sup>10</sup> Als Kommandant fungierte SS-Hauptsturmführer Martin Weiß, der im April die Nachfolge des verstorbenen Eisfelds angetreten hatte.<sup>11</sup>

### Arbeits- und Lebensbedingungen

Die Gefangenen im KZ Neuengamme, deren Zahl schnell anstieg und zum Jahresende 1940 bereits circa 2 900 betrug, arbeiteten an der Vergrößerung des Lagers, bei der Errichtung des neuen Groß-Klinkerwerkes und in den Tongruben. Durchschnittlich eintausend Häftlinge wurden bei der vertraglich vereinbarten Verbreiterung und Vertiefung der "Dove-Elbe" auf sechs Kilometer Länge, dem Bau des Stichkanals mit Hafenecken und der Anlage eines Lösch- und Ladeplatzes eingesetzt. Auch nachdem 1943 die Regulierungsarbeiten an der Dove-Elbe abgeschlossen und der Schiffstransport aufgenommen worden war, wurde der Ausbau der Kaianlagen des Neuengammer Hafeneckens noch bis zum Herbst 1944 fortgeführt. Die Bedingungen für die Häftlinge im "Kommando Elbe" waren sehr schlecht: Unter dem ständigen Antreiben der SS mußten die Erdarbeiten mit Schiebkarre und Schaufel im Laufschrift erledigt werden - und dies zwölf Stunden täglich bei völlig unzureichender Ernährung und einer Bekleidung, die keinen Schutz vor der naßkalten Witterung bot. Bei diesen Schwerstarbeiten

<sup>9</sup>Vgl. Detlef GARBE, Zwischen Widerstand und Martyrium: Die Glaubensgemeinschaft Jehovas Zeugen im "Dritten Reich", München 1993, S. 472.

<sup>10</sup>Der genaue Zeitpunkt, an dem Neuengamme zu einem eigenständigen KZ-Hauptlager erklärt wurde, ist nicht bekannt. Das Reichssicherheitshauptamt bediente sich der Bezeichnung "Konzentrationslager Neuengamme" erstmalig am 4. Juni 1940 in einem an alle Stapoleit- und Stapostellen gerichteten Fernschreiben. Vgl. Werner JOHE, Neuengamme. Zur Geschichte der Konzentrationslager in Hamburg, 4. durchgesehene und erweiterte Auflage, Hamburg 1984, S. 18.

<sup>11</sup>Weiß blieb Kommandant des KZ Neuengamme bis zum 1.9.1942, ihm folgte SS-Obersturmbannführer Max Pauly, der dieses Amt bis zum Kriegsende inne hatte.

kamen zahlreiche Gefangene ums Leben; körperlich ausgezehrt starben sie an Krankheiten und Hunger. Insbesondere in den ersten Jahren, als die Behandlung besonders schikanös war, wurden viele auch Opfer von Mißhandlungen durch die SS sowie einzelner Häftlings-Vorarbeiter und Kapos, die mit Prügeln das Arbeitstempo zu erhöhen versuchten.

Wenngleich in der Phase des Lageraufbaus die Erzwingung einer hohen Arbeitsleistung im Vordergrund stand, war oftmals der einzige Zweck der Arbeit die Schikane. So mußten jüdische Häftlinge im Winter 1940/41, als wegen strengen Frostes die meisten Arbeiten im "Elbe-Kommando" eingestellt werden mußten, weiter mühselige Erdarbeiten verrichten und dies, obgleich unter den gegebenen Umständen kaum etwas zu bewerkstelligen war und die Arbeiten nach Ende des Frostes mit weit weniger Aufwand hätten geleistet werden können.

Aus Sicht der SS war das entscheidende Kriterium für die Lebensberechtigung der Gefangenen ihre Arbeitsfähigkeit. War diese nicht mehr gegeben, so wartete die SS nicht immer ab, bis die Gefangenen langsam verhungerten und völlig entkräftet an der Arbeitsstelle, in den Baracken oder beim oft auf mehrere Stunden ausgedehnten Appellstehen zugrunde gingen. Beispielsweise wurden nicht mehr leistungsfähige Häftlinge "über die Postenkette" gejagt, wo sie von den Wachposten "auf der Flucht" erschossen wurden. Im Januar 1942 wurden im KZ Neuengamme erstmals, nachdem im Vormonat eine rasch umsichgreifende Flecktyphusepidemie ausgebrochen war, Häftlinge durch Phenol- oder Benzininjektionen getötet.<sup>12</sup> Zu den Ermordeten zählten in erster Linie sowjetische Kriegsgefangene, die in der rassistischen Werteskala der SS ebenso wie die Juden am unteren Ende standen. Von jenen 1 000 sowjetischen Soldaten, die im Oktober 1941 in einem abgezaunten und zum "Kriegsgefangenen-Arbeitslager" erklärten Bereich des KZ eingewiesen worden waren, starben innerhalb weniger Monate 652.<sup>13</sup> Sie fielen dem Flecktyphus zum Opfer, verhungerten oder wurden - wie die zynische Sprache der SS lautete - "abgespritzt".

Die Verbindung von sozialdarwinistischer und rassenbiologischer Ideologie zeigte sich auch in der 1941/42 reichsweit in allen Konzentrationslager durchgeführten Aktion "14

---

<sup>12</sup>In dem vom 28.12.1941 bis 31.3.1942 unter Quarantäne gestellten und sich selbst überlassenen Lager starben insgesamt an der Fleckfieberpidemie - nicht zuletzt aufgrund der katastrophalen medikamentösen Unterversorgung - weit über 1 000 Häftlinge. Vgl. BAUCHE, Arbeit und Vernichtung, S. 143; KAIENBURG, Vernichtung, S. 178.

<sup>13</sup>Vgl. den Bericht von Fritz Bringmann, der in der Krankenstube des von den anderen Baracken abgesonderten Kriegsgefangenenlagers als Sanitäter eingesetzt war und der den ihm erteilten Befehl zum "Abspritzen" verweigerte: Fritz BRINGMANN, KZ Neuengamme. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Frankfurt am Main 1981, S. 54-64.

f 13". Diese Sonderaktion sollte zur Verminderung der Zahl der nicht oder nicht mehr Arbeitsfähigen die Lager von diesen sogenannten "Ballastexistenzen" auf schnellem Wege "befreien". Die Selektionen wurden von Ärztekommisionen vorgenommen, die die Konzentrationslager bereisten. Dabei war die Aktion "14 f 13" von vornherein nicht darauf beschränkt, ausschließlich arbeitsunfähige, kranke und behinderte Häftlinge zu töten, sondern umfaßte auch die Beseitigung jener jüdischen Gefangenen, derer die SS nicht als Facharbeitskräfte bedurfte.<sup>14</sup> Im KZ Neuengamme nahm eine Ärztekommision im Frühjahr 1942 die "Ausmusterungen" vor. Als "Krankentransporte" deklariert, wurden mehrere hundert Häftlinge, darunter etwa 80 Juden, gruppenweise in die "Euthanasie"-Anstalt Bernburg/Saale eingeliefert und dort mit Giftgas getötet.

Aus Furcht vor Selektionen scheuten viele Gefangene - soweit möglich - eine Meldung im Krankenrevier. Da zahlreiche Gefangene infolge der erbärmlichen Arbeitsbedingungen und der Mangel-Ernährung an Magen-, Darm-, Tbc- oder Herz-Kreislauf-erkrankungen litten oder nach Arbeitsunfällen und Mißhandlungen schwere Verletzungen davon getragen hatten, war das Revier gleichwohl ständig überfüllt. Obgleich die Häftlingspfleger sich nach Kräften mühten, fehlten für eine wirksame Hilfe zudem die hygienischen Voraussetzungen, Medikamente und ausgebildetes Personal. Bis 1942 war es Häftlingen, die von Beruf Ärzte waren oder über eine medizinische Ausbildung verfügten, untersagt, im Krankenrevier tätig zu sein.

Als Hilfsmittel bei der Organisation des Lagerbetriebs errichtete die SS eine sogenannte "Häftlingsselbstverwaltung", die sich im Aufbau sowohl an überlieferte Formen aus dem Gefängniswesen als auch an militärische Strukturen anlehnte. Lagerälteste, Blockälteste und Stubenälteste waren für den reibungslosen Ablauf des Lagerlebens gegenüber der SS verantwortlich. Für die Arbeitskommandos wurden Kapos und Vorarbeiter eingesetzt, die die Aufsichtsfunktion der Wachmannschaften unterstützen sollten. Durch deren Besserstellung versuchte die SS Zwietracht und Mißgunst unter den Häftlingen zu säen und hoffte, in ihnen willige Werkzeuge zu haben. Die Einflußmöglichkeiten dieser "Funktionshäftlinge" waren beträchtlich, und je nach Persönlichkeit konnten sie sie zum Nutzen oder zum Nachteil der anderen Häftlinge einsetzen. Nicht wenige von ihnen versuchten die gegebenen Möglichkeiten nicht nur für ihr eigenes Überleben, sondern auch für - allerdings oftmals auf Angehörige der eigenen Gruppe beschränkte - Hilfestellungen und den Aufbau eines Widerstandsnetzes im Lager wirkungsvoll zu nutzen. Andere Funktionshäftlinge

---

<sup>14</sup>Vgl. Falk PINGEL, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978, S. 84; Alexander MITSCHERLICH, Fred MIELKE (Hg.), Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses, Frankfurt am Main 1978, S. 213f.

dienten sich hingegen der SS sehr stark an; sie wurden zu rücksichtslosen Handlangern des Systems, wodurch die SS ihre Zielsetzungen mit der Häftlingsverwaltung zumindest partiell erreichen konnte. Zunächst hatten im KZ Neuengamme nahezu ausschließlich deutsche Häftlinge, und zwar sowohl "Politische" wie "Kriminelle", Funktionen inne. Für manche ausländischen Gefangenen erschien deshalb die Rolle der deutschen Häftlinge sehr stark als diejenige von Kollaborateuren.<sup>15</sup>

In der Regel wurden die Häftlinge der verschiedenen Gruppen und Nationalitäten auf die Unterkünfte verteilt, so daß diese gemischt belegt waren. Anders war es bei den Juden und den - wegen ihrer Verweigerungshaltung anfänglich bei der SS ebenfalls besonders verhaßten - Zeugen Jehovas, die seit dem zweiten Halbjahr 1940 abgesondert von den anderen Gefangenen zusammen in einem eigenen Block einquartiert waren.<sup>16</sup>

Im Juni 1942 wurde die neugebildete Strafkompagnie<sup>17</sup> isoliert vom übrigen Lager untergebracht; auch die Juden wurden in diesen Block verlegt, so daß sie damit "zuletzt noch durch einen besonderen Draht gänzlich von der Außenwelt abgesperrt"<sup>18</sup> waren.

Eine weitere Ausnahme bildete der Block 1, der sich durch eine geringere Belegung und bessere sanitäre Verhältnisse von den sonstigen Häftlingsunterkünften deutlich abhob.<sup>19</sup> Die SS quartierte dort Gefangene mit höheren Funktionen und jene ein, die Tätigkeiten im SS-Lager und in den Schreibbüros ausübten. Bei jenen Häftlingen, mit denen die SS in unmittelbaren Kontakt geriet, achtete sie sehr auf Sauberkeit, ausreichende Verpflegung und bessere Bekleidung. Im Wohnblock der sogenannten Lagerprominenz, der auch bei Besichtigungen des Lagers durch Wehrmachtsoffiziere und Richter vorgeführt wurde, hatten die Gefangenen bis zum Kriegsende je ein Bett und einen abschließbaren Spind für sich allein.

Für die große Mehrheit der Gefangenen im KZ Neuengamme stellten sich die Unterkunftsverhältnisse gänzlich anders dar. In den ersten Jahren lagen die Häftlinge auf

---

<sup>15</sup>Vgl. beispielsweise Albert van de POEL, Ich sah hinter den Vorhang. Ein Holländer erlebt Neuengamme, Hamburg 1948, S. 77ff.

<sup>16</sup>Vgl. GARBE, Zeugen Jehovas, S. 468f.

<sup>17</sup>Vor Juni 1942 hatte es in Neuengamme keine offizielle Strafkompagnie mit spezieller Kennzeichnung und isolierter Unterbringung gegeben, gleichwohl aber besondere Arbeitskolonnen (zum Beispiel die sogenannte "Walze 3" unter den berühmtesten Kapos Holz Hüter und Grünwald), deren Einsatz unter Bedingungen erfolgte, die denen in Strafkompagnien in keiner Weise nachstanden. Vgl. KAIENBURG, Vernichtung, S. 208.

<sup>18</sup>Heinrich Christian MEIER, Die Nacht verschlang sie. Die letzten jüdischen Häftlinge verlassen Neuengamme, Bericht (ms), Glanz (Kärnten) 1964 (archiviert in der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus/Nachlaß Hans Schwarz, 13-7-0-2).

<sup>19</sup>Zum Wohnblock der "Prominenten" oder - wie jener in Neuengamme auch bezeichnet wurde - der "Läusefreien" vgl. Heinrich Christian MEIER, Im Frühwind der Freiheit. Roman, Hamburg 1949, S. 160f. und S. 164f.

Strohsäcken auf dem Boden; 1942/43 wurden die Baracken mit dreistöckigen Bettgestellen ausgestattet. Bis zum Kriegsende verschlimmerte sich der Zustand infolge der sehr hohen Einlieferungszahlen immer mehr, so daß sich schließlich zwei oder manchmal auch drei Häftlinge eine Pritsche teilen mußten. Die Überbelegung führte zu katastrophalen sanitären Verhältnissen. Ungeziefer und Krankheiten breiteten sich in den Baracken aus.

### Die Zusammensetzung der Häftlinge

Seit dem Winter 1940/41 bestanden die im KZ Neuengamme eintreffenden Transporte mehrheitlich aus ausländischen Häftlingen. Schon bald überstieg ihre Zahl die der Deutschen bei weitem. Im Verlauf des Krieges deportierten die Gestapo und der Sicherheitsdienst der SS Zehntausende aus allen besetzten Ländern Europas als KZ-Häftlinge nach Neuengamme. Grund der Einweisung war zumeist ihr Widerstand gegen die deutsche Besatzungsherrschaft oder Auflehnung gegen die ihnen auferlegte Zwangsarbeit. Zahlreiche Gefangene waren das Opfer willkürlicher Repressalien, zu ihnen zählte beispielsweise eine große Zahl nach dem Warschauer Aufstand 1944 Verhafteter.

Die von Jahr zu Jahr gestiegene Zahl der Einweisungen wurde im letzten Kriegsjahr noch um ein Vielfaches gesteigert. Vom Mai 1944 bis zum Jahresende wurden circa 40 000 Menschen zumeist aus anderen Konzentrationslagern nach Neuengamme deportiert und anschließend von dort auf die Außenlager verteilt. Der Anteil der deutschen Häftlinge sank auf unter zehn Prozent. Jeweils größere nationale Gruppen bildeten im KZ Neuengamme die Russen mit 18 850 Gefangenen (18,7 %), die Polen (16 900/16,7 %), die Franzosen (11 500/11,4 %) und die Ukrainer (10 500/10,4 %). Es folgten die Niederländer (6 950/6,9 %), die Belgier und Dänen (je 4 800/4,8 %), die Letten (4 150/4,1 %), die Ungarn (2 600/2,6 %), die Norweger (2 200/2,2%), die Tschechen (1 380/1,4 %), die Griechen (1 250/1,2 %) sowie Angehörige aus vierzehn weiteren Nationen.

Die ausländischen Gefangenen waren - von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - mit dem roten Winkel der "Politischen" gekennzeichnet, wobei die Nationalität, durch eine entsprechende Abkürzung im Winkel hervorgehoben wurde. Unter den insgesamt circa 9 000 Deutschen stellten hingegen die mit dem grünen Winkel versehenen "Kriminellen", das heißt die aus angeblich "kriminalpräventiven" Gründen inhaftierten

"Befristeten Vorbeugehäftlinge"<sup>20</sup> und die aus Justizgefängnissen überstellten "Sicherungsverwahrten", sowie ferner die von der SS als "Asoziale" bezeichneten "Schwarzwinkligen" die Mehrheit. Neben der Gruppe der "politischen Schutzhaftgefangenen", unter denen die oftmals bereits seit 1933 inhaftierten kommunistischen Widerstandskämpfer dominierten, gab es noch einige hundert ihrer Homosexualität wegen Verfolgter (rosa Winkel), etwa gleichviel rassistisch verfolgte Sinti und Roma, die von der SS unter den "Asozialen" subsumiert wurden, sowie annähernd 150 "Bibelforscher"/Zeugen Jehovas (violetter Winkel).

Auch die Juden, bei denen zum jeweiligen, den "Haftgrund" anzeigenden Winkel ein zweites (gelbes) Dreieck in entgegengesetzter Richtung hinzugefügt wurde, so daß ein sechseckiger "Judenstern" entstand, bildeten im KZ Neuengamme zunächst eine vergleichsweise kleine Gruppe von wenigen hundert Gefangenen. Von 1940 bis 1942 betrug ihr Anteil kaum mehr als 5%. Die jüdischen Häftlinge waren besonders schweren Bedingungen unterworfen.<sup>21</sup> Beim Arbeitseinsatz im "Kommando Elbe" faßte die SS die jüdischen Gefangenen, die ebenso wie die Häftlinge der Strafkompagnie auch sonntags arbeiten mußten, zu besonderen Kolonnen zusammen. Dort mußten sie zahlreiche Quälereien und Schikanen erdulden.<sup>22</sup> Dazu zählte beispielsweise die berüchtigte "Todesrunde", bei der Häftlinge mit übervollen Karren - und oftmals unter Prügel - eine oder mehrere Zusatzrunden im Laufschrift zurücklegen mußten. Funktionen in der Häftlingsverwaltung durften die jüdischen Gefangenen generell nicht bekleiden; der Bezug von Paketen war ihnen ebenso verboten wie - zumindest zeitweise - jeglicher Briefverkehr. Über eine lange Zeit war ihnen auch das Betreten des Krankenreviers verboten, so daß eine medizinische Behandlung Kranker und Verletzter gänzlich unterblieb. Die erbärmlichen Arbeitsbedingungen und die fortgesetzten Mißhandlungen führten zu einer großen Zahl von Toten unter den jüdischen Gefangenen: 130 von ihnen starben allein in den ersten neun Monaten des Jahres 1942,

---

<sup>20</sup>Die Abkürzung "BV" für "Befristete Vorbeugehaft" wurde im alltäglichen SS-Jargon zu "Berufsverbrecher" umgeformt.

<sup>21</sup>Vgl. Detlef GARBE, Sabine HOMANN, Jüdische Gefangene in Hamburger Konzentrationslagern, in: Arno HERZIG (Hg.), Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung "Vierhundert Jahre Juden in Hamburg", Hamburg 1991, S. 545-559; sowie Hermann KAIENBURG, KZ-Haft und Rassenideologie. Die Bedeutung der nationalsozialistischen Rassenideologie für die Häftlingsbehandlung im Konzentrationslager Neuengamme, in: Rassismus in Deutschland, Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 1 (im Druck).

<sup>22</sup>Vgl. beispielsweise die Schilderungen bei Edgar KUPFER-KOBERWITZ, Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau, Band 1: Wie es begann, Stuttgart 1957, S. 286; MEIER, Frühwind, S. 26 f. und S. 212.

das heißt jeder dritte bis vierte.<sup>23</sup> Die Juden, die dem Terror noch nicht zum Opfer gefallen waren, wurden im Sommer und Herbst 1942 ausnahmslos aus dem KZ Neuengamme fortgeschafft. Bei der ersten Gruppe handelte es sich um jene im Rahmen der Aktion "14 f 13" Selektierten, die im Juni 1942 in Bernburg vergast wurden. Die in Neuengamme noch verbliebenen jüdischen Gefangenen wurden im Herbst 1942 in das KZ Auschwitz deportiert. Dieses geschah in Ausführung eines Befehls, den der Kommandant am 5. Oktober 1942 vom SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt erhielt und in dem es hieß, daß auf Wunsch des Reichsführers-SS "sämtliche im Reichsgebiet gelegenen KL judenfrei gemacht werden"<sup>24</sup> sollen.

Zwar zeigte sich eine rassenideologische Einstufung auch in der unterschiedlichen Behandlung der Nationalitäten im Lager, doch für deren jeweilige Stellung im Lager waren auch andere Faktoren mitentscheidend.<sup>25</sup> Zunächst rangierten die Tschechen und noch stärker die Polen, die 1941/42 die größte nationale Gruppe bildeten, am unteren Ende der Wertordnung der SS. Während nichtjüdische deutsche Gefangene in der Regel nach einer gewissen Zeit Zugang zu relativ geschützten Arbeitsplätzen, zu Ämtern und Funktionen erlangten und sich auch den ab Herbst 1941 eingelieferten Belgiern und Niederländern Möglichkeiten zur Verbesserungen boten, waren Angehörige der slawischen Nationen oft monatelang den - langfristig tödlichen - Bedingungen in den Masseneinsätzen bei Erd- und Bauarbeiten, beispielsweise im "Kommando Elbe", ausgesetzt. Auch wurden sie in besonderem Maße Opfer von Mißhandlungen. Noch ungleich schlechter war die Situation der im Oktober 1941 eingewiesenen und im Lager abgesonderten 1 000 sowjetischen Kriegsgefangenen. Ihnen wurde keine Überlebenschance eingeräumt; ihre Behandlung war vielmehr Teil einer rassistischen Vernichtungspolitik. Als 1942 russische und ukrainische Zwangsarbeiter in großer Zahl ins Lager eingeliefert wurden, rückten diese an das unterste Ende der nationalen Rangordnung. Nun wurden vor allem sowjetische Häftlinge, die ab 1943 die stärkste Gruppe im KZ Neuengamme stellten, in den schwersten Arbeitskommandos, der Tongrube sowie beim Bau des Hafenbeckens sowie zu Ausschachtarbeiten ("Kommando Fertigungsstelle") eingesetzt.

Neben der rassistisch begründeten Hierarchie war für eine nationale Gruppe - wie für jeden einzelnen Häftling - aber auch der Einlieferungszeitpunkt von entscheidender Bedeutung: Je später eine Gruppe ins Lager kam, um so schwieriger war es für sie, sich

<sup>23</sup>Vgl. GARBE, HOMANN, Jüdische Gefangene, S. 550f.

<sup>24</sup>SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt, Runderlaß an die Kommandanten der Konzentrationslager vom 5.10.1942, Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Ng. 2.6.4.

<sup>25</sup>Dazu näher: KAIENBURG, KZ-Haft.



dort zu behaupten. Häftlingsfunktionen, Handwerker- und Facharbeiterplätze und andere Überlebensmöglichkeiten bietende Arbeitsplätze waren belegt. Da sich die Lebensbedingungen allgemein verschlechterten, wurde die Situation für "Neuzugänge" immer schwieriger. Darunter hatten besonders die Dänen und Franzosen zu leiden, die 1944 erstmals in großer Zahl ins KZ Neuengamme kamen und ohne Rücksicht auf ihre Stellung in der rassenbiologischen Werteskala der SS den schwersten Arbeitskommandos und Außenlagern zugeteilt wurden, während nicht wenige polnische, vereinzelt sogar sowjetische Häftlinge - insbesondere wenn sie über besondere berufliche oder sprachliche Fähigkeiten verfügten - mittlerweile in der Lagerhierarchie aufgerückt waren, beispielsweise Facharbeiterplätze in der Rüstungsproduktion einnahmen und teilweise selbst mit gehobenen Aufgaben betraut waren. In diesen zeitlichen Verschiebungen findet die bei den französischen Gefangenen in Neuengamme vergleichsweise hohe Todesrate ihre Erklärung.

Aus der Verschiedenheit der einzelnen Häftlingsgruppen ergaben sich für die Zwangsgesellschaft des Lagers zahlreiche Probleme. Eine große Schwierigkeit bestand in dem Sprachenproblem, eine andere in den zum Teil konkurrierenden Gruppeninteressen (zum Beispiel zwischen "Politischen" und "Kriminellen"). Die SS versuchte, die nationalen Ressentiments unter den Häftlingen und die zwischen den einzelnen Gruppen bestehenden Gegensätze zu schüren und zu verstärken. Trotz dieser schwierigen Bedingungen versuchten Häftlinge, sich dieser Hierarchie zu widersetzen, Verbindungen untereinander aufzunehmen und sich auch illegal zu organisieren. Es bildete sich ein kleines internationales Lagerkomitee, dessen Einfluß aber weitgehend auf einen engeren Kreis politischer Funktionshäftlinge beschränkt blieb, während die Masse der Häftlinge davon weder Kenntnis erlangte, noch unmittelbar daraus Nutzen zog. Am weitreichendsten war die Verbreitung mit Hilfe von selbstgebauten Empfängern abgehörter Rundfunknachrichten, die Manipulation von Transportlisten zum Schutze im Lager besonders gefährdeter Häftlinge sowie die Zuteilung leichterer Arbeit für bereits stark Geschwächte.<sup>26</sup> Die Unterstützungsleistungen beschränkten sich in der Regel auf Angehörige der eigenen Gruppe. Internationale und gruppenübergreifende Solidarität war im Lager weit weniger anzutreffen; im Krankenrevier und im Arbeitsdienstbüro lassen sich allerdings - aufgrund des Wirkens herausragender

---

<sup>26</sup>Mieczyslaw KRAUSE, Erinnerungsbericht, S. 17, Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Ng. 2.8. Der ehemalige polnische Häftling M. Krause würdigt in diesem Bericht die Leistungen des Komitees, warnt aber nachdrücklich vor einer Idealisierung des Widerstandes.

Persönlichkeiten - zahlreiche Beispiele selbstloser Hilfe benennen.<sup>27</sup> Sie stehen neben den Belegen für eine im Kampf um das eigene Überleben in Einzelinteressen aufgespaltene Häftlingsgesellschaft, in der eine kaum zu überbrückende Trennungslinie zwischen den etwa zehn Prozent "Prominenten" und der Masse der im täglichen Daseinskampf verstrickten "Muselmänner" bestand.<sup>28</sup>

### Arbeitseinsatz in der Kriegswirtschaft 1942-1945

Die dritte Phase in der Entwicklung des KZ-Systems, deren Beginn mit der Kriegswende 1941/42 einsetzte und die sich vor dem Hintergrund der militärischen Niederlage vollzog, war im wesentlichen gekennzeichnet durch das Nebeneinander von extensiven Häftlingsarbeitseinsätzen und den nationalsozialistischen Mordprogrammen an den Juden, an Sinti und Roma und Bevölkerungsgruppen der slawischen Nationen. Auf der institutionellen Ebene fand der Strukturwandel der Konzentrationslager, der auf eine möglichst umfassende Ausnutzung des KZ-Häftlingsarbeitskräftepotentials zu Rüstungszwecken und anderen kriegswirtschaftlichen oder militärischen Vorhaben zielte, seinen Ausdruck in einer Anfang März 1942 vollzogenen organisatorischen Umgestaltung der KZ-Verwaltung: Die Inspektion der Konzentrationslager wurde als Amtsgruppe D dem einen Monat zuvor neugegründeten SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA) unterstellt.

Unter der Prämisse kriegswirtschaftlichen Nutzens weitete die SS in der zweiten Kriegshälfte das System der Konzentrationslager stark aus. Die Zahl der Hauptlager stieg bis zum Frühjahr 1944 auf zwanzig an. Bei rüstungswichtigen Baustellen und Industriebetrieben, denen die SS auf Antrag Häftlinge zuteilte, wurden eine Vielzahl von Außenlagern eingerichtet, bei denen die Unterbringung entweder in firmeneigenen KZ-ähnlichen Behausungen oder in von den Häftlingen selbst notdürftig errichteten Barackenlagern erfolgte.

Zunächst stagnierte 1942 trotz steigender Einlieferungen die Belegung der Konzentrationslager bei 100 000 Arbeitskräften. Da nicht genügend KZ-Gefangene in den Lagern zur Verfügung standen, geriet die SS-Führung mit ihren Bestrebungen, Häftlinge im

---

<sup>27</sup>Zu nennen sind hier insbesondere der polnische Häftlingsarzt Maurycy Mittelstaedt und die französischen Professoren Florence, Prenant und Quenouille sowie im Arbeitsdienstbüro die Kommunisten Albin Lüdtké aus dem Rheinland und André Mandrycx aus Gent/Belgien. Vgl. KAIENBURG, Vernichtung, S. 347f.

<sup>28</sup>So die Feststellung von Edgar KUPFER-KOBERWITZ, Die Mächtigen, S. 269.

großen Umfang in der Rüstungsproduktion einzusetzen, in zunehmende Schwierigkeiten. Aus diesem Grund versuchte das WVHA, die Sterblichkeit in den Lagern zu senken. Die daraufhin angeordneten Maßnahmen zur Verbesserung der Häftlingsversorgung (Ausbau der Krankenreviere, Erlaubnis zum Geld- und Paketempfang, Abschaffung bestimmter, besonders grausamer Strafen wie das Pfahlhängen) und Leistungssteigerung (Einführung eines Prämiensystems, Erlaubnis zu kulturellen Freizeitbetätigungen etc.) zeigten jedoch nur vorübergehend Folgen. Für die Masse der Häftlinge verschlechterten sich die Lebensverhältnisse infolge der Ernährungssituation sowie der rücksichtslosen Auspressung der Arbeitskraft weiter; auch Mißhandlungen und Schikanen blieben in den Lagern an der Tagesordnung. Anders verhielt es sich bei Fachkräften. Hier konnte das wirtschaftliche Interesse der SS deren Überlebenschancen teilweise deutlich verbessern.<sup>29</sup>

Durch die verstärkte Einweisung von Widerstandskämpfern aus den von der Wehrmacht besetzten Länder, Geiseln und Opfern von Repressalien (Razzien und Massenverhaftungen) und ausländischen Zwangsarbeitern (wegen Verstößen gegen die Arbeitsdisziplin u. ä.) erfolgte im Laufe des Jahres 1943 ein rapider Anstieg der Gesamtbelegung in den Konzentrationslagern auf circa 300 000 Häftlinge, im Sommer 1944 stieg sie - nach der Einweisung zehntausender Juden, die von der sofortigen Vernichtung ausgenommen worden waren -, auf 525 000 und Anfang 1945 erreichte ihre Zahl 714 000; davon waren 200 000 Frauen.

Auch im KZ Neuengamme wurden ab 1942 Häftlinge als Arbeitskräfte bei Rüstungsfirmen eingesetzt.<sup>30</sup> Zu diesem Zweck wurden eigens Werkstätten auf dem Lagergelände in Neuengamme errichtet. Zunächst wurden südlich des Klinkerwerks sechs Holzbaracken erstellt, in denen bis zu 300 Gefangene für die Hamburger Motorenfabrik Carl Jastram in der Teilefertigung für den U-Boot-Bau (Torpedoausschußrohre, Wassertanks, Reparatur von Bootsmotoren) und bis zu 150 Gefangene für die Deutsche Meßapparate GmbH, einer Tochterfirma des Junghans-Konzerns, in der Produktion von Zeitzündern für Granaten arbeiteten. Für den thüringischen Waffenhersteller Carl Walther GmbH wurde 1943/44 eine über 10 000 qm große Fabrikationsanlage erstellt; in den "Metallwerken Neuengamme" produzierten bis zu 1 000 Gefangene Gewehrteile. In einem ebenfalls 1943/44 errichteten großen Barackenkomplex, dem sogenannten "Industriehof" der SS-eigenen "Deutschen Ausrüstungswerke", wurden hauptsächlich

---

<sup>29</sup>Vgl. PINGEL, Häftlinge, S. 151ff.

<sup>30</sup>Vgl. näher Ludwig EIBER, Arbeitssklaven für SS und Kriegswirtschaft. Häftlingsarbeit im KZ Neuengamme 1940-1945, in: Arno HERZIG, Dieter LANGEWIESCHE, Arnold SYWOTTEK (Hg.), Arbeiter in Hamburg, Hamburg 1983, S. 559-568.

Bedarfsartikel für die Waffen-SS, beispielsweise Kasernenmobiliar, Tarnnetze, Kisten und Patronenbehälter, hergestellt.

Seit 1942 kamen Häftlingskommandos aber auch an auswärtigen Industriestandorten zum Einsatz. Bereits im April 1942 wurden mehrere hundert Häftlinge in das beim Volkswagenwerk errichtete KZ "Arbeitsdorf" überstellt, das faktisch selbständig war, in der Gründungsphase aber noch der Leitung des Neuengammer Kommandanten Weiß unterstand. Die ersten direkt bei Firmen errichteten Außenlager des KZ Neuengamme entstanden im August 1942 bei den Phrix-Werken in Wittenberge - überhaupt das erste eigene KZ-Lager bei einem nichtstaatlichen Wirtschaftsunternehmen - und im Oktober 1942 bei den "Reichswerken Hermann Göring" in Salzgitter-Drütte. Zur gleichen Zeit wurden 1 000 Häftlinge des KZ Neuengamme als II. SS-Baubrigade nach Bremen und Osnabrück überstellt, um dort nach Bombenangriffen Aufräumarbeiten zu leisten. In der Folgezeit wurden noch in weiteren norddeutschen Großstädten (Hamburg, Kiel, Wilhelmshaven), auf Fabrikgeländen und nach Großangriffen auf Reichsbahnanlagen (Soest/Bad Sassendorf, Uelzen) Häftlingskolonnen aus Neuengamme zur Trümmerbeseitigung, Sprengung einsturzgefährdeter Ruinen, Leichenbergung und -bestattung und als Spezialkommandos zur Sprengung von Blindgängern eingesetzt.

Im März 1943 unterstellte das Wirtschafts-Verwaltungshauptamt auch die I. SS-Baubrigade, die auf die besetzte britische Kanalinsel Alderney zum Bau von Befestigungsanlagen abkommandiert war, der Neuengammer Lagerverwaltung. Im zweiten Halbjahr 1943 kamen drei weitere Außenlager hinzu, dabei handelte es sich um Häftlingsarbeitseinsätze in der Accumulatorenfabrik Hannover-Stöcken und der Munitionsfabrik Salzwedel sowie beim Bau des U-Boot-Bunkers "Valentin" in Bremen-Farge. Die Zahl der Häftlinge in den Außenlagern näherte sich allmählich der im Stammlager an (August 1943: Stammlager circa 5 500-6 000; Außenlager circa 4 000).<sup>31</sup>

Die weit überwiegende Zahl der Außenlager entstand erst im letzten Kriegsjahr, als bei Rüstungsfirmen in ganz Norddeutschland Dependancen errichtet wurden. Schwerpunkte bildeten die industriellen Ballungsräume um Hamburg (Blohm & Voss, Deutsche Werft, Drägerwerke, Hanseatische Kettenwerke u. a.), Bremen (Borgward, Deschimag, Krupp-Norddeutsche Hütte u. a.), Hannover (Brinker Eisenwerke, Continental, Hanomag u. a.) und Braunschweig-Salzgitter (Büssing, Reichswerke Hermann-Göring, Volkswagen u. a.). Zumeist wurden die Gefangenen zum Bau von Produktionsstätten oder zu Aufräumarbeiten nach Luftangriffen eingesetzt; in der Rüstungsfertigung selbst arbeitete nur der geringere Teil von ihnen. Andere Außenlager dienten

---

<sup>31</sup>Zahlenangaben nach KAIENBURG, Vernichtung, S. 155f. u. 339.

der Verlagerung von Rüstungsindustrien in unterirdische Produktionsanlagen, dem Bau von militärischen Befestigungsanlagen und Behelfsheimsiedlungen. Insgesamt zählten zum KZ Neuengamme mehr als 80 Außenlager, die sich über einen geographischen Raum erstreckten, der von der deutsch-dänischen Grenze bis zum Weserbergland und vom Emsland bis zur Elbe reichte. Die Bedeutung der Außenlager zeigt sich auch daran, daß gegen Kriegsende in ihnen dreimal so viele Gefangene inhaftiert waren wie im Stammlager: Ende März 1945 mußten in den Außenlagern, wie der Vierteljahresbericht des SS-Standortarztes vom 29.3.1945 ausweist, 39 880 Häftlinge, davon 12 073 Frauen, Sklavenarbeit für die Kriegswirtschaft leisten.<sup>32</sup> Zur gleichen Zeit befanden sich bis zu 14 000 Gefangene im vollkommen überbelegten Hauptlager.

Zwar blieb das Stammlager in Neuengamme eine Haftstätte für Männer, doch von den Außenlagern waren über zwanzig für Frauen bestimmt.<sup>33</sup> Einen hohen Anteil von Frauenlagern wies Hamburg auf, in dessen Stadtgebiet es insgesamt fünfzehn Außenlager des KZ Neuengamme gab; berücksichtigt man, daß in denselben Gebäuden zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschiedene Lager bestanden, erhöht sich die Zahl auf 21. In zehn dieser Lager waren mehrere tausend Frauen untergebracht; die meisten von ihnen waren polnische, tschechische und ungarische Jüdinnen. Als sich die militärische und kriegswirtschaftliche Lage zunehmend verschlechterte, hatte sich die nationalsozialistische Führung unter dem Druck des gravierenden Arbeitskräftemangels in Deutschland dazu entschlossen, auch aus dem Kreis der in die Vernichtungslager des Ostens deportierten und dort zur Ermordung bestimmten Juden Arbeitskräfte für den reichsweiten Einsatz bei Rüstungsvorhaben zu rekrutieren. Während die SS in den Gaskammern von Auschwitz weiterhin Kinder, Alte und Kranke ermordete, wurden ab dem Frühjahr 1944 in die Konzentrationslager im - zuvor durch Deportationen weitgehend "judenfrei" gemachten - "Altreich" wieder jüdische Gefangene eingeliefert, nunmehr allerdings in weit größerer Zahl. In das KZ Neuengamme wies die SS im letzten Kriegsjahr vor allem aus Auschwitz, Groß-Rosen, Majdanek, Riga-Salaspils und - ohne Zwischenstation in einem anderen KZ - direkt aus Budapest circa 12-13 000 jüdische Gefangene ein. Nur ein kleiner Teil von ihnen kam ins Hauptlager, in dem die jüdischen Gefangenen, wie bereits in der Anfangsphase, weitgehend von den nichtjüdischen separiert wurden.

Zunächst waren auch jene Außenlager, in die jüdische Gefangene transportiert wurden,

---

<sup>32</sup>Bericht des SS-Standortarztes, Dr. Alfred Trzebinsky, an das Wirtschafts-Verwaltungshauptamt der SS vom 29.3.1945; wiedergegeben bei JOHE, Neuengamme, S. 76-80.

<sup>33</sup>Vgl. Werner JOHE, "Frierend, hungrig und todmüde...", Frauenarbeit im Konzentrationslager Neuengamme, in: Dachauer Hefte, 3 (1987), Heft 3, S. 58-76.

ausschließlich oder weitgehend für sie bestimmt; später wurde die Trennung von anderen Gefangenen allerdings auch im Bereich der Außenlager nicht mehr strikt eingehalten. Im Unterschied zu anderen Gefangenengruppen, die in der Regel erst zur "Quarantäne" in das Stammlager kamen, bevor die SS sie in Außenlager weiter transportierte, wurden die meisten jüdischen Gefangenen - ebenso wie generell alle Frauen - direkt in die Außenlager eingewiesen.

Die jüdischen Gefangenen arbeiteten nur zu einem geringen Teil in Rüstungsbetrieben, mehrheitlich wurden sie zu schweren Bauarbeiten eingeteilt, so bei der Herrichtung unterirdischer Stollen in Hannover-Ahlem und Helmstedt-Beendorf. Die Bedingungen in diesen Außenlagern für Juden waren katastrophal. In Hannover-Ahlem, wo die Männer in zwölfstündigen Schichten mit Hämmern und Spitzhacken die Gänge in den naßkalten Stollen verbreitern mußten, trieben Funktionshäftlinge auf Geheiß und mit Unterstützung der SS ihre jüdischen Mitgefangenen mit ungeheuerlichen Brutalität zur Arbeit im Laufschrift an; sie mißhandelten und ermordeten Häftlinge nach Belieben.<sup>34</sup>

Auch jüdische Frauen mußten Schwerstarbeiten leisten. In Hamburg wurde das erste Außenlager für Jüdinnen im Juli 1944 in einem Getreidespeicher am Dessauer Ufer eingerichtet. Die mehrheitlich noch sehr jungen Frauen, die Ende Juni 1944 im KZ Auschwitz nach Alter und körperlicher Verfassung ausgesucht worden waren, verrichteten für Mineralölraffinerien und andere Firmen im Freihafen Aufräumarbeiten. Mitte September kamen die Frauen, unter denen sich auch einige Sinti und Roma befanden, in Gruppen zu je 500 in Außenlager nach Wedel, Neugraben und Sasel. Dort mußten sie Panzergräben für einen geplanten Befestigungsring um Hamburg ausheben (Wedel), bei verschiedenen Firmen Bau- und Aufräumarbeiten leisten (Neugraben) und Behelfsheimwohnungen erstellen (Sasel/Poppenbüttel). Bereits nach wenigen Wochen transportierte die SS die in Wedel inhaftierten Frauen abermals in ein neues Außenlager in Hamburg-Eidelstedt (Bau von Plattenhäusern, Munitionsproduktion). Die Häftlinge aus Neugraben wurden im Februar 1945 in das Außenlager Tiefstack überstellt, wo sie ebenfalls Panzergräben ausheben mußten. Zu derartig schweren körperlichen Arbeiten wurden unter den weiblichen KZ-Gefangenen fast ausschließlich Jüdinnen eingesetzt. Verglichen mit anderen Außenlagern, beispielsweise den Lagern des "Friesenwall"-Projektes (Aurich-Engerhufe, Husum-Schwesing, Ladelund), in denen bei Schanzarbeiten innerhalb weniger Wochen Hunderte zugrunde

---

<sup>34</sup>Vgl. Christoph GUTMANN, KZ Ahlem: Eine unterirdische Fabrik entsteht, in: Rainer FRÖBE, Claus FÜLLBERG-STOLLBERG, Christoph GUTMANN, Rolf KELLER, Herbert OBENAU, Hans Hermann SCHRÖDER (Hg.), Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des 2. Weltkrieges, Bd. 1, Hildesheim 1985, S. 331-406.

gerichtet wurden und in denen die monatlichen Todesraten bei über 10 Prozent lagen,<sup>35</sup> war die Zahl der Todesopfer zwar - soweit bisher bekannt - in den genannten Lagern relativ gering. Gleichwohl überlebten viele nicht, da die SS Anfang April 1945, als die Außenlager nach und nach aufgelöst wurden, die meisten Jüdinnen, so auch die Frauen aus Sasel, Eidelstedt und Tiefstack, nach Bergen-Belsen deportierte.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen im Stammlager und den Außenlagern verschlechterten sich gegen Kriegsende zusehends. Überbelegung, ungenügende Ernährung, unzureichende medizinische Versorgung und katastrophale sanitäre Verhältnisse führten zum Tod vieler Gefangener. Die Sterberate lag nach den (allerdings unvollständigen) Angaben der im Krankenrevier geführten Totenbücher im Jahre 1943 bei durchschnittlich 332 Toten pro Monat und stieg im Dezember 1944 auf 2 594 an, das heißt auf durchschnittlich 84 Tote täglich.<sup>36</sup>

Außer den Häftlingen, die durch Arbeit zugrunde gerichtet wurden, fanden im KZ Neuengamme noch zahlreiche weitere Menschen den Tod. Das Lager diente der Staatspolizeileitstelle Hamburg als zentrale Hinrichtungsstätte. Gestapo und SS wiesen bis 1945 weit über 1 000 Personen zur Exekution in das Lager ein. Unter ihnen befand sich eine große Zahl von sowjetischen und polnischen Zwangsarbeitern sowie Widerstandskämpfer verschiedener Nationalitäten, zum Beispiel zahlreiche niederländische Gewerkschafter, die Ende 1944 einen Eisenbahnerstreik organisiert hatten. Am 25. September 1942 wurden 197 und Ende November noch einmal 251 sowjetische Kriegsgefangene im Arrestbunker, dem Lagergefängnis des KZ Neuengamme, mit Zyklon B vergast.<sup>37</sup>

---

<sup>35</sup>Vgl. Elke SUHR, Das Konzentrationslager im Pfarrgarten. Ein Panzergraben-Kommando für den Friesenwall - Aurich/Engerhufe 1944, Oldenburg 1984, S. 114ff.; Klaus BÄSTLEIN (Hg.), Das KZ Husum-Schwesing. Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme. Materialien zu einem dunklen Kapitel nordfriesischer Geschichte, Bredstedt 1983, S. 41f.; ev.-luth. KIRCHENGEMEINDE LADELUND (Hg.), Konzentrationslager Ladelund 1944. Wissenschaftliche Dauerausstellung in der KZ-Gedenkstätte Ladelund, Ladelund 1990, S. 26.

<sup>36</sup>Für die verschiedenen Jahre stellt sich die Entwicklung der Todeszahlen wie folgt dar: 430 (1940), 434 (1941), 3140 (1942), 3985 (1943), 5527 (1944), 3440 (1.1.-15.3.1945). Die Angaben beruhen auf einer Auswertung der vom (KZ-)Standesamt Neuengamme ausgestellten Sterbeurkunden sowie der für den Zeitraum vom 1.5.1942 bis 15.3.1945 (Außenlager nur bis 29.12.1944) erhalten gebliebenen "Totennachweise". Beide Quellen weisen zahlreiche Lücken und Fehler auf, können jedoch für das Stammlager (nicht für die Außenlager, für die sie nur einen Bruchteil aller Toten registrieren) bis zum Herbst 1944 im großen und ganzen (mit gewissen Ausnahmen wie z. B. den Exekutionen und der Fleckfieberepidemie 1942) als relativ vollständig gelten. Die in beiden Quellen erfaßten Namen (16 956) stellen jedoch aufgrund der großen Zahl von Außenlagern sowie der über 10 000 Menschen, die bei der "Evakuierung" starben, insgesamt circa nur ein Drittel aller ums Leben gekommenen Häftlinge des KZ Neuengamme dar.

<sup>37</sup>Die Ermordung der 448 sowjetischen Kriegsgefangenen im KZ Neuengamme ist ein Beispiel dafür, daß Vergasungen auch in "reichsdeutschen" Konzentrationslagern stattfanden. Die Aktion Ende November 1942 richtete sich gegen Invalide und Prothesenträger. Vgl. Eugen KOGON u. a., Nationalsozialistische

Mehrfach wurden im KZ Neuengamme auch Menschenversuche an Gefangenen vorgenommen. Im Frühjahr 1942 ließ das Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten Sulfonamidversuche im Lager durchführen<sup>38</sup>, 1944/45 fanden Experimente mit Tbc-Erregern statt, denen circa 30 Gefangene zum Opfer fielen. Für diese Versuche waren im November 1944 auch zwanzig jüdische Kinder, zehn Jungen und zehn Mädchen im Alter von fünf bis zwölf Jahren, aus dem KZ Auschwitz nach Neuengamme gebracht worden. Der Lungenfacharzt Dr. Kurt Heißmeyer infizierte die Kinder mit Tbc-Bazillen, beobachtete den Krankheitsverlauf und ließ in chirurgischen Eingriffen ihre Axillardrüsen entfernen. Um das medizinische Verbrechen zu verbergen, ließ die SS-Führung die Kinder und ihre vier Betreuer wenige Tage vor Kriegsende in ein seit Oktober 1944 als KZ-Außenlager genutztes Schulgebäude im kriegszerstörten Stadtteil Rothenburgsort bringen und dort ermorden. In der Nacht des 20. April 1945 wurden sie im Keller der ehemaligen Schule am Bullenhuser Damm von SS-Männern erhängt.<sup>39</sup>

Die letzten Kriegswochen waren von der Räumung der Lager bestimmt. Die SS setzte die Kommandos teils mit Zügen, teils zu Fuß in Richtung Neuengamme, Bergen-Belsen und andere Orte in Marsch. Mit Nahrung - wenn überhaupt - für ein bis zwei Tage versehen, waren manche Transporte über eine Woche unterwegs. Viele Gefangene verdursteten und verhungerten; bei den Fußmärschen erschossen die SS-Wachmannschaften diejenigen, die nicht Schritt halten konnten. Im vollkommen überfüllten KZ Bergen-Belsen, wohin mehrere "Evakuierungstransporte" aus Neuengamme und den Außenlagern gelangten, mangelte es an allem. Als britische Truppen am 15. April 1945 das Lager befreiten, bot sich ihnen ein Bild des Schreckens: Auf dem Lagergelände fanden sie 60 000 hungernde und kranke, oftmals vom Tod bereits gezeichnete Gefangene (trotz großer medizinischer Anstrengungen verstarb von ihnen bis Juni 1945 etwa jede/r vierte) und 13 000 unbeerdigte Leichen vor.<sup>40</sup> Nicht viel anders sah es in den zwei anderen Auffanglagern aus, die zum Zielort zahlreicher Transporte aus den Außenlagern und teilweise auch aus dem Stammlager Neuengamme wurden: Im

---

Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1986, S. 266ff.; sowie KAIENBURG, Vernichtung, S. 371.

<sup>38</sup>Vgl. Ludger WESS, Menschenversuche und Seuchenpolitik - Zwei unbekanntes Kapitel aus der Geschichte der deutschen Tropenmedizin, in: 1999, Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 8 (1993), Heft 2, S. 10-50 (45ff.).

<sup>39</sup>Vgl. Günther SCHWARBERG, Der SS-Arzt und die Kinder. Bericht über den Mord vom Bullenhuser Damm, München 1979; Fritz BRINGMANN, Kindermord am Bullenhuserdamm. SS-Verbrechen in Hamburg 1945: Menschenversuche an Kindern, Frankfurt am Main 1978.

<sup>40</sup>Vgl. Eberhard KOLB, Bergen-Belsen. Vom "Aufenthaltslager" zum Konzentrationslager 1943-1945, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 1985.



Kriegsgefangenenlager Sandbostel überließ die SS in den letzten Kriegstagen 7 000 "evakuierte" KZ-Häftlinge nahezu ohne Nahrung und unter unbeschreiblichen hygienischen Verhältnissen ihrem Schicksal. Zahllose Gefangene gingen an Hunger und Krankheiten zugrunde. Noch Wochen und Monate nach der Befreiung starben Hunderte im Krankenhaus Rotenburg/Wümme und in anderen umliegenden Lazaretten.<sup>41</sup> Ähnlich sah die Situation auch in dem im Februar 1945 in der Nähe von Ludwigslust eingerichteten KZ-Außenlager Wöbbelin aus, wo in den letzten Apriltagen mehr als 10 000 Häftlinge zusammengedrängt wurden.

Die im Stammlager Neuengamme verbliebenen 10 000 Häftlinge wurden Mitte April mit Güterzügen nach Lübeck transportiert und auf drei Schiffe verladen. Am 3. Mai 1945 griffen britische Jagdbomber die in der Neustädter Bucht ankernden Schiffe an und bombardierten sie. Während die "Athen" nur von drei kleinen Bomben getroffen wurde und den Angriff mit 1 998 Gefangenen an Bord ziemlich unbeschadet überstand, wurde der Angriff für die circa 4 600 auf der "Cap Arcona" und die circa 2 800 auf der "Thielbek" eingepferchten Häftlinge zur Katastrophe. Nur 450 von ihnen konnten sich retten, während 7 000 Häftlinge wenige Stunden vor ihrer möglichen Befreiung an Bord verbrannten, in der Ostsee ertranken oder beim Rettungsversuch erschossen wurden.

So endete die Geschichte des KZ Neuengamme in einem Inferno. Die Zahl der Häftlinge, die in den letzten Kriegswochen umkamen, läßt sich nur schätzen. Sie wird bei über 15 000 liegen. Wenn auch die genaue Zahl der Todesopfer des KZ Neuengamme nicht bekannt ist, so muß davon ausgegangen werden, daß mehr als die Hälfte der Gefangenen das Lager nicht überlebten. Insgesamt kamen vermutlich 55 000 der 106 000 im KZ Neuengamme und den Außenlagern Inhaftierten ums Leben.

### Entwicklung und Stand der Forschung

Obgleich im zurückliegenden Jahrzehnt Veröffentlichungen über das KZ Neuengamme und die Außenlager in beträchtlicher Zahl erschienen sind,<sup>42</sup> liegen zu zahlreichen Themenfeldern und Aspekten noch keine oder bei weitem nicht hinreichende Forschungsergebnisse vor. Über bestimmte Phasen der Lagergeschichte, über einzelne nationale (z. B. Italiener, Griechen, Russen und Ukrainer) und andere Häftlingsgruppen (z. B. Sinti und Roma, sogenannte "Asoziale" und "Kriminelle") sowie das Verhältnis der

<sup>41</sup>Vgl. Werner BORGEN, Klaus VOLLAND, Stalag XB Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939-1945, Bremen 1991.

<sup>42</sup>Vgl. die Literaturübersicht in: BAUCHE, Arbeit und Vernichtung, S. 255-258.

unterschiedlichen Gruppen zueinander, über den Widerstand im Lager und seine Bedingungsfaktoren, über die Zusammensetzung und Struktur der SS-Wachmannschaften, über viele Arbeitskommandos und Außenlager, über die Funktion des Lagers als Hinrichtungsstätte der Gestapo und über die schwer zu rekonstruierenden Vorgänge bei der Räumung der Lager ist nur sehr wenig oder teilweise sogar nahezu nichts bekannt.

Die Gründe für diese und andere Forschungsdesiderate sind einerseits in der schwierigen Quellenlage zu sehen,<sup>43</sup> andererseits aber auch in dem zunächst vorherrschenden Erkenntnisinteresse, das die Autorinnen und Autoren schwerpunktmäßig zumeist nach der politisch-ökonomischen Funktion der Lager fragen ließ oder ihr Augenmerk auf den "Widerstandskampf" der politischen Gefangenen richtete. Viele Fragestellungen, insbesondere jene, die sozialgeschichtliche Aspekte thematisieren und den vielschichtigen "Alltag" der Gefangenen, die inneren Strukturen der Lagergesellschaft, Überlebensbedingungen und die Perspektive der unterschiedlichen Häftlingsgruppen zu ergründen versuchen, wurden erst in den letzten Jahren entwickelt.

In den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, in denen die junge Bundesrepublik die Hinterlassenschaft der nationalsozialistischen Konzentrationslager weitgehend verdrängte und größere Teile der Gesellschaft in Erinnerungsverweigerung und Schuldabwehr verharrten,<sup>44</sup> fand von seiten der Fachwissenschaft eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Konzentrationslager so gut wie überhaupt nicht statt. Nur die Überlebenden selbst nahmen sich dieser Aufgabe an.<sup>45</sup> Oftmals schrieben sie aus einer Art inneren Verpflichtung heraus; sie wollten vor der Welt Zeugnis ablegen von dem in den Lagern Erlittenen, von dem gewaltsamen und letztlich unbegreiflichen Tod der unzähligen Opfer. Sie verbanden damit die Hoffnung, daß ihr Erleben Bedeutung für die nachfolgenden Generationen habe und somit dazu beitragen

---

<sup>43</sup>Da der Großteil der Akten von der SS bei der Räumung des KZ Neuengamme im April 1945 verbrannt wurde, blieben nur jene Unterlagen erhalten, die von Häftlingen verborgen werden konnten - hier sind in erster Linie die unter den Fußbodendielen des Krankenreviers versteckten Totenbücher zu nennen - oder die in den Korrespondenzakten anderer Ämter und Einrichtungen Eingang fanden. Weitere wichtige Quellengruppen sind die in der Nachkriegszeit geführten britischen Militärgerichtsprozesse, Spruchgerichtsunterlagen, Ermittlungsverfahren bundesdeutscher Staatsanwaltschaften sowie Aktenbestände französischer, belgischer, niederländischer, polnischer und dänischer Untersuchungsstellen.

<sup>44</sup>Vgl. Detlef GARBE, Äußerliche Abkehr, Erinnerungsverweigerung und "Vergangenheitsbewältigung". Der Umgang mit dem Nationalsozialismus in der frühen Bundesrepublik, in: Axel SCHILDT, Arnold SYWOTTEK (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 693-716.

<sup>45</sup>Zu den bekanntesten Werken ehemaliger Häftlinge zählen Eugen Kogons Untersuchung von 1945/1947 über den SS-Staat am Beispiel des KZ Buchenwald, Hans-Günter Adllers Studien über das Ghetto-Lager Theresienstadt und Hermann Langbeins Bücher über Auschwitz und den Widerstand in den Konzentrationslagern.

könne, daß sich derartiges Unrecht niemals wiederhole.

Auch über das Konzentrationslager Hamburg-Neuengamme existieren schriftliche Erinnerungsberichte und Aufzeichnungen ehemaliger Häftlinge in beachtlichem Umfang,<sup>46</sup> wobei nicht wenige von ihnen als Buch veröffentlicht wurden. Die große Mehrzahl wurde von ausländischen Überlebenden vorgelegt; sie erschienen vor allem in Dänemark, Frankreich und Polen.<sup>47</sup> Demgegenüber ist die Zahl der von deutschen Überlebenden veröffentlichten Berichte über das KZ Neuengamme vergleichsweise gering. Als wichtige Publikationen sind zu nennen: die sehr frühe Darstellung über das "Leben im KZ Neuengamme" von Heinrich Christian Meier<sup>48</sup>, der ab 1942 heimlich im Konzentrationslager Dachau angefertigte Bericht von Edgar Kupfer-Koberwitz über seine vorangegangene Gefangenschaft in Neuengamme<sup>49</sup> und die Dokumentationen von Fritz Bringmann<sup>50</sup> und Rudi Goguel.<sup>51</sup>

Besondere Bedeutung kommt einer umfangreichen Sammlung nicht veröffentlichter Berichte zu, die in den 50er und 60er Jahren von dem in Hamburg ansässigen Zusammenschluß ehemaliger Häftlinge, der Arbeitsgemeinschaft Neuengamme, angelegt wurde. Die Arbeitsgemeinschaft bat Hunderte von Mithäftlingen um Auskunft und legte mit einem hohen Aufwand an Kraft und Zeit ein umfangreiches Archiv an, in dem neben den Erinnerungen, die überwiegend von deutschen, aus politischen Gründen inhaftierten Häftlingen verfaßt wurden, auch Fotos, Dokumente, Listen und die im April 1945 vor der Aktenvernichtung geretteten Totenbücher Aufnahme fanden.<sup>52</sup>

---

<sup>46</sup>Umfangreichere Sammlungen von Berichten ehemaliger Häftlinge des KZ Neuengamme werden im niederländischen "Rijksinstituut voor Oorlogsdokumentatie", im belgischen Gesundheitsministerium und im Kopenhagener "Museet for Danmarks Frihedskamp" sowie in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme verwahrt.

<sup>47</sup>Eine 1981 in Polen erschienene Bibliographie über die nationalsozialistischen Konzentrationslager listet 147 veröffentlichte Titel zum KZ Neuengamme auf, wobei es sich fast ausschließlich um in französisch, holländisch, dänisch und polnisch verfaßte Häftlingsberichte handelt. Vgl. BIULETYN glówniej komisji badania zbrodni Hitlerowskich w Polsce, Bd. XXX., Warszawa 1981.

<sup>48</sup>Heinrich Christian MEIER, So war es. Das Leben im KZ Neuengamme, Hamburg 1946; vgl. auch den autobiographischen Roman des gleichen Autors, Frühwind.

<sup>49</sup>KUPFER-KOBERWITZ, Die Mächtigen, S. 262-427.

<sup>50</sup>BRINGMANN, KZ Neuengamme.

<sup>51</sup>Rudi GOGUEL, "Cap Arcona". Report über den Untergang der Häftlingsflotte in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982.

<sup>52</sup>In den 60er Jahren gaben ehemalige Häftlinge auch einzelne, auf ihren Recherchen und der Sammlungstätigkeit basierende, Veröffentlichungen heraus, die in der Öffentlichkeit jedoch kaum zur Kenntnis genommen wurden. Neben - teilweise nur hektographiert vorgelegten - Broschüren waren eine Dokumentation und das (allerdings fehlerhafte) Totenbuch von besonderer Bedeutung. Vgl. LAGERGEMEINSCHAFT NEUENGAMME (Hg.), So ging es zu Ende ... Neuengamme. Dokumente und Berichte, Hamburg 1960; FREUNDESKREIS E.V. (Hg.), Totenbuch Neuengamme, Bearbeiter: Franz Glienke, Wiesbaden o. J. [1967].

Offizielle Stellen leisteten nur selten Hilfestellung; auch die akademische Geschichtswissenschaft wies das Thema noch weit von sich. Nach dem Tod von Hans Schwarz, der als Generalsekretär der "Amicale Internationale de Neuengamme" der maßgebliche Initiator der Sammlung war, ist das Archiv als "Nachlaß Hans Schwarz" Anfang der 70er Jahre in die "Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg" übergegangen. Als Anfang der 80er Jahre das Interesse an der Geschichte des KZ Neuengamme stark zunahm, boten die Bestände dieses Archivs zahlreichen Wissenschaftlern, Studenten und Schülern, Universitätseinrichtungen und Geschichtsgruppen eine wichtige Informationsgrundlage. Eine Auswahl der Berichte wurde 1989 in einem Sammelband veröffentlicht.<sup>53</sup>

Als in den 60er Jahren bundesdeutsche Historiker im Zusammenhang mit den nach einem Jahrzehnt justitiellen Stillstandes nun wieder geführten Prozessen gegen Angehörige der SS-Wachmannschaften die Beschäftigung mit dem KZ-System aufzunehmen begannen,<sup>54</sup> fand erstmals auch das Konzentrationslager Neuengamme eine gewisse fachwissenschaftliche Beachtung. Werner Johe, Mitarbeiter der Hamburger Forschungsstelle, veröffentlichte in dem 1970 vom Institut für Zeitgeschichte herausgegebenen Sammelband "Studien zur Geschichte der Konzentrationslager" dazu einen Aufsatz.<sup>55</sup> Die Darstellung beschränkte sich weitgehend auf das Hauptlager; die Außenlager blieben ausgespart. Anhand der Bestände des Hamburger Staatsarchivs arbeitete Johe erstmals die wesentlichen Kernpunkte der Vorgeschichte heraus, insbesondere die Vertragsverhandlungen und -vereinbarungen zwischen der SS, dem Reich und der Stadt Hamburg über die Einrichtung und den Betrieb des Lagers. Jokes Schwerpunkt lag auf der Geschichte des Konzentrationslagers als "Institution"; die Arbeits- und Lebensbedingungen der Betroffenen blieben weitgehend unbeachtet.

Über zehn Jahre lang wurden Jokes Forschungen durch keine neuen Untersuchungen fortgeführt. Erst die Veränderungen in der zuvor an der Geistes- und Politikgeschichte, am Handeln von Mächten und Institutionen orientierten Historiographie, die in Weiterentwicklung und Kritik an der nunmehr etablierten Sozialgeschichte die Perspektive einer "Geschichte von unten" einnahm und sich den - vermeintlichen -

---

<sup>53</sup>Christoph ERNST,Ulrike JENSEN (Hg.), Als letztes starb die Hoffnung. Berichte von Überlebenden aus dem KZ Neuengamme, Hamburg 1989.

<sup>54</sup>Vgl. insbesondere die 1965 veröffentlichte Studie von Martin BROZAT über die nationalsozialistischen Konzentrationslager, die als Teil des Gutachtens des Instituts für Zeitgeschichte für den Frankfurter Auschwitz-Prozeß vorgelegt wurde und eine überzeugende Darstellung der Organisationsstrukturen und der Entwicklung des KZ-Systems bot.

<sup>55</sup>JOHE, Neuengamme.

Objekten der Geschichte, mithin den Opfern und deren Zeugnissen ("Oral-History") zuwandte, sowie das Ende der 70er Jahre in der Öffentlichkeit erwachende Interesse an der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und der in diesem Zusammenhang einzuordnende Beschluß der Freien und Hansestadt Hamburg, die 1965 als Mahnmal mit Stele eingerichtete KZ-Gedenkstätte Neuengamme um ein Dokumentenhaus mit ständiger Ausstellung zu ergänzen, bewirkten hier eine Änderung. Nunmehr waren in rascher Folge wesentliche Fortschritte in der Erforschung der Geschichte des KZ Neuengamme und der Außenlager zu verzeichnen. Insbesondere zu den Außenlagern führten die Anfang der 80er Jahre erstmals auf breiter Basis vorgenommenen Forschungen zu neuen Ergebnissen, wobei das Interesse von Universitätsprojekten, Geschichtswerkstätten und örtlichen Initiativgruppen sich sowohl aus der regionalgeschichtlicher Orientierung an den bis dahin weitgehend unbekanntem Lagern "vor der eigenen Haustür" als auch aus dem seinerzeit starken Aufklärungsimpetus über den Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen in der Kriegswirtschaft und die Verantwortung der Unternehmen speiste. Von wegweisender Bedeutung war das von einer Projektgruppe der Universität Hannover erarbeitete zweibändige Werk über Häftlingsarbeit und Rüstungsproduktion in den Hannoveraner Außenlagern des KZ Neuengamme. Das Historikerteam beschrieb auf breiter Quellenbasis Struktur, Entstehung und Aufbau der Lager, Herkunft und Nationalität der Häftlingsgruppen und sehr detailliert die Lebens- und Arbeitsbedingungen. Die Entscheidungsfindung für den zunächst umstrittenen Einsatz von KZ-Gefangenen in der Rüstungsindustrie, die Mitwirkung der Firmen und das Verhalten ihrer Belegschaften wurden erstmals umfassend erörtert.<sup>56</sup>

Hervorzuheben sind ferner die Untersuchungen von Gerd Wysocki über das Salzgitter-Gebiet und den Arbeitseinsatz von Häftlingen des KZ Neuengamme im Stahlkonzern der Reichswerke "Hermann Göring",<sup>57</sup> von Klaus-Jörg Siegfried über Zwangsarbeit im Volkswagenwerk<sup>58</sup> und von Axel Richter über das bei Braunschweig gelegene Außenlager Vechelde und den Einsatz von KZ-Häftlingen, die in diesem Fall von den

---

<sup>56</sup>Vgl. FRÖBE, Hannover.

<sup>57</sup>Gerd WYSOCKI, Zwangsarbeit im Stahlkonzern. Salzgitter und die Reichswerke 'Hermann Göring' 1937-1945, Braunschweig 1985; sowie DERS., Arbeit für den Krieg. Herrschaftsmechanismen in der Rüstungsindustrie des "Dritten Reiches". Arbeitseinsatz, Sozialpolitik und staatspolizeiliche Repression bei den Reichswerken "Hermann Göring" im Salzgitter-Gebiet 1937/38 bis 1945, Braunschweig 1992.

<sup>58</sup>Klaus-Jörg SIEGFRIED, Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939-1945. Eine Dokumentation, Frankfurt am Main, New York 1986; sowie DERS., Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939-1945, Frankfurt am Main, New York 1988. Die Veröffentlichung der Ergebnisse eines von Hans Mommsen geleiteten Projekts über den Einsatz von Zwangsarbeitern beim Volkswagenwerk steht noch aus.

Firmenvertretern selbst in Auschwitz ausgesucht worden waren, bei den Büssing-Automobilwerken.<sup>59</sup>

Auch zu den Zielorten der "Evakuierungstransporte" sind wichtige Darstellungen erschienen. Neben den Veröffentlichungen zur "Cap Arcona" sind hier besonders die Arbeit "KZ-Züge auf der Heidebahn"<sup>60</sup> sowie die Untersuchung von Werner Borgsen und Klaus Volland über das KZ-Auffanglager Sandbostel<sup>61</sup> zu nennen.

Einige der in den letzten Jahren erschienenen Publikationen beschränkten sich auch in der Darstellungsform neue Wege. Der Rechtshistoriker Christoph Schminck-Gustavus verband bei der Schilderung des Verfolgungsschicksals des polnischen Jugendlichen Walerian Wróbel, der 1941 für neun Monate im Konzentrationslager Neuengamme inhaftiert war und anschließend nach einem Sondergerichtsurteil am 25. August 1942 in Hamburg hingerichtet wurde, literarische Darstellungsformen mit wissenschaftlicher Dokumentation.<sup>62</sup> Die gründlich recherchierte Studie fand öffentlich viel Beachtung, eröffnete neue Leserkreise und wurde 1991 von Rolf Schübel in Form eines dokumentarischen Spielfilms verfilmt.

Zur Geschichte des Hauptlagers in Neuengamme erschien 1990 mit der Dissertation von Hermann Kaienburg erstmals eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung.<sup>63</sup> Mehrjährige Forschungen, die akribische Auswertung bislang nicht berücksichtigter Quellen sowie insbesondere die Einbeziehung von Zeugenberichten verschiedener Art (schriftliche Berichte, Befragungen, Aussagen vor Gericht etc.) bildeten bei Kaienburg die Grundlage für eine detailreiche und abgewogene Studie über die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, die insbesondere Fragen wie die materielle Versorgung (Ernährung, Kleidung, Unterbringung, Krankenbehandlung), Gewalt und Schikane, Arbeitsorganisation und -bedingungen thematisiert. Im Mittelpunkt der unter dem Titel "Vernichtung durch Arbeit" veröffentlichten Arbeit stehen die auf dem Lagergelände in Neuengamme errichteten Wirtschaftsbetriebe (Deutsche Erd- und Steinwerke, Deutsche Ausrüstungswerke, Walther-Werke, Jastram und Messap). Kaienburgs Arbeit fand allgemein als ein wichtiger Beitrag zur noch immer innerhalb

<sup>59</sup>Axel RICHTER, Das Unterkommando Vechelde des Konzentrationslagers Neuengamme. Zum Einsatz von KZ-Häftlingen in der Rüstungsproduktion, Vechelde 1985.

<sup>60</sup>Uwe NORDHOFF, Reinhard OTTO, Peter RECK, Adolf STAACK, Jürgen WULF, "Nur Gott der Herr kennt ihre Namen." KZ-Züge auf der Heidebahn. Augenzeugen-Berichte, Protokolle, Beobachtungen, Erlebnisse, Soltau 1991.

<sup>61</sup>BORGSEN, Stalag. Über das andere große "Evakuierungslager" Wöbbelin bei Ludwigslust liegt hingegen bis heute keine wissenschaftliche Darstellung vor.

<sup>62</sup>Das Heimweh des Walerjan Wróbel. Ein Sondergerichtsverfahren 1941/42. Aufgezeichnet von Christoph U. SCHMINCK-GUSTAVUS, Bonn 1986.

<sup>63</sup>KAIENBURG, Vernichtung.

der Zeitgeschichtsforschung insgesamt eher randständigen KZ-Historiographie Anerkennung, jedoch wurden die weitgehende Ausklammerung der Außenlager, das Festhalten an dem in der Forschung umstrittenen<sup>64</sup> Begriff "Vernichtung durch Arbeit" und die Überschätzung der Wirtschaftsbestrebungen der SS und deren Bedeutung für das KZ-System kritisiert.<sup>65</sup>

In der letzten Zeit werden in der Forschung zur Geschichte der Konzentrationslager verstärkt Fragestellungen entwickelt, die sich auf die innere Struktur der Lager beziehen, die nach dem Erleben und der Wahrnehmung derjenigen fragen, die innerhalb der Zwangs"gesellschaft" Konzentrationslager lebten und litten. An diese Fragen knüpft die jüngst erschienene Studie des Göttinger Soziologen Wolfgang Sofsky an, der die Berichte der Überlebenden für eine Analyse der Machtverhältnisse im Konzentrationslager herangezogen hat.<sup>66</sup> Für Sofsky war der Alltag im Konzentrationslager geprägt durch "ein Geflecht von Abhängigkeiten und Antagonismen zwischen Nutznießern, Personal, Hilfstruppen und Opfern".<sup>67</sup> Da das Konzentrationslager ein in sich abgeriegelter Kosmos gewesen sei, handele es sich mithin um ein geschlossenes Sozialsystem, an dem sich "wie nirgendwo sonst" die Bedeutung von Macht, Organisation und Gewalt ablesen lasse. Das Konzentrationslager sei "sehr viel mehr als ein rationales System mit eindeutiger Zweckorientierung"; in ihm habe die Macht, indem sie "absolut" wurde, sich vom Herrschaftsmittel zur letztlich das System gestaltenden, die Akteure und deren Handlungen bestimmenden Kraft verwandelt. Der Terror sei damit zum letzten Zweck organisierten Handelns geworden. Ob Sofskys soziologisches Erklärungsmodell trägt, ist noch nicht ausgemacht. Eine Überprüfung anhand empirischer Studien zur Häftlingsgesellschaft in den einzelnen Lagern steht noch aus. Wenn auch viele Einwände gegen die These von der Despotie der absoluten Macht als Triebfeder des KZ-Systems zu benennen sind, so verweist Sofskys Ansatz zu recht auf die noch immer einer Antwort harrenden Fragen nach den Funktionsmecha-

---

<sup>64</sup>Vgl. Ulrich HERBERT, Arbeit und Vernichtung. Ökonomisches Interesse und Primat der "Weltanschauung" im Nationalsozialismus, in: Dan DINER (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987, S. 198-236.

<sup>65</sup>Vgl. Hans-Ulrich LUDEWIG, Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg: Forschungsstand und Ergebnisse regionaler und lokaler Fallstudien, in: Archiv für Sozialgeschichte 31 (1991); sowie die Rezension von Eberhard Kolb in der Historischen Zeitschrift 246 (1993).

Auch Kaienburg betont allerdings, daß die Konzentrationslager "zuallererst nicht ein wirtschaftliches, sondern ein politisches Instrument darstellten, das dem Ziel diene, durch Terror und Vernichtung die Gegner des Regimes auszuschalten und gesellschaftliche Minderheiten, die durch eine sozialdarwinistisch und rassistisch geprägte Ideologie zu 'Volksschädlingen' erklärt wurden, zu verfolgen und zu beseitigen." Vgl. KAIENBURG, Vernichtung, S. 15.

<sup>66</sup>Wolfgang SOFSKY, Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager, Frankfurt am Main 1993.

<sup>67</sup>Ebd., S. 23.

nismen und inneren Strukturen, nach den innerhalb der Häftlingsgemeinschaft geltenden Regeln und Normen.



## Struktur und Organisation des Forschungsprojektes

### Kontaktaufnahme

Der Versuch, 46 Jahre nach Ende des "Dritten Reichs" Kontakte zu Überlebenden des Konzentrationslagers Neuengamme herzustellen, erwies sich als nicht immer einfaches Unterfangen.

In vielen Ländern, aus denen die Gefangenen während des Zweiten Weltkrieges in das KZ-Neuengamme verschleppt worden waren, entstanden nach 1945 Organisationen der Verfolgten, die sogenannten Freundeskreise, die mehr oder weniger aktiv das Entstehen und die Entwicklung einer Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme begleiteten. Zwischen einigen nationalen, vor allem den westeuropäischen "Amicales", und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme bestehen heute, fast fünf Jahrzehnte nach Kriegsende, intensive Kontakte. Zu anderen nationalen Gruppen der Überlebenden, vor allem in Osteuropa, gab es bislang nur vergleichsweise spärliche Verbindungen, da auch diese Beziehungen unter dem allgemeinen politischen Klima im Europa der Nachkriegsära litten. Auch wenn die KZ-Gedenkstätte Neuengamme in den letzten Jahren die Kontakte zu den osteuropäischen "Freundeskreisen" intensivieren konnte, beziehungsweise einige osteuropäische ehemalige Lagerinsassen die nunmehr durchlässigen Staatsgrenzen zu Besuchen des vormaligen Konzentrationslagers nutzten, so sind die Verbindungen der Gedenkstätte Neuengamme zu den einzelnen nationalen Gruppen der Überlebenden noch immer ungleichgewichtig.

Die Kontakte zu den Überlebenden des Lagers ließen und lassen sich zudem nicht immer über die Organisationen der NS-Verfolgten herstellen. Nicht alle nationalen Gruppen der ehemaligen Häftlinge des KZ-Neuengamme riefen nach Kriegsende eine Interessenvertretung ins Leben, andere ehemalige Lagerinsassen mochten sich einer bestehenden Organisation – aus sicherlich ganz unterschiedlichen Gründen – nicht anschließen. Für den Kreis der Überlebenden des Konzentrationslagers Neuengamme insgesamt haben die Kontakte der Gedenkstätte daher eher zufälligen als repräsentativen Charakter. Entsprechend mühsam und zeitintensiv gestaltete sich zu Beginn des Oral-History Projektes die Suche nach Adressen der potentiellen Gesprächspartner. Das hauseigene Archiv wurde ebenso zu Rate gezogen wie die Archive anderer Gedenkstätten und die Verbindungen zu zahlreichen Außenlagerinitiativen. Letztendlich entstand eine Kartei, in der circa 1 500 Adressen von ehemaligen Häft-

lingen des Konzentrationslagers Neuengamme und der Außenlager aus nahezu zwanzig Ländern zusammengetragen wurden. Von diesen Überlebenden konnte im Rahmen des Projektes – aus finanziellen und personellen Gründen – nur ein Bruchteil befragt werden. Umso schwerer wog die Entscheidung, mit welchen Personen ein Interview geführt werden sollte. Ein Kriterienkatalog wurde entwickelt, an dem sich die Auswahl<sup>1</sup> der Gesprächspartner orientierte.

Als wesentliches Kriterium der Auswahl die Nationalität der Interviewpartner zu berücksichtigen, lag angesichts der nationalen Zusammensetzung der Häftlinge im Konzentrationslager Neuengamme nahe. Die Größe der zu befragenden Ländergruppe sollte in etwa die der jeweiligen nationalen Häftlingsgruppe widerspiegeln und gleichzeitig beachten, was über die betreffende Gruppe bereits bekannt ist. Es wurde dabei kein Anspruch auf eine – wie auch immer geartete – Repräsentativität erhoben.<sup>2</sup>

In den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, Polen und Frankreich wurde eine relativ große Gruppe von Personen, in Dänemark, Belgien, den Niederlanden, Ungarn, der Bundesrepublik und der Tschechischen Republik eine kleinere Gruppe von Überlebenden angeschrieben. Interviewpartner aus Luxemburg, Österreich, Norwegen oder dem ehemaligen Jugoslawien wurden deshalb ausgewählt, weil über die Situation dieser im KZ-Neuengamme vergleichsweise kleinen Gruppen bisher nur sehr wenig bekannt ist. Darüber hinaus wären auch Gespräche in Griechenland oder Spanien notwendig, um die Geschichte und Sichtweise der von dort in das KZ-Neuengamme verschleppten Menschen zu erhellen. Gleichwohl konnten intensive Kontakte zu Überlebenden aus diesen Herkunftsländern – aufgrund des zunächst bestehenden Mangels an entsprechenden Anschriften – bislang noch nicht hergestellt werden. Dafür gelang es aber, Gespräche in Israel, in Canada und den Vereinigten Staaten, wo zahlreiche Überlebende des Lagers heute leben, zu führen.

Es war dem Projekt wichtig, auch Verbindungen zu solchen Überlebenden aufzunehmen, die nicht in den "Freundeskreisen" organisiert beziehungsweise in diesen nicht

---

<sup>1</sup>Da sich die Auswahl der Interviewpartner an der sozialen Zusammensetzung der Häftling im KZ-Neuengamme orientierte vgl. zum folgenden auch den Beitrag von Detlef GARBE in diesem Buch: "Das KZ-Neuengamme".

<sup>2</sup>Zum Problem der Repräsentativität in der Oral-History vgl. Franz-Josef BRÜGGEMEIER, Aneignung vergangener Wirklichkeit - Der Beitrag der Oral-History, in: Wolfgang VOGES (Hg.), Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987, S. 155; Alexander von PLATO, Oral-History als Erfahrungswissenschaft. Zum Zustand der 'mündlichen Geschichte' in Deutschland, in: BIOS 4 (1991), Heft 1, S.108.

an exponierter Stelle engagiert sind. Schließlich sollten auch diejenigen, die möglicherweise die gleichsam "offiziell" gültige Sichtweise der Ereignisse im Konzentrationslager, die von den Verfolgtenverbänden vertreten wird, nicht teilen, im Projekt zu Wort kommen.

Zudem sollten verstärkt weibliche Überlebende in die Befragung einbezogen werden. Auch im Konzentrationslager konnte das Geschlecht für die Behandlung und Wahrnehmung des Häftlings eine wichtige Rolle spielen<sup>3</sup>, so daß es sinnvoll und notwendig erschien, auch die bislang selten festgehaltenen Erinnerungen von weiblichen Häftlingen zu dokumentieren.

Ein weiteres wichtiges Kriterium, das bei der Auswahl der potentiellen Gesprächspartner berücksichtigt wurde, war die Zugehörigkeit der ehemaligen Lagerinsassen zu bestimmten Außenlagern<sup>4</sup> oder Arbeitskommandos, die bislang wenig erforscht sind. Dieser Auswahl lag ein zu Projektbeginn erstelltes Bestandsverzeichnis zugrunde, das die bisher im Archiv der Gedenkstätte Neuengamme zusammengetragenen oder den Außenlagerinitiativen vorliegenden Erinnerungsberichte ehemaliger Häftlinge statistisch ausgewertet. Das Verzeichnis gibt damit einen Überblick über die Forschungsdesiderate im Zusammenhang mit der Geschichte des KZ-Neuengamme und der zugehörigen Außenlager.

Schließlich spielte bei der Suche nach potentiellen Interviewpartnern eine Rolle, ob ein Zeitzuge innerhalb der "Häftlingsselbstverwaltung"<sup>5</sup> eine bestimmte Funktion ausübte oder ob die ehemaligen Lagerinsassen unter besonderen Bedingungen, zum Beispiel der Strafkompagnie im Lager, leiden mußten.

Nicht immer gelang es, den Kriterienkatalog der Auswahl der Gesprächspartner zugrunde zu legen, da zum Beispiel aus einigen Ländern keinerlei beziehungsweise nur wenige Adressen von Überlebenden vorlagen (siehe oben) oder weil außer den Anschriften keine weiteren Informationen über die Personen zu erhalten waren. Es mißlang, Kontakte zu solchen Überlebenden anzubahnen, die von den Nationalsozialisten

<sup>3</sup>Vgl. Karin ORTH, *Geschlecht und Konzentrationslager - eine theoretische Standortbestimmung*, in: *Gedenkstätten-Rundbrief*, Nr. 43, Juli 1991, S. 3f.

<sup>4</sup>Einige Außenlager sind relativ gut erforscht. Vgl. z.B. Dietrich BANSE, *Das Außenlager Uelzen des Konzentrationslagers Neuengamme. Eine Dokumentation*, Hitzacker 1990; FRÖBE, Hannover; Barbara JOHR, Hartmut RODER, *Der Bunker. Ein Beispiel nationalsozialistischen Wahns - Bremen-Farge 1943-1945*, Bremen 1989; RICHTER, Vechelde; Gerd WYSOCKI, *Häftlinge in der Kriegsproduktion des 'Dritten Reiches'. Das KZ Drütte bei den Hermann-Göring-Werken in Watenstedt-Salzgitter. Oktober 1942 bis April 1945*, 2. Auflage, Salzgitter 1986 (s. auch die anderen Veröffentlichungen von WYSOCKI). Für andere Außenlager liegen zumindest zahlreiche Erinnerungsberichte von Überlebenden vor, so z.B. für Alt-Garge, die Drägerwerke, Sandbostel oder Wilhelmshaven.

<sup>5</sup>Zum System der Funktionshäftlinge allgemein vgl. PINGEL, *Häftlinge*, S. 142-158; für das KZ-Neuengamme vgl. KAIENBURG, *Vernichtung*, S. 156-161 u. 342-350; SOFSKY, *Ordnung*, S. 152-168.

sten aus anderen als "politischen" Gründen verhaftet wurden. Sie wagten nach 1945 häufig nicht, ihre Gefangenschaft im Konzentrationslager einzugestehen, da der tatsächliche oder vermeintliche Haftgrund nach wie vor gesellschaftlicher Ächtung unterlag.<sup>6</sup> Entsprechend wenig ist zum Beispiel über die Geschichte und Wahrnehmung der sogenannten "Berufsverbrecher" oder der sogenannten "Asozialen" bekannt, entsprechend schwierig ist es auch, Kontakte zu diesen Menschen herzustellen.

Darüber hinaus muß in Rechnung gestellt werden, daß im KZ-Neuengamme den nicht-deutschen Häftlingen des Lagers in der Regel ein "roter" Winkel zugewiesen wurde. Die Masse der Inhaftierten und die Mehrheit der Gesprächspartner im Projekt trug daher den "roten" Winkel der politischen Gefangenen.

### Korrespondenz

Nach der Auswahl unserer Gesprächspartner formulierten wir in einem ersten Anschreiben die Ziele des Projektes und baten die ehemaligen Häftlinge um ein längeres Gespräch über ihr Leben und ihre Haftzeit im Konzentrationslager Neuengamme.

Die gesamte Korrespondenz mit den ehemaligen Inhaftierten unterlag mehreren Prinzipien. Das erste bestand in der Schriftlichkeit selbst. Wir wollten unsere potentiellen Gesprächspartner, die häufig kaum Kontakte zur Gedenkstätte Neuengamme pflegten, zum Teil nicht einmal von deren Existenz wußten, nicht telefonisch mit unserem Anliegen konfrontieren und so zu einer übereilten Antwort zwingen. Sie sollten vielmehr in Ruhe über unsere Bitte nachdenken und entscheiden können, ob sie zu einem Interview bereit sind. Eine Ablehnung des Vorhabens, die nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollte, läßt sich zudem schriftlich meist einfacher formulieren als (fern)mündlich – im Zweifelsfall, indem der Brief unbeantwortet bleibt.<sup>7</sup> Darüber hinaus betont die Schriftlichkeit die Verbindlichkeit der Absprachen.

Eine Standardisierung der Korrespondenz erwies sich wegen der großen Zahl der Interviewpartner als unumgänglich, darüber hinaus aber auch deshalb, weil alle Briefe in die jeweiligen Landessprachen übersetzt wurden. Wurde der standardisierte Charakter der Briefe mit zunehmendem Schriftwechsel mehr und mehr aufgegeben, so

---

<sup>6</sup>Für den Umgang der bundesdeutschen Gesellschaft mit KZ-Überlebenden, die den "rosa Winkel" trugen, vgl. z.B. Rüdiger LAUTMANN, *Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten*, Frankfurt am Main 1984, S. 181–184. Zum Problem der gesellschaftlichen Stigmatisierung insgesamt vgl. Erving GOFFMANN, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, dt. Ausgabe, Frankfurt am Main 1969.

<sup>7</sup>In einigen Fällen teilten uns Angehörige mit, daß der oder die Angeschriebene bereits verstorben sei.

blieb der Grundsatz, die Interviewpartner in ihrer jeweiligen Muttersprache anzusprechen, bestehen. Kein Überlebender des Konzentrationslagers sollte gezwungen sein, die deutsche Sprache zu benutzen, und zwar weder in der Korrespondenz noch im Interview. Wir arbeiteten mit siebzehn Übersetzern und Übersetzerinnen zusammen, die jeweils für eine der Sprachen, also Französisch, Englisch, Italienisch, Polnisch, Dänisch, Niederländisch, Tschechisch, Russisch und Ungarisch, zuständig waren.

Ein weiteres Prinzip bestand darin, nie mehr Personen anzuschreiben, als mit dem vorgegebenen zeitlichen und personellen Rahmen tatsächlich befragt werden konnte. Es sollte in jedem Fall vermieden werden, einem ehemaligen Häftling, der über unser Anliegen nachdenkt oder sich bereits zu einem Interview entschieden hat, unsererseits wieder abzusagen.

Dem ersten Anschreiben, in dem auch nach einer kurzen Information über das Leben des oder der Betreffenden gefragt wurde, um die Vorbereitung auf das Interview zu erleichtern, folgte – falls keine Antwort in der Gedenkstätte Neuengamme eintraf – nach angemessener Zeit ein zweites Schreiben, in dem erneut die Bitte um ein Gespräch ausgesprochen wurde. Viele der Angeschriebenen reagierten erst daraufhin, beispielsweise weil sie krank oder im Urlaub waren oder keine Zeit gefunden hatten zu schreiben. Erst wenn auch das zweite Anschreiben unbeantwortet blieb, gingen wir davon aus, daß der oder die Angesprochene keinen Kontakt wünschte. Wir wandten uns erst dann an einen weiteren Zeitzeugen aus dem jeweiligen Land.

260 Personen wurden im Rahmen des Projektes mit der Bitte um ein Gespräch angeschrieben.<sup>8</sup> Eine Auswertung der Korrespondenz gibt einen Eindruck von der Art und Verteilung der Reaktionen<sup>9</sup> der ehemaligen Häftlinge auf die Bitte um ein lebensgeschichtliches Interview. Von den oben genannten 260 Anschreiben blieben 93 unbeantwortet. Dies mag auch daran liegen, daß die Adressen falsch oder ungenau waren und die jeweiligen Postzusteller sich nicht die Mühe machten, die Briefe mit einem Vermerk zurückzusenden. Letzteres geschah mit 38 Briefen, die offensichtlich den

---

<sup>8</sup>Bei den statistischen Angaben über die geführte Korrespondenz ist die mit der ehemaligen Sowjetunion ausgenommen. Dort wurden fast alle Personen, deren Adressen bekannt waren, angeschrieben. Bis vor kurzem bestanden fast keine Beziehungen zwischen der Gedenkstätte und Überlebenden in der Sowjetunion, so daß es geboten schien – gerade auch in Anbetracht der großen Zahl der im KZ-Neuengamme inhaftierten sowjetischen Häftlinge – alle Möglichkeiten der Kontaktaufnahme zu nutzen. Diejenigen ehemaligen Häftlinge, die wegen des begrenzten Finanzrahmens des Projektes nicht interviewt werden konnten, wurden gebeten, ihre Erinnerungen aufzuschreiben.

<sup>9</sup>Auch Michael Pollak weist daraufhin, daß die abgesagten und "mißglückten" Interviews mit in die Analyse der Projekte einbezogen werden müssen. Vgl. Michael POLLAK, Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit, dt. Ausgabe Frankfurt am Main, New York 1988, S. 109.

Empfänger nicht erreicht hatten.

Neun Prozent der Angeschriebenen lehnte unsere Bitte um ein Interview ab. Aus unterschiedlichen Motiven: Drei ehemalige Häftlinge wurden im gleichen Zeitraum oder kurz zuvor von anderen Historikern befragt, fünf nannten keine Gründe für ihre Absage und eine Dame wies darauf hin, daß sie den bekannten historischen Tatsachen keine neuen hinzufügen könne. Acht Zeitzeugen konnten aufgrund ihres gesundheitlichen Zustandes einem Interview über ihre Haftzeit im Konzentrationslager nicht zustimmen, nur drei der Angeschriebenen betonten, daß die Erinnerung an die Haftzeit belastend sei und sie sich einem Gespräch über die Vergangenheit nicht aussetzen wollten. Drei ehemalige Gefangene, die bereits positiv auf unsere Bitte reagiert hatten, sagten zu einem späteren Zeitpunkt wieder ab. Zwei von ihnen machten deutlich, daß die Zusage sie erheblich belaste, ein Herr nannte als Grund für seine Ablehnung die aktuelle politische Situation in der wiedervereinigten Bundesrepublik. Schließlich konnten vier bereits fest vereinbarte Interviews nicht geführt werden, da unsere Gesprächspartner kurz vor unserem Besuch erkrankten.

Bis Ende 1993 fanden insgesamt 121 Interviews statt. Nicht immer kamen diese aufgrund unserer Auswahl oder Korrespondenz zustande. Gelegentlich wurden wir von einem Gesprächspartner auf einen befreundeten ehemaligen Häftling aufmerksam gemacht, der – von dem Freund bereits über unser Projekt informiert – sich ebenfalls auf unser Kommen vorbereitet hatte.<sup>10</sup> Wir mochten in diesen Fällen die Erwartung, befragt zu werden, nicht enttäuschen. Bei drei Angeschriebenen stellte es sich heraus, daß sie nicht in Neuengamme, sondern in einem anderen Konzentrationslager inhaftiert waren. Da es für (fast) alle ehemaligen KZ-Gefangenen, und zwar selbstverständlich unabhängig davon in welchem Lager sie inhaftiert waren, emotional bedeutsam ist, an einem Projekt teilzunehmen, in dem es um die Bewahrung ihrer Geschichte und Erinnerung geht, führten wir die Gespräche mit den beiden oben genannten Personen, auch wenn diese Interviews im engeren Sinne nicht dem Forschungsvorhaben, das die Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme in den Mittelpunkt rückt, entsprachen. Schließlich ist es – zumindest für die ehemaligen Häftlinge – nicht einsichtig, weshalb diejenige Lebensgeschichte eines KZ-Überlebenden, die sich mit dem Ort Neuengamme verbindet, bewahrenswürdiger ist als eine andere, die diesem Kriterium nicht

---

<sup>10</sup>Gelegentlich waren wir damit konfrontiert, daß der Interviewpartner einen befreundeten ehemaligen Häftling zum Gesprächstermin eingeladen hatte (zur Problematik einer solchen Situation vgl. Kapitel "Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden"). In anderen Ländern, wie zum Beispiel Ungarn, machten die Kontakte der Überlebenden untereinander die Befragung mehrerer Personen erst möglich.

entspricht.

### Befragungsreisen

Hatten in einem Land jeweils alle Angeschriebenen einem Interview zugestimmt, wurden – wiederum schriftlich – konkrete Termine vereinbart und eine Reiseroute ausgearbeitet. Die Reisepläne mußten gelegentlich kurzfristig verändert werden, wenn die Gesprächspartner – und damit sind sowohl die ehemaligen Häftlinge als auch die Wissenschaftlerinnen gemeint – erkrankten oder aus anderen Gründen verhindert waren. Von August 1991 bis November 1993 fanden insgesamt 21 Befragungsreisen statt, wobei die kürzeste vier Tage, die längste siebzehn Tage dauerte.

Die 121 Interviews, die im Rahmen des Projektes geführt wurden, verteilten sich auf sechzehn Länder. In der Ukraine fanden 28, in Frankreich neunzehn, in Polen dreizehn, in der Tschechoslowakei acht und in den Niederlanden und der Bundesrepublik jeweils sieben Interviews statt. Sechs Gesprächspartner lebten in Belgien, fünf jeweils in Dänemark und in Ungarn. In Luxemburg konnte kein Interview geführt werden, da einer der potentiellen Gesprächspartner unsere Bitte ablehnte, der andere schwer erkrankte. Drei ehemalige Gefangene wurden in Österreich und jeweils zwei in Norwegen, Schweden beziehungsweise Slowenien befragt. In Israel führten wir mit sieben Personen, in den USA mit vier und in Canada mit drei Überlebenden Interviews.

Der Wohnort der Zeitzeugen muß jedoch nicht unbedingt etwas über deren Nationalität aussagen. Viele Überlebende der Konzentrationslager kehrten nach der Befreiung – aus unterschiedlichen Gründen – nicht in ihre Heimatländer zurück, andere verließen in den fünfziger und sechziger Jahren ihre osteuropäische Heimat, da sie sich mit den politischen Veränderungen nicht arrangieren konnten oder mochten. So waren von unseren vermeintlich deutschen Interviewpartnern zwei Damen in der Tschechoslowakei geboren, eine in Polen beziehungsweise Ungarn. Drei, der dreizehn in Frankreich befragten Personen, sind Schweizer, einer kam gebürtig aus Spanien, eine Gesprächspartnerin fühlt sich nach wie vor ihrem Heimatland Polen verbunden. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen. Sie zeigt die Fragwürdigkeit formaler Kriterien wie das der Nationalität und spiegelt gleichzeitig das politische Kriegs- und Nachkriegsgeschehen in Europa in seinen Auswirkungen für das Individuum wider.

### Gesprächspartner

Für jede lebensgeschichtliche Erzählung waren bei der Reiseplanung ein bis zwei Tage einkalkuliert worden. Dies erschien als zeitliches Minimum, da die Gespräche von allen Beteiligten hohe Konzentration erfordern und eine Pause oder Unterbrechung auf jeden Fall möglich sein sollte. Zudem erfordert das Modell der lebensgeschichtlichen Befragung in der Oral-History einen Einschnitt zwischen den Interviewphasen. Nicht immer erwies es sich jedoch als sinnvoll, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen.<sup>11</sup>

Die Gesprächspartner des Projektes, von denen 30 weiblich und 91 männlich waren, wurden zwischen 1900 und 1929 geboren. Die älteste Dame war – mit anderen Worten – 91, die beiden jüngsten 63 Jahre alt. Zwischen der Jahrhundertwende und 1910 wurden acht Gesprächspartner geboren, im folgenden Jahrzehnt 36 ehemalige Inhaftierte, bis 1928 weitere 74 Befragte.<sup>12</sup> Insgesamt 32 unserer Gesprächspartner waren aufgrund ihrer jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten verfolgt worden. Da die Mehrzahl aller Interviewten nicht mehr erwerbstätig ist, war eine Terminvereinbarung und –koordination relativ problemlos möglich. Auch in den osteuropäischen Ländern, wo die Termine selten telephonisch bestätigt werden konnten, warteten die Gesprächspartner zu der vereinbarten Zeit meist schon auf die Gäste aus Hamburg.

Die Interviews fanden in der Regel in der Wohnung des ehemaligen Häftlings und damit in einer ihm oder ihr vertrauten Atmosphäre statt. Ein Herr, der noch berufstätig ist, bat uns, in sein Büro zu kommen, ein anderer lud uns in das örtliche Museum ein, in dem er regelmäßig Führungen für Gruppen anbietet. Eine Dame kam in die Wohnung ihrer Freundin, die zuvor interviewt worden war. Schließlich fanden zehn lebensgeschichtliche Erzählungen in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme statt, da sich die ehemaligen Inhaftierten für einige Tage in Hamburg aufhielten.

### Interviewsituation

Da die Mehrzahl der Interviews nicht in deutscher Sprache geführt wurden, war an den Gesprächen außer der Historikerin und dem ehemaligen Gefangenen meist ein Übersetzer beteiligt, um die Kommunikation zu ermöglichen. Die Dialoge wurden simultan

---

<sup>11</sup>Vgl. dazu das Kapitel "Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden".

<sup>12</sup>Drei der Befragten machten keine Angaben.



oder konsekutiv übersetzt und mit Tonband aufgezeichnet.<sup>13</sup> Häufig waren auch Ehepartner oder andere Verwandte des Zeitzeugen anwesend, die mehr oder weniger stark in das Geschehen eingriffen.

Die Interviews dauerten bis zu sechs Stunden, im Durchschnitt aller 121 Gespräche vier Stunden. Oftmals dehnten sie sich weit über das eigentliche Interview aus. Meist kam ein Vor- und/oder Nachgespräch hinzu, sehr oft auch ein gemeinsames Mittag- oder Abendessen, bei dem die Erinnerung an die Vergangenheit, an das Geschehen im Lager präsent blieb und durchaus verbalisiert wurde.

Im Laufe des Projektes wurden 326 Toncassetten besprochen, 489 Gesprächsstunden sind damit dokumentiert. Zum Teil überreichten uns die Gesprächspartner Briefe, Zeichnungen oder Erinnerungsberichte, die zu einem früheren Zeitpunkt angefertigt worden waren, und die nun im Archiv der Gedenkstätte Neuengamme ihren Platz finden sollten. Einige Zeitzeugen zeigten uns während des Besuches Erinnerungsstücke aus der Haftzeit, seien es im Lager angefertigte Gegenstände, die erhalten gebliebene Häftlingskleidung oder die den Gefangenen zugewiesene Blechmarke mit der Häftlingsnummer.

Am Ende des Interviews baten wir unsere Gesprächspartner um ihre Einwilligung, das Material für die wissenschaftliche Forschung und die pädagogische Arbeit nutzen zu können. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme sichert den ehemaligen Inhaftierten zu, daß die Interviews nicht kommerziell oder in anderer als der vereinbarten Weise genutzt werden. Auf einem in die jeweilige Sprache übersetzten Formblatt konnten die Gesprächspartner ihr Einverständnis erklären, beziehungsweise die von ihnen gewünschten Einschränkungen notieren. Jeder Interviewte hat die Möglichkeit, die Abschriften der Interviews anonymisieren beziehungsweise sie ganz oder teilweise sperren zu lassen. Die Mehrheit der ehemaligen Häftlinge stimmte der Bitte, das Interview in das Archiv der Gedenkstätte zu übernehmen, ohne Beschränkungen zu. Sechs der Befragten mochten das Interview nicht in seiner ursprünglichen Form der Öffentlichkeit zugänglich machen, vier, indem sie um eine Anonymisierung baten, ein Zeitzeuge, indem er nur einer eingeschränkten Benutzung zustimmte. Darüber hinaus gab es gelegentlich Situationen, in denen die ehemaligen Häftlinge wünschten, das Tonband auszuschalten. Nicht alles Erinnererte ist für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt und

---

<sup>13</sup>Die Tonbandaufzeichnung erfolgte selbstverständlich nur dann, wenn der oder die Befragte sich einverstanden erklärt hatte. Nur höchst selten äußerten die Gesprächspartner aber grundsätzliche Bedenken gegen eine Aufnahme.

manches konnte nur im Zwiegespräch geschildert werden.<sup>14</sup>

### Nachbereitung

Die Kontakte zu den Interviewpartnern brachen nach der Rückkehr von der jeweiligen Befragungsreise nicht ab. Ein Brief, mit dem wir uns nochmals für das Gespräch bedankten, war obligatorisch, zum Teil entwickelte sich auch eine Korrespondenz, die weit über den Rahmen des Projektes hinausgeht. Einige Gesprächspartner hatten im Laufe unseres Besuchs Bitten geäußert, die nun zu erfüllen waren. So wurden zum Beispiel Haftbestätigungen, die für Rentenanträge benötigt werden, beantragt beziehungsweise vermittelt oder Photographien und Publikationen an die Gesprächspartner verschickt. Einige Zeitzeugen hatten auch um eine Kopie der während des Interviews aufgenommenen Cassetten gebeten.

Für die Interviewerinnen gehörte zu einer Nachbereitung auch, daß sich an die Reisen in unregelmäßigen Abständen eine Supervision anschloß, um die Gesprächssituationen und Beziehungsaspekte der biographischen Kommunikation angemessen aufarbeiten zu können.<sup>15</sup>

### Archivierung

Um die spätere Nutzung des erhobenen Materials zu ermöglichen, wurden die Tonbandaufnahmen beziehungsweise Kopien derselben archiviert. Um allen Interessierten einen ersten Zugang zu den Quellen zu eröffnen, wurde über jedes Interview ein Bericht verfaßt, in dem zunächst die äußeren Rahmendaten, wie Name der Interviewpartner, Ort und Zeitpunkt des Gesprächs, Anzahl der Cassetten und so weiter, notiert sind, vor allem aber der Lebenslauf der befragten Person geschildert wird. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt nicht auf der Wiedergabe der Gespräche, sondern auf der Präsentation derjenigen Erfahrungen und Geschehnisse, die für die jeweilige Lebensgeschichte von zentraler Bedeutung sind. Die Berichte sind in einem Findbuch

---

<sup>14</sup>Vgl. dazu das Kapitel "Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden".

<sup>15</sup>In diesem Zusammenhang möchten wir Frau Gabriele Teckentrupp, die als Supervisorin diese Aufarbeitung begleitete, ganz herzlich für ihre Mühe und Hilfe danken.

zusammengestellt. Ein umfangreiches Register ermöglicht das Auffinden bestimmter Begriffe, wie etwa die Namen der Außenlager und Arbeitskommandos, die in den Berichten genannt wurden. Der Zugriff auf diejenigen Quellen, die für ein bestimmtes Forschungsvorhaben relevant sind, wird somit erheblich erleichtert.

Von den am Gespräch beteiligten Übersetzerinnen beziehungsweise - für die in deutscher Sprache geführten Dialoge - von Schreibkräften wurden Transkriptionen der Tonbänder hergestellt. Da an historischen Quellen, die mit den Mitteln der Oral-History gewonnen werden, auch interessiert, wie die Erinnerung in der biographischen Kommunikation entsteht beziehungsweise durch sie beeinflusst wird und insbesondere welche Funktion die Erinnerung für das Individuum hat, wurde Wert auf eine ausführliche Übersetzung beziehungsweise Niederschrift gelegt. Die erstellten Texte orientieren sich nahe am gesprochenen Wort und geben das Geschehen möglichst authentisch wieder. Daß dies nur eine Annäherung an die tatsächliche Kommunikation, die verbale und non-verbale Aspekte beinhaltet, sein kann, steht außer Frage.

## Anna Asztalos, Zsuzsa Konrád, Éva Molnár, Agnés Tanár: Freundschaft

### Der 14. April - Budapest

Der 14. April ist für die Budapester Bevölkerung kein außergewöhnlicher Tag. Für sieben Frauen, die seit ihrer Geburt beziehungsweise seit frühester Kindheit in der ungarischen Hauptstadt leben, hat dieser Tag jedoch eine besondere Bedeutung und wird dementsprechend durch eine alljährlich sich wiederholende Zeremonie feierlich begangen. Jeweils eine der Damen lädt die anderen in ihre Wohnung ein, man ißt und trinkt, das vergangene Jahr passiert Revue. So unterschiedlich die verschiedenen Budapester Stadtviertel sind, in denen die Treffen jeweils stattfinden, so unterschiedlich sind auch die Charaktere der an ihnen beteiligten Damen. Eines ist ihnen jedoch gemeinsam – die Liebe zu Ungarn und die leidvolle Verstrickung der eigenen Lebensgeschichte mit der Geschichte des Heimatlandes. Die sieben Damen haben eine, ihr Dasein bis heute prägende, Lebensphase zusammen verbracht: die Haftzeit in Auschwitz und in Außenlagern des Konzentrationslagers Groß-Rosen sowie des KZ-Neuengamme. Es kann nicht verwundern, daß an einer der Zusammenkünfte, an der sie alljährlich den Jahrestag der Befreiung vom Faschismus feiern, die Idee geboren wurde, die gemeinsam erlebte Vergangenheit festzuhalten, die gleichartigen Erlebnisse zu dokumentieren. Der Versuch der Realisierung zeigte jedoch, daß es nahezu unmöglich war, die Wahrnehmungen und die Erinnerungen von sieben Individuen gleichberechtigt aufzunehmen:

*Éva Molnár: Wir haben gesagt, "man müßte das aufschreiben. Aber zusammen kann man so etwas auch gar nicht aufschreiben. Einmal versuchte ich, als wir so am 14. April zusammen waren, daß wir das vielleicht auf Tonband aufnehmen, wer sich nun woran noch erinnert. Wir redeten völlig durcheinander, jeder fiel irgend etwas ein. Das kann man wirklich nur so machen, wie Sie das hier machen, daß man mit jeder einzeln spricht." <sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup>Die Gespräche mit Frau Asztalos, Frau Konrád, Frau Molnár und Frau Tanár, bei denen Karin Höpp dolmetschte, fanden vom 6. bis 12. März 1992 in Budapest statt. Zu Projektbeginn lag aus Ungarn nur die Adresse von Frau Konrád vor. Erst durch die Kontakte der Frauen zueinander war es möglich, mehrere Interviews in diesem Land zu führen.

Es war im Rahmen der Befragungsreise nach Ungarn problemlos möglich, separate Interviewtermine mit den Damen zu vereinbaren. Nun konnte der Versuch unternommen werden, aus den einzelnen Lebensgeschichten<sup>2</sup> – einem Mosaik ähnlich – ein Bild der gemeinsam erlebten Vergangenheit zusammensetzen. Aus der Vielzahl dessen, was meine Gesprächspartnerinnen mir anvertrauten, kristallisierte sich ein Thema heraus, dem es im folgenden nachzuspüren gilt: die Freundschaft der sieben Frauen. Welches waren – so meine zentrale Frage – die Bedingungen, unter denen im Konzentrationslager Freundschaften entstehen beziehungsweise bestehen konnten? Was bedeutete Freundschaft im Konkreten? – Der oftmals zur Floskel erstarrte Begriff der "Häftlingssolidarität" erwachte in den Schilderungen der Zeitzeuginnen erneut zum Leben.

### Die Manfred-Weiss Werke – Csepel

Agnés Tanár wurde 1921 in Budapest geboren und wuchs als älteste Tochter einer Familie auf, die zur bürgerlichen Intelligenz der Stadt gehörte. Ihr Vater verlor jedoch aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung des ungarischen Staates<sup>3</sup> in den zwanziger Jahren seinen Arbeitsplatz, so daß die Familie, zu der vier Kinder gehörten, in bedrängte ökonomische Verhältnisse geriet. Agnés Tanár trug durch diverse Aushilfsarbeiten bereits als Kind und Jugendliche zum Familieneinkommen bei, was in ihrer Umgebung, dem proletarisch geprägten IX. Bezirk Budapests, allerdings keine Seltenheit war; auch Anna Asztalos, die mit sechs Geschwistern ebenfalls in diesem Stadtviertel aufwuchs, machte ähnliche Erfahrungen:

*Anna Asztalos: "Im IX. Bezirk [hatten wir dann ...] <sup>4</sup> eine Sozialwohnung. Auch wenn ich heute*

---

<sup>2</sup>Eine Einschränkung in dem Versuch, das Mosaik der Vergangenheit zusammensetzen, bestand von vornherein: nur vier Damen, die regelmäßig die Feier des 14. April begehen, waren bereit oder in der Lage, mit uns zu sprechen. Eine Dame (die Schwester Frau Tanárs) ist vor einigen Jahren verstorben, zwei Damen machten unmißverständlich deutlich, daß sie sich einem Gespräch über die Haftzeit nicht aussetzen wollten – darüber hinaus aber waren sie sicher, daß ihre Erinnerungen in der Wahrnehmung der Schwestern (Frau Molnár bzw. Frau Asztalos), mit der wir jeweils ein Interview führten, aufgehoben und bewahrt seien.

<sup>3</sup>Zur Geschichte Ungarns vgl. Rochus DOOR, Neueste Geschichte Ungarns. Von 1917 bis zur Gegenwart, Ost-Berlin 1981; Anton RADVANSZKY, Grundzüge der Verfassungs- und Staatsgeschichte Ungarns, München 1990, insbes. S. 133–143.

<sup>4</sup>Die eckigen Klammern kennzeichnen im folgenden Ergänzungen der Verfasserinnen. Die in runde Klammern gesetzten Punkte verweisen auf Auslassungen innerhalb der Zitate. /.../ steht jeweils für eine

*daran zurückdenke, war das eine phantastische Gegend, auch was die Zusammensetzung der Bewohnerschaft betraf. Bei den dunkelsten Vertretern des Lumpenproletariats angefangen, über Intelligenzler, die auch kinderreich und arbeitslos waren. Trotz allem gelang es uns auch dort, unsere Würde aufrechtzuerhalten. Diejenigen, die das Alter dafür erreicht hatten, die also über 14 waren, arbeiteten. Mein erster Arbeitsplatz (...) war im XIII. Bezirk in einer Kartonfabrik."*

Die äußerst schwierigen ökonomischen Lebensverhältnisse des proletarischen Milieus in Budapest der zwanziger und dreißiger Jahre haben sich dem Gedächtnis der beiden Damen eingeschrieben, nicht aber – wie ich vermutet hatte – antisemitische Erfahrungen. Im Gegenteil. Die Tatsache, jüdischer Herkunft zu sein, spielte in der Kindheit und Jugend für die Zeitzeuginnen selbst nur am Rande, etwa beim gelegentlichen Besuch der Synagoge, eine Rolle und wurde auch von der unmittelbaren Umgebung nicht in negativer oder abwertender Weise thematisiert. Die Normalität des alltäglichen Zusammenlebens zwischen Juden und Nicht-Juden im IX. Budapester Wohnbezirk, von dem die Lebenserinnerungen der Damen erzählen, wurde erst durch gesetzliche Maßnahmen empfindlich gestört; Antisemitismus ging – so ihre Erfahrungen – vom ungarischen Staat<sup>5</sup>, nicht aber von den Nachbarn aus.

*Anna Asztalos: "Über diese Zeit vielleicht noch soviel, daß dort in der Illatos utca, in dem Haus, wo wir wohnten, auch die Familie meines späteren Mannes wohnte. Ich war 18 Jahre alt und er 19. Und dort begann die erste große Liebe, für ihn und auch für mich. Wir machten Pläne, daß wir heiraten würden. Und nicht nur der Krieg verhinderte dies, sondern auch die damaligen Gesetze. 1942 war jenes Gesetz erlassen worden, daß Christen keine Personen jüdischer Abstammung heiraten dürfen. So daß wir nicht heiraten konnten. Er wurde zum Militärdienst einberufen und kam an die Front."*

Anna Asztalos wurde zum Arbeitsdienst einberufen und kam zu den Manfred-Weiß Werken nach Csepel. In diesen, dem größten Komplex der ungarischen Rüstungsindustrie<sup>6</sup>, war, wie in vielen anderen ungarischen Fabriken, in denen kriegs-

---

unverständliche Passage auf dem Tonband. Mit ... ist gekennzeichnet, daß der Zeitzeuge den Satz nicht zu Ende geführt hat. Die Namen aller Zeitzeugen wurden geändert.

<sup>5</sup>Bereits 1920 hatte die Nationalversammlung ein Gesetz verabschiedet, mit dessen Hilfe Juden der Zugang zum Hochschulstudium erschwert wurde. 1938 wurde dann das "Erste Judengesetz", 1939 das "Zweite Judengesetz", welches den Anteil der Juden am wirtschaftlichen und geistigen Leben des Landes auf 20% bzw. auf 6% beschränkte, 1941 schließlich das "Dritte Judengesetz" erlassen, das die Eheschließung zwischen Juden und Nicht-Juden verbot. Vgl. DOOR, Geschichte, S. 114.

<sup>6</sup>Zur Geschichte der Manfred-Weiß Werke vgl.: Hans SAFRIAN, Die Eichmann-Männer, Wien, Zürich 1993, S. 296f.

wichtige Güter produziert wurden, nach der Besetzung des Landes<sup>7</sup> durch die deutsche Wehrmacht im März 1944, ein Fabrikgetto eingerichtet worden, in dem jüdische Mädchen und Frauen konzentriert und zur Zwangsarbeit verpflichtet waren. Unter ihnen befanden sich auch Agnés Tanár und ihre Schwester Rózsa.

Agnés Tanár kann den Zeitpunkt, wann sie Anna Asztalos und deren Schwester Klári kennengelernt hat, nicht genau bestimmen – das Zusammentreffen scheint aufgrund der ähnlichen Lebensumstände nur eine Frage der Zeit gewesen zu sein. Mag sein, daß sie bereits im proletarischen IX. Bezirk Budapests Kontakt zueinander hatten, vielleicht lernten sie sich im Getto bei den Manfred-Weiß Werken in Csepel kennen: *"In Auschwitz waren wir"* – so Agnés Tanár – *"jedenfalls zusammen"*.

Die in unmittelbarer Nähe Budapests gelegenen Manfred-Weiß Werke wurden im Sommer 1944 bombardiert und stark beschädigt. Die jüdischen Arbeiterinnen sollten aus diesem Grund – so sagte man ihnen – an einem anderen Ort zum Einsatz kommen. Dieser entpuppte sich jedoch als eine Ziegelei<sup>8</sup> nahe der ungarischen Hauptstadt, in der ab Frühsommer 1944, wie in anderen Landesteilen ebenfalls üblich, die jüdische Bevölkerung<sup>9</sup> vor dem Abtransport in die Konzentrationslager gesammelt wurde. Wenige Tage später wurden Anna Asztalos und Agnés Tanár mit ihren Schwestern nach Auschwitz deportiert.

Weitere drei Monate später, im September 1944, verließ ein Transport mit 32 weiblichen Häftlingen den Ort, der als Synonym für den Genozid an den europäischen Juden steht: das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau.<sup>10</sup> Unter den Frauen, die als Arbeitskräfte nach Reichenbach, einem Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen gebracht wurden, befanden sich auch die vier Freundinnen. War die Auswahl zu diesem

---

<sup>7</sup>Zur Vorgeschichte und Geschichte der Besetzung vgl. György RANKI, Unternehmen Margarethe. Die deutsche Besetzung Ungarns, Wien u.a. 1984; Michael RIEMENSCHNEIDER, Die deutsche Wirtschaftspolitik gegenüber Ungarn 1933–1944. Ein Beitrag zur Interdependenz von Wirtschaft und Politik unter dem Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1987, v.a. S. 255–276.

<sup>8</sup>Es gehörte zur Praxis der Deportation der jüdischen Bevölkerung in Ungarn, die Menschen vor dem Abtransport in bestehenden Ziegeleien nahe größerer Städte zu sammeln. Vgl. László VARGA, Ungarn, in: Wolfgang BENZ (Hg.), Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 331–351 (343f.); Zur Rolle der "Eichmann"-Sonderkommission in Budapest vgl. SAFRIAN, Eichmann, S. 295–307.

<sup>9</sup>Um die Deportation der jüdischen Bevölkerung zu organisieren, war Ungarn am 7.4.1944 in sechs Zonen eingeteilt worden, wobei die Deportation der Budapester Juden als zeitlich letzte Station vorgesehen war. Gleichwohl waren die Randbezirke Budapests bereits vor dem Zeitplan "entjudet" worden. Vgl. VARGA, Ungarn, S. 344–346; SAFRIAN, Eichmann, S. 304–307.

<sup>10</sup>Hintergrund und Voraussetzung dieser und anderer Transporte aus dem Vernichtungslager Auschwitz war ein Erlaß Himmlers vom 11. April 1944, der auf eine Veranlassung des WVHA zurückzuführen ist, 200 000 ungarische Juden von der Vernichtung auszunehmen und zum Arbeitseinsatz ins Reich zu überstellen.

Transport, der die Häftlinge zumindest vor der Vernichtung durch das Gas rettete, einem Zufall geschuldet?

### Die Pritsche - Auschwitz-Birkenau

Éva Molnár wurde 1921 in Ujpest, einer Industriesiedlung in unmittelbarer Nähe Budapests<sup>11</sup> geboren. Ihr Vater war als abhängig beschäftigter Handwerker tätig und Mitglied der Gewerkschaft. Nach dem Ende der Schulzeit begann Éva Molnár in den "Vereinigten Glühlampen Werken" zu arbeiten, in der auch ihre um 15 Jahre ältere Schwester Erzsi beschäftigt war. Anfang der vierziger Jahre wurde die Produktion in dieser Fabrik den Bedürfnissen der Kriegswirtschaft angepaßt.<sup>12</sup> Éva Molnárs Schwester verlor ihre Anstellung und mußte im Frühsommer 1944 mit ihren Eltern in ein Haus übersiedeln, das mit einem "Judenstern" gekennzeichnet war.<sup>13</sup> Éva Molnár selbst wurde mit anderen jüdischen Arbeitskolleginnen einem Getto innerhalb der "Vereinigten Glühlampen Werke" zugewiesen und im Sommer 1944 in die Ziegelei von Budakalász in der Umgebung Budapests gebracht, wo eine große Zahl jüdischer Familien vor der Deportation in die Vernichtungslager gesammelt wurde. Éva Molnár traf hier ihre Eltern und Verwandten wieder; sie wurden bald darauf nach Auschwitz deportiert. Dort wurden Éva Molnár und ihre Schwester von den Eltern getrennt.

*Éva Molnár: "Vielleicht wird Ihnen das jetzt merkwürdig vorkommen, aber es ist nicht der Hunger und das Leiden, was mich [in Auschwitz] am meisten belastet hat, sondern daß der Mensch um seine menschliche Würde gebracht wurde."*

Immer wieder ist sowohl von den Überlebenden der Lager als auch von Historikern der Versuch unternommen worden, die Technik der Dehumanisierung in den Konzentrationslager zu beschreiben, ihre Methode in einzelne Faktoren zu zergliedern. Was sie jedoch für das Individuum emotional bedeutete, ist kaum in Worte zu fassen.<sup>14</sup>

<sup>11</sup>Ujpest wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zu Budapest eingemeindet.

<sup>12</sup>Vgl. Mario D. FENYO, Hitler, Horthy, and Hungary. German-Hungarian Relations, 1941-1944, New Haven, London 1972.

<sup>13</sup>Die jüdische Bevölkerung Budapests wurde vor der Deportation in Häusern gesammelt, die durch einen "Judenstern" gekennzeichnet waren. Zur Deportation der Budapester Juden und den Protesten dagegen vgl. VARGA, Ungarn, S. 345-347. Zur Situation der noch im Land lebenden Juden nach dem Pfeilkreuzlerputsch vgl. ebd., S. 347f.

<sup>14</sup>Während Éva Molnár die Anstrengung der Erinnerung und ihrer Verbalisierung auf sich nahm, verließ Erzsi Molnár, die die Erfahrung der Haftzeit mit ihrer Schwester teilt, die gemeinsame Wohnung, in der



Eine Frage, mit der ich versuchte, mich diesem Komplex zu nähern, ist die nach dem Widerstand gegen den Prozeß der Degradierung. Die Möglichkeiten, dem übermächtigen Terror im Lager standzuhalten, ihm etwas entgegenzusetzen, waren jedoch so gering, daß sie die Bezeichnung "Widerstand", die Rebellion und Aufstand impliziert, kaum zu verdienen scheinen. Die Bewahrung der eigenen Würde, Humanität äußerte sich vielmehr in minimalen Handlungen und Gesten.

*Agnés Tanár: "Wir schliefen [in Auschwitz] zu zwölf auf einer Pritsche: sechs mit dem Kopf zur einen und den Füßen zur anderen Seite, und die anderen sechs andersherum. Wenn eine sich umdrehte, mußten die anderen das auch alle tun. Für meine Schwester war es sehr schwer, das zu ertragen, denn sie war ein sehr präziser, hygienebewußter Mensch, mit einem sehr viel schwächeren Nervensystem als ich es habe. Und das mußten wir immer so lösen, daß sie am Ende [der Pritsche] lag und nur ich daneben."*

Die Sorge um die jüngere und offensichtlich schwächere Schwester mobilisierte Agnés Tanárs Überlebenswillen, hatte sie doch in den allgegenwärtigen Versuchen der SS, ihr das Mensch-Sein abzusprechen, eine Aufgabe: ein anderer Mensch, ihre Schwester, war auf sie angewiesen, bedurfte ihrer Hilfe. Eine Voraussetzung, daß diese gewährt werden konnte, war offensichtlich die gemeinsame Herkunft, die Vertrautheit der zusammen verbrachten Kindheit und Jugend. Vertrautheit und Intimität, die aus den verwandtschaftlichen Beziehungen gleichsam natürlicherweise erwachsen, konnten unter den Bedingungen der Konzentrationslagerhaft zwischen sich fremden Menschen nur mit Mühe entstehen. Freundschaft im Lager, die Basis aller solidarischen Handlungen der Häftlinge, setzte in der Regel einen gemeinsamen nationalen und sozialen sowie einen ähnlichen kulturellen und politischen Hintergrund der Lagerinsassen voraus; unter diesen Voraussetzungen konnten vertraute Beziehungen dann im kleinen Kreis derjenigen Häftlinge entstehen, die – wie zum Beispiel Éva Molnár und Anna Asztalos – zufällig eine Pritsche teilten. Und Freundschaft hatte Konsequenzen:

*Anna Asztalos: "Und einmal kamen sie [die SS-Aufseher] und fragten, wer bei den Vereinigten Glühlampenfabriken in Ujpest gearbeitet hatte. Weil sie wußten, daß es hier Frauen aus Ujpest gab. Und ich erinnere mich, wie Éva Molnár und auch die Erzsi, die wirklich dort bei den Vereinigten Glühlampenfabriken gearbeitet hatten, sagten, wir sollten uns melden. Denn*

---

wir die Geschwister zum Interview getroffen hatten. Über die Haftzeit konnte und mochte sie nicht sprechen.

*schlechter als hier konnte es uns nicht mehr gehen. Meine Schwester und ich, wir hatten Angst, denn wir hatten nicht in der Glühlampenfabrik gearbeitet. Und wenn schon, wir hatten keinerlei Papiere, und die anderen auch nicht. Wenn man uns tatsächlich zur Arbeit in eine Fabrik bringt, dann werden wir das schon können. Bloß raus aus Auschwitz."*

Anna Asztalos, die diese Episode schilderte, gab die hoffnungsvolle Nachricht, daß Arbeitskräfte für einen Transport gesucht wurden, daß somit eine Chance bestand, der Gaskammer zu entkommen, an die Freundinnen aus den Manfred-Weiß Werken in Csepel, die im Lager einem anderen Block zugewiesen worden waren, weiter. So rekonstruierten zumindest die ungarischen Zeitzeuginnen die Tatsache, daß auch Agnés Tanár und ihre Schwester Rózsa Kenntnis von dem Transport erhielten, der im September 1944 das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verließ und Reichenbach, ein Außenlager des KZ-Groß-Rosen, zum Ziel hatte. Daß tatsächlich alle sechs Frauen für diesen Transport ausgewählt wurden, mag ein glücklicher Zufall gewesen sein; daß jedoch die Schwestern Tanár überhaupt von der letztendlich lebensrettenden Nachricht erfuhren, ist auf ihre Freundschaft zu Anna Asztalos zurückzuführen. Solidarität unter Häftlingen verbarg sich oft in kleinen, unscheinbaren Handlungen.

### Der Appell – Reichenbach

Zsuzsa Konrád wurde 1920 in Budapest geboren und wuchs dort als einzige Tochter eines Lehrerehepaars auf. Schon bald entdeckte man Zsuzsa Konráds zeichnerische Begabung; als sie fünf Jahre alt war, wurde eines ihrer Bilder bei einem Wettbewerb prämiert, in den folgenden Jahren gewannen ihre Zeichnungen verschiedene Preise und einige wurden in ungarischen Zeitschriften veröffentlicht. Nach dem Ende der Schulzeit begann Zsuzsa Konrád an der Budapester Kunsthochschule zu studieren, im Frühjahr 1944 schloß sie das Studium ab.

Die Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen und die antijüdischen Maßnahmen, die damit einhergingen<sup>15</sup>, verhinderten, daß Zsuzsa Konrád nach dem Ende ihres Studiums als Zeichenlehrerin arbeiten konnte. Vielmehr suchte sie einen Arbeitsplatz in der Rüstungsindustrie, da sie hoffte, sich so vor der drohenden Deportation schützen zu können. Zsuzsa Konrád arbeitete in einer Seifenfabrik am Stadtrand von Budapest, wurde jedoch bereits nach kurzer Zeit auf dem Weg zur Arbeit von ungarischen Ord-

---

<sup>15</sup>Vgl. VARGA, Ungarn, S. 341f.

nungshütern verhaftet und in eine Ziegelei in der Nähe der Stadt, und schließlich, im Juli 1944, nach Auschwitz deportiert.

*Zsuzsa Konrád: "Ich persönlich hatte wirklich viel Glück dort. Und ich gab mir auch große Mühe. Für alles meldete ich mich freiwillig. Schon bald kamen wir aus dem C-Lager ins B2-Lager. (...) Und ich ging sofort zur Blockältesten und bat sie, mir Papier, Farbe und Buntstifte zu geben, denn ich müsse zeichnen. Und sie gab mir auch so etwas. Und dort gab es ein reges gesellschaftliches Leben, es wurden ständig irgendwelche Geburtstage gefeiert, und auch damals stand gerade irgendein Geburtstag bevor, und aus diesem Anlaß mußte ich dort etwas zeichnen. Und das machte ich auch. Und ein paar Tage später oder eine Woche später geschah es dann, daß dieselbe Blockälteste mit einer SS-Frau in die Baracke hereinkam und fragte: 'Wer kann hier Deutsch?' Und ich lief dorthin, ich könne Deutsch, und viele andere taten das auch, und da sagte sie: 'Du, die du zeichnest', und noch ein paar wurden ausgewählt."*

Drei Häftlinge, unter denen sich auch Zsuzsa Konrád befand, wurden schließlich in der Schreibstube des Lagers beschäftigt. Zu ihren Aufgaben gehörte es, die Nummern der Lagerinsassen zu notieren; und zwar derjenigen, die auf Transport, und derjenigen, die ins Gas geschickt wurden.

*Zsuzsa Konrád: "In dieses Buch trugen wir ein, wer sich wo befand, und wenn jemand mit einem Transport weggebracht wurde, dann mußten wir dort den Buchstaben 'T' eintragen. Wenn aber etwas anderes mit jemandem passierte, dann mußten wir dort reinschreiben: 'SB' – Sonderbehandlung. Mit diesem 'SB' geschah es dann, als im November einer der Oberbefehlshaber des Lagers bei uns war, um die Büroarbeit zu inspizieren, und der beanstandete diese 'SBs' als nicht zulässig, und wir mußten das in 'T' umändern. Sie verstehen? Ja."*

Zsuzsa Konrád, die durch ihre Tätigkeit einen sehr genauen Eindruck von den Vorgängen im Lager gewann, blieb bis November in der Schreibstube und übernahm dann eine andere, nicht weniger machtvolle Position in der sogenannten "Häftlingsselbstverwaltung".

*Zsuzsa Konrád: "Und dann im November, da fing man schon an, die Lager ein bißchen zusammenzuziehen, damals näherte sich schon die Front, und da kam ich aus dem Büro heraus, und dann kam so eine Zeitspanne, wo ich keine konkrete Arbeit hatte, aber irgend etwas gab es doch immer zu tun, darauf habe ich sehr geachtet, ich hatte keine Lust, im Freien zu arbeiten, das versuchte ich zu vermeiden, weil mir das nicht gefallen hätte. Und, das ist eine ziemlich häßliche*

*Angelegenheit, aber ich erzähle es trotzdem, aber ich ging auch zählen. So daß ich die Leute in Reihen aufstellte. Die anderen gingen, und ich blieb."*

Doch Zsuzsa Konrád blieb nicht, wie die Mehrzahl der Häftlinge, bis zum Ende in Auschwitz. Im Dezember 1944 traf in Reichenbach, dem oben bereits erwähnten Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen, ein Transport aus Auschwitz ein. Auch Zsuzsa Konrád befand sich unter den Häftlingen.

*Éva Molnár: "Als die Sowjetarmee in Richtung Auschwitz auf dem Vormarsch war, wurde Auschwitz evakuiert, und sehr viele gelangten nach Reichenbach. Das war irgendwann um Weihnachten herum. Und ich erinnere mich daran, daß sie [die Häftlinge des Transports] uns auslachten, die wir noch immer darauf hofften, unsere Eltern irgendwo wiederzusehen. Die sprachen darüber, daß sie in Rauch aufgegangen seien, daß sie vernichtet worden seien. Das war damals sehr denkwürdig. Es war Weihnachten. Ein paar Tage arbeiteten wir nicht, und damals hörten wir diese Nachricht, und das war so schrecklich."*

In dem kleinen Ort Reichenbach bei Langenbielau im Eulengebirge waren Ende 1944 circa 3 000 KZ-Häftlinge inhaftiert, die dem Konzentrationslager Groß-Rosen unterstanden. Die Gefangenen waren, nach Geschlechtern getrennt, in zwei separaten Lagern untergebracht und mußten für die Firmen Telefunken, Krupp und Goldschmidt Zwangsarbeit leisten.<sup>16</sup> Denjenigen Lagerinsassen, die zuvor in Auschwitz inhaftiert waren, erschien jedoch die Tatsache, in der Rüstungsindustrie eingesetzt zu sein, geradezu als Privileg.

*Éva Molnár: "Also als wir in Reichenbach waren, war alles schon ein bißchen erträglicher, weil wir dort schon als Arbeitskräfte galten. Also dort ging es nicht darum, alle um jeden Preis umzubringen."<sup>17</sup>*

Auch wenn die Methoden der SS, die Häftlinge um ihr Leben zu bringen, in den

---

<sup>16</sup>Vgl. Martin WEINMANN (Hg.), *Das nationalsozialistische Lagersystem (CCP)*, Frankfurt am Main 1991, S. 642.

<sup>17</sup>Das, was Éva Molnár in sachlichen Worten eher analysiert, denn beschreibt, kommt auch in den Erinnerungen Anna Asztalos zum Ausdruck. Auch wenn beide ganz verschiedene Worte wählen, so bleibt der Inhalt des Erzählten gleich: die Erleichterung, Auschwitz entronnen zu sein.

Anna Asztalos: *"Aber dieses Reichenbach, das war ... Wir kamen in der Nacht dort an, und das war wie die Pfefferkuchenhäuschen in den Märchen unserer Kindheit, diese typisch schlesische Architektur, mit Holz und Steinen, und der Mond schien, und das war wunderschön, und nur darauf schauten wir."*

Konzentrationslagern beziehungsweise deren Außenlagern andere gewesen sein mochten als an den Stätten der systematischen Massenvernichtung, so blieb doch das System innerhalb der Lager<sup>18</sup> ähnlich. Auch in Reichenbach waren die Lagerinsassen Lebensbedingungen ausgesetzt, die unterhalb des Existenzminimums lagen, existierten eine Lagerordnung und -hierarchie, denen sich die Gefangenen bedingungslos zu unterwerfen hatten. Aber auch die kleinen, subversiven Akte der Gegenwehr gegen die Technik der Dehumanisierung hatten Bestand.

*Karin Orth: "Aber man konnte sich auch – über Gespräche oder indem man sich in den Armbanden – gegenseitig trösten?"*

*Éva Molnár: "Ja. Gerade in unserer Fünfergruppe, wenn wir zum Appell antraten, waren die erste und die letzte von uns in der schlechtesten Situation. Denn Kleidung hatten wir kaum, es war kalt, man mußte stundenlang dort stehen, und man hat sich gegenseitig gewärmt. Denn die erste wurde nur von hinten gewärmt, und die letzte hatte einen freien Rücken. Und daß heißt, daß diejenige, die gerade am schwächsten war, nach innen gestellt wurde. Auch das war eine Art der Hilfe."*

Die Freundschaft zwischen den Schwestern Molnár und den Geschwistern Asztalos, die auf der Pritsche in Auschwitz-Birkenau begonnen hatte, fand in Reichenbach ihre Fortsetzung. Die vier Freundinnen standen, mit noch einer weiteren Kameradin<sup>19</sup>, beim täglichen Appell in einer Reihe; die fünf Frauen bildeten eine Bezugsgruppe, in der Hilfe und Solidarität Gestalt annehmen konnten. Andere Freundschaften fanden im Lager oder auf den Transporten gezwungenermaßen und unvermittelt ein Ende.

*Karin Orth: "Wie haben Sie eigentlich die beiden Freundinnen [Agnés Tanár und ihre Schwester Rózsza] kennengelernt? Die kannten Sie ja nicht aus Budapest?"*

*Zsuzsa Konrád: "In Reichenbach. Dort in der Radiofabrik arbeiteten wir. Und dort wurde ja immer in Fünferreihen marschiert, und es ergab sich so, daß ich mit jener Freundin, die ich noch aus Auschwitz kannte, mit den beiden und noch jemandem ging. Wir blieben immer als Fünferreihe zusammen. Und als wir dann in Fallersleben ankamen, geschah es: Da stiegen wir aus dem Zug aus, und ich erinnere mich daran, daß dort auf der Wiese Vergißmeinnicht blühten."*

<sup>18</sup>Vgl. allgemein PINGEL, Häftlinge, S. 30-49; Johannes TUCHEL, Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der "Inspektion der Konzentrationslager" 1934-1938, Boppard 1991, v.a. S. 141-153.

<sup>19</sup>Diese gewann allerdings in den Erinnerungen der befragten Damen keine Kontur; nicht einmal ihr Name wurde genannt.

*ten. Dort mußten wir uns aufstellen, und wir wurden in die Reihe gestellt, und da wurden etliche Leute abgezählt, und die mußten getrennt zurück in den Zug. Und gerade bei uns, bei Agi, Rózsi und mir, da war die Grenze, und wir blieben dort in Fallersleben. Das heißt, ein Teil der Gruppe mußte weiterreisen, und dort wurde ich von dieser Freundin getrennt, also von meiner früheren Freundin, und ich blieb mit den beiden [den Schwestern Tanár] zusammen."*

Eine Freundschaft begann da, wo die andere durch äußere Gewalt auseinandergerissen wurde. Eine Reihe von Faktoren begünstigte das Funktionieren dieser Freundschaft, die ihrer Entstehung einem Zufall verdankt; andere Faktoren scheinen dem jedoch zu widersprechen. Zwar stammen die drei Frauen, die Schwestern Tanár und Zsuzsa Konrád, alle aus Budapest, hatten also einen gemeinsamen nationalen Hintergrund, teilten wohl auch eine ähnliche politische Überzeugung, doch die soziale Herkunft – die von vielen Zeitzeugen ebenfalls als Voraussetzung einer Freundschaft im Lager genannt wurde – und die damit einhergehenden Erfahrungen waren sehr unterschiedliche.<sup>20</sup> Verschiedenartig war auch das, was die Frauen zuvor in Auschwitz erlebt hatten. Die Tatsache, daß Zsuzsa Konrád dort innerhalb der Häftlingshierarchie eine nicht unbedeutende Position inne gehabt hatte, scheint Agnés Tanár bis heute nicht bekannt zu sein.

*Agnés Tanár: "Unter uns Jüdinnen [in Auschwitz] gab es einige, die zu Lagerältesten ausgewählt wurden, die natürlich normalere Kleidung und eine bessere Verpflegung bekamen, und ihre Aufgabe bestand darin, die 1 000 Leute, die ihnen anvertraut waren, mit der entsprechenden Disziplin zu beaufsichtigen. Sie waren also unsere direkten Vorgesetzten, und das war also ihre Aufgabe. Und das war natürlich eine ganz bestimmte Sorte von Menschen [!], die solche Aufgaben wahrnahm. Wobei ich nicht glaube, daß jemand, der aufgefordert wurde, so eine Tätigkeit wahrzunehmen, viele Möglichkeiten gehabt hätte, es abzulehnen. In meinem unmittelbaren Freundeskreis hatte niemand [!] so ein Schicksal, Gott sei Dank!"*

Freundschaft im Konzentrationslager hatte offensichtlich eine andere Bedeutung als die Verwendung des Begriffs in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen impliziert. Freundschaftliche Beziehungen gründen sich – so das gängige Denken über sie – auf gegenseitige Sympathie, die durch eine "psychische" Dimension gleichsam untermauert ist, kann man einander doch intime Erlebnisse und manche unangenehme "Wahrheit"

---

<sup>20</sup>Die Schwestern Tanár, daran sei an dieser Stelle nochmals erinnert, wuchsen im proletarischen IX. Bezirk Budapests auf, Zsuzsa Konrád in behüteten bürgerlichen Verhältnissen.

über die eigene Person anvertrauen. Unter den Bedingungen der Konzentrationslagerhaft mußte diese Dimension jedoch in den Hintergrund treten. Menschen, die der elementarsten Lebensmöglichkeiten beraubt werden, haben in der Regel wenig Kraft, über ihr eigenes Verhalten zu reflektieren und den Mithäftlingen intime Geständnisse anzuvertrauen.

Die Substanz einer Freundschaft im Konzentrationslager hatte vielmehr elementaren Charakter, bestand sie doch darin, durch subversive Akte der Humanität das Überleben zu ermöglichen, dem Terror der SS nicht allein gegenüberzustehen. In diesem Sinne vertrauten die Häftlinge sich einander an.

### Die Landkarte – Porta, Fallersleben, Salzwedel

Am 18. Februar 1945 wurde das Frauenlager Reichenbach aufgelöst; für die Häftlinge begann ein "Evakuierungsmarsch", der sie quer durch das Riesengebirge führte. Dörfer wie Neurode, Niederadersbach, Braunau oder Trautenau kennzeichnen Schlafplätze und die mühevollen Anstrengung der entkräfteten Häftlinge auf diesem Fußmarsch. In Trautenau endlich verlud die SS die Häftlingsfrauen in offene Güterwaggons, in die es – wie alle Befragten erzählten – während der Fahrt hineinschneite. Am 3. März erreichte der Transport Porta-Westfalica, wo die Gefangenen circa vier Wochen in einem Lager untergebracht waren, das der Verwaltung des Konzentrationslagers Neuengamme unterstand. Am 1. April wurde die "Evakuierung" der Häftlinge fortgesetzt; über Fallersleben, wo der Transport vom 3. bis 7. April in einem weiteren Außenlager des KZ-Neuengamme Station machte, erreichten die Gefangenen am 8. April 1945 das Lager Salzwedel – auch dies ein Außenlager des KZ-Neuengamme. Sechs Tage später, am 14. April 1945, wurde das Lager, und damit auch die sieben Freundinnen, von der amerikanischen Armee befreit.

Die detaillierte und präzise Beschreibung, die Orte und Zeitpunkte genau benennt, mag verwundern, ist die Erinnerung der Zeitzeugen, was solche Fixpunkte betrifft<sup>21</sup>, meist alles andere als exakt. Auch die vier ungarischen Gesprächspartnerinnen unterschieden sich darin nicht von anderen Interviewpartnern in Polen, Frankreich oder den Niederlanden.

Eben weil sich in der Erinnerung die fast 50 Jahre zurückliegenden Ereignisse einer exakten geographischen und zeitlichen Zuordnung entziehen, verwiesen mich die

---

<sup>21</sup>Vgl. auch das Kapitel "Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden".

befragten Damen immer wieder darauf, daß eine von ihnen, nämlich Zsuzsa Konrád, noch 1945, unmittelbar nach der Rückkehr nach Budapest, eine Karte hergestellt habe, in der der Weg der Frauen – zeitlich und geographisch präzise – eingezeichnet sei. Diese Landkarte wurde in der Schilderung der letzten Monate der Haftzeit, die weniger genau erinnert wurden als die ersten Wochen und Monate nach der Deportation, gleichsam als Folie herangezogen, vor der die Zeitzeuginnen ihre subjektiven und die individuell bedeutsamen Eindrücke berichten konnten – ohne Furcht, etwas könne "falsch" oder "ungenau" sein.

Hatte sich Auschwitz allen in Ungarn befragten Zeitzeuginnen im Gedächtnis eingeschrieben und konnten Episoden und Einzelheiten aus Reichenbach berichtet werden, eben weil sich diese Phase der Haftzeit erheblich von den vorangegangenen Erfahrungen unterschied, so verblaßten die Erlebnissen, die mit der "Evakuierung" verbunden waren. Einzelne Ereignisse, die für das Individuum Bedeutung hatten, wie zum Beispiel eine Fußverletzung, die sich Agnés Tanár auf dem Fußmarsch zugezogen hatte, wurden weiterhin geschildert, aber die zeitliche oder geographische Einordnung der Geschehnisse gelang höchst selten. Auch die Verhältnisse und Bedingungen in den kleineren Lagern, in denen der Transport nur jeweils kurze Zeit Station machte, wo auch nur wenig oder gar nicht gearbeitet werden mußte, waren kaum rekonstruierbar. Wichtig blieb allein die Erinnerung an den Wunsch "durchzuhalten", das nahende Kriegsende zu erleben.

Ein Erlebnis aber schilderten alle ungarischen Gesprächspartnerinnen, kam mit diesem doch die Erinnerung an die Schrecken von Auschwitz zurück:

*Agnés Tanár: "Man wollte die Gruppe, die aus mehreren hundert Leuten bestand, als wir irgendwo ankamen, in einen sogenannten Waschraum mit Duschen, also keine Wannen, bringen. Und wir Ungarinnen, meine Schwester und meine Freundinnen, wir standen dort irgendwo in der Mitte und bereiteten uns auf das Duschen vor. Und plötzlich gab es am Anfang der Schlange ein fürchterliches Geschrei, was langsam nach hinten drang, und die Menge brüllte: 'Wir gehen nicht in den Waschraum hinein! Wir gehen nicht ins Gas! Denn jetzt sollt ihr uns nicht mehr umbringen, wo doch der Krieg schon bald zu Ende ist!' Und die Menge blieb stehen. Und dort waren SS-Frauen, die uns zum Waschen bringen sollten, und alle Leute brüllten. Und wir brauchten sehr lange, um dort hinten zu begreifen, was vorne vor sich ging. Aber vorne waren damals polnische Frauen in unserer Gruppe, die schon sehr viel durchgemacht hatten, und die es bisher geschafft hatten, dem Gas zu entkommen. Und dieser Dushraum hatte*



*große Ähnlichkeit mit den Gaskammern, wie man uns sagte."*<sup>22</sup>

### Konsequenzen – Budapest

Es blieb – so berichten die Lebenserinnerungen meiner ungarischen Gesprächspartnerinnen – nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst keine Zeit, die Erfahrungen der Haftzeit zu verarbeiten, die physischen und psychischen Verletzungen zu heilen: wenige Tage nach der Rückkehr nach Budapest kehrten die beiden Ujpesterinnen auch in die "Vereinigten Glühlampen Werke" zurück, die Schwestern Asztalos und Tanár in eine Rasierklingen- beziehungsweise in eine Kartonfabrik. Auch Zsuzsa Konrád folgte dem Weg, der ihr durch die Herkunft vorgezeichnet schien: Sie begann, als Lehrerin zu arbeiten. Alles wie gehabt?

Die Lebensläufe der vier befragten Damen, die so typisch für die Geschichte der jüdischen Bevölkerung Ungarns in der Epoche des Faschismus sind, bleiben auch nach 1945 in gewisser Weise exemplarisch.

*Anna Asztalos: "Vielleicht ergibt sich aus all dem, was ich Ihnen erzählt habe, daß es für mich, und auch für meine Familie, ganz selbstverständlich war, daß es galt, eine Welt zu schaffen, wo nicht der Haß... Es war schrecklich gewesen, so zu leben und immer Angst zu haben. So wollte ich mich daran auch beteiligen. So trat ich in die Kommunistische Partei ein. (...) Und dann nahmen wir am Wiederaufbau teil, denn Budapest und das ganze Land waren in Ruinen, und wir taten es voller Begeisterung und von ganzem Herzen."*

Das Engagement für den Wiederaufbau Ungarns teilte Anna Asztalos mit den anderen sechs Frauen, mit denen sie nach der Rückkehr aus dem Lager Kontakt hielt; alle Gesprächspartnerinnen wurden Mitglied der Kommunistische Partei, mit der sie bereits vor ihrer Deportation sympathisiert hatten. Diese ermöglichte ihnen, sich aus dem Herkunftsmilieu zu emanzipieren, die Beschränkungen der Schichtzugehörigkeit zu überwinden.<sup>23</sup> Die beruflichen Karrieren der Damen und der damit einhergehende

<sup>22</sup>Agnés Tanár verlegt dieses Ereignis nach Trauttenau, Zsuzsa Konrád nach Fallersleben. Anna Asztalos sagte, sie könne sich an den Ort der Handlung nicht mehr erinnern. Éva Molnár schilderte nicht dieses Erlebnis, wies aber darauf hin, daß der Evakuierungstransport an einem Ort Station machte, wo – so ging das Gerücht – Zyklon B produziert werde.

<sup>23</sup>Für Zsuzsa Konrád stellte sich die Überwindung des Herkunftsmilieus in ganz anderer Weise als für die anderen Frauen: "Und mit mir gab es da [seit Beginn ihrer Berufstätigkeit nach dem Krieg] so ein gewisses Problem, ich war nämlich so bürgerlich! Ich bemühte mich zwar sehr, um nicht so bürgerlich zu sein, aber ich war es eben trotzdem."

soziale Aufstieg, die in einem westeuropäischen Staat der Nachkriegsära für Menschen dieser Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit nahezu ausgeschlossen waren, blieben eng mit dem ungarischen Staat beziehungsweise der kommunistischen Partei verbunden.<sup>24</sup> Der Zusammenbruch des "real existierenden Sozialismus" wurde von meinen Gesprächspartnerinnen deshalb nicht nur als politisches Ereignis registriert, sondern hatte für sie auch eine ganz persönliche Dimension. Die Frage, wie es "dazu" kommen konnte, stellte sich für die befragten Damen in ganz anderer Weise, als sie im deutschen Kontext gemeinhin gebraucht wird. Sie alle suchten in der einen oder anderen Form nach einer Erklärung, wobei das Erschrecken über die Verbrechen des Stalinismus sowie die eigene Unkenntnis über diese in allen Aussagen deutlich zum Ausdruck kam.

*Anna Asztalos: "Daß die Dinge sich dann so entwickelt haben, wie sie sich entwickelt haben – ich finde, das ist etwas anderes, da können wir nichts dafür. Und ich möchte mich in vollem Maße von dem distanzieren, was übertrieben war, und was wiederum nicht Versöhnung schuf, sondern wiederum so eine Welt, wie wir sie dann später hatten. (...) Und doch waren wir so voller Glauben – abgesehen davon, daß es sehr viele Dinge gab, von denen wir wußten, daß das so nicht gut war. Aber ich muß sagen, genauso wie die meisten Deutschen nicht wußten, was da hinter den Kulissen geschah – denn das glaube ich, daß die meisten es nicht wußten –, so wußten auch wir nicht, was da hinter den Kulissen geschah. Also so ein Stalinismus, mit Gefängnissen und GULAG, nein. Das kommt erst jetzt heraus."*

Die persönlichen Verunsicherungen, die mit den aktuellen politischen Umbrüchen einhergehen, äußerten sich bei meinen Gesprächspartnerinnen in unterschiedlicher Weise, bei allen befragten Damen aber hatten sie unbewußt sicherlich die Entscheidung unterstützt, dem lebensgeschichtlichen Interview zu zustimmen, kann doch ein solches Gespräch immer auch dazu dienen, Rückschau zu halten, sich der eigenen Identität zu versichern. Darüber hinaus schien den Damen ein Wunsch erfüllt zu sein: daß die gemeinsam erlebte Lebensphase in all ihren individuellen Facetten dokumentiert werde.

Die vier in Ungarn geführten Interviews dokumentieren sieben Lebensgeschichten und

---

<sup>24</sup>Éva Molnár studierte ungarische Sprache und Literatur und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung als Journalistin, Agnès Tanár studierte Wirtschaftswissenschaften und war in leitender Position in mehreren Betrieben beschäftigt. Anna Asztalos arbeitete im Parteiapparat und Zsuzsa Konrád war zunächst in der Lehrgewerkschaft, dann in der Referendarausbildung an einem Budapester Gymnasium tätig. Sie alle waren auch in der Partei aktiv.

offenbaren zum Teil sehr unterschiedliche Sichtweisen auf ein und dieselbe Zeitspanne. Gleichwohl können die verschiedenartigen Wahrnehmungen und Deutungen der Vergangenheit gleichberechtigt und ohne den Anspruch, die alleingültige "Wahrheit" zu repräsentieren, nebeneinander bestehen. Das verbindende Element, das die lebensgeschichtlichen Erzählungen der ungarischen Zeitzeuginnen mehr oder minder stark durchzog, ist ihre in Csepel, Auschwitz beziehungsweise Reichenbach entstandene solidarische und meines Erachtens zutiefst humane Beziehung zueinander; eine Freundschaft, die unter den Bedingungen der Konzentrationslagerhaft begann und bis heute andauert.

## Claude Banton: "Jeder flößte jedem Angst ein."

### Motive

Die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 beendete die nationalsozialistische Herrschaft im damaligen Deutschen Reich und zugleich den Zweiten Weltkrieg in Europa. Für viele Deutsche bedeutete dieser Tag die Niederlage der eigenen Ideale, für andere, insbesondere in den okkupierten europäischen Nachbarstaaten, die lang ersehnte Befreiung von der deutschen Besatzung oder Gefangenschaft. Dieses Datum blieb bis heute hinsichtlich seiner historischen Bedeutung für die politische Entwicklung Europas in der Forschung strittig.<sup>2</sup> Die viel diskutierte "Stunde Null", mag sie sicher auch als gesellschaftlicher und politischer Neuanfang fragwürdig sein, kennzeichnet für die ersten Nachkriegsjahre eine weitreichende Instabilität von Staat und Gesellschaft, die sich nicht allein auf Deutschland beschränkte, sondern auch in den einstmals besetzten Ländern Europas zu tiefgreifenden Veränderungen führte. Derartige politische Situationen, zumal wenn sie sich an eine Zeit wie die des Faschismus mit seiner weitreichenden Politisierung und Ideologisierung des gesellschaftlichen Lebens anschließen, werden in der Geschichte häufig von politischen Säuberungen begleitet, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in ihrer Dimension das bisher Bekannte überstiegen, aus dem Bedürfnis nach Abrechnung mit dem politischen Feind, mit dem Mitläufer oder dem Kollaborateur. Die Gründe hierfür sind vielfältig und zahlreich, sie sind nicht zuletzt auch in der Totalität des Zerstörungswillens des Faschismus selbst zu suchen.

Erst in den letzten Jahren nimmt sich die historische Forschung dieses Themas an<sup>1</sup>, wird die öffentliche Auseinandersetzung mit Kollaboration und Faschismus zum Beispiel in Frankreich offener und differenzierter.<sup>2</sup> Zuvor stellte sich tendenziell eher ein Bild von Einheitlichkeit und Kontinuität dar. Im Mittelpunkt der Betrachtungen standen, wenn es um Kriegsfolgen ging, überwiegend die Konsequenzen der kriegsbedingten Zerstörung ökonomischer Ressourcen mit den damit verbundenen erheblichen wirtschaftlichen Engpässen in den vierziger und fünfziger Jahren. Verweist diese Tatsache allein bereits auf die Komplexität des gesellschaftlichen Zustandes nach

<sup>1</sup>Vgl. Klaus-Dietmar HENKE, Hans WOLLER (Hg.), Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1991.

<sup>2</sup>Serge KLARFELD, Vichy-Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der >Endlösung der Judenfrage< in Frankreich, Nördlingen 1989.

1945, so kennzeichnet diese Perspektive doch letztlich nur eine Dimension der Destruktion. Die persönliche Bedeutung des Verlustes von Angehörigen und Freunden für Millionen Menschen in Europa, die weitreichende Zerstörung kultureller Identitäten, das Infragestellen bisheriger Normen und Werte des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die Verbreitung von Haß- und Schuldgefühlen im Zuge der politischen Säuberungen nach Kriegsende und deren nähere Analyse als soziales und kulturelles Phänomen blieben in der historischen Forschung oft unberücksichtigt, wenn darüber nachgedacht wurde, wie sich das Bild Europas durch den Zweiten Weltkrieg veränderte.<sup>1</sup>

Claude Banton kehrte im Juli 1945 nach einer fast zweijährigen Haftzeit in Gestapo-Gefängnissen und deutschen Konzentrationslagern nach Frankreich zurück. Seine Rückkehr ist ihm nicht in angenehmer Erinnerung geblieben, spürte er doch die ihn erschreckenden Veränderungen in der französischen Gesellschaft, die die deutsche Besatzung zurückgelassen hatte.

*"Wir waren dort befreit worden, aber in der Zwischenzeit war seit einem Jahr in Frankreich alles zu Ende, alles war wieder mehr oder weniger ruhig, denn, wissen Sie, die Befreiung in Frankreich, das war nicht so, wie immer behauptet wird. Das war nicht... , das war eine schreckliche Zeit, das war grauenhaft, das war... . Es gab individuelle Racheakte, es gab fürchterliche Dinge. Zum Glück war ich nicht dabei. Ich will damit nicht sagen, daß ich mich an meinen persönlichen Feinden gerächt hätte, aber - im Grunde genommen war ich froh, daß ich nicht dabei war. Aber ich spürte schon, daß die Befreiung nicht so eine glorreiche Sache war. Sie war überhaupt nicht so heroisch, es ist nicht wahr, daß... - man darf sich da keine Illusionen machen, unter den Franzosen gab es sehr großen Haß. Man haßte: Die Leute von der Résistance haßten die von Vichy, die von Vichy haßten die von der Résistance, die Polizei haßte die - wie soll ich sagen? - die Kommunisten, die Kommunisten haßten die Polizei. Das war, das war die reinsten Anarchie. Man darf sich da keine Illusionen machen."*

Die Geschichte der libération 1944/45 wurde von der Geschichtsschreibung ausführlich behandelt, die Bedeutung der anschließenden politischen Säuberungen in Frankreich, die die Gesellschaft wiederum in ihren Grundfesten zu erschüttern drohten, wurde vernachlässigt. Sie waren es aber, die in den Nachkriegsjahren ein Klima der Feindschaft, des Hasses, ein Klima von Argwohn und Mißtrauen schufen. Aus diesem Grund entschloß sich Herr Banton, nicht länger in Frankreich zu leben. Nachdem er sein Lehrerstudium abgeschlossen hatte, wanderte er nach Südamerika aus, wo er über zehn

---

<sup>1</sup>Henry ROUSSO, L'Epuración. Die politische Säuberung in Frankreich, in: HENKE, Politische Säuberung, S. 192-240.

Jahre blieb. Der Krieg hatte in seinen Augen die französische Gesellschaft der "Verwesung" preisgegeben, Haß und Mißtrauen prägten nun das Zusammenleben. Den Ursprung für diese Veränderungen sieht Herr Banton in der durch Feindschaft und Überheblichkeit gekennzeichneten Atmosphäre, die die deutsche Besatzung in Frankreich geschaffen hatte. Sie hatte eben nicht nur veränderte Machtverhältnisse mit sich gebracht, sondern die Würde jedes einzelnen angegriffen.

*"Sie haben das nicht erlebt, natürlich haben Sie den Nationalsozialismus nicht mehr erlebt und auch nicht die Atmosphäre, die er geschaffen hatte. Diese verabscheuungswürdige Atmosphäre, voller Überheblichkeit und Haß. Ich werde Ihnen eine wahre Geschichte erzählen. Es war im Stadtzentrum - 41, glaube ich - nein nein, 1940. Es gab dort so ein Hotel, das Hôtel de Paris. Es war von den Deutschen besetzt, dort wohnten die Offiziere. Ich war Zeuge der folgenden Szene: Drei Offiziere kamen aus dem Hotel heraus, ein General - die Dienstgrade kenne ich gut -, ein Oberst und ein Hauptmann. Der General ging in der Mitte. Sie kamen heraus und gingen auf dem Bürgersteig in Richtung Place Saint Pierre - das ist der Platz im Zentrum der Stadt. In dem Augenblick - ich konnte das nicht so sehen, ich war auf dem Bürgersteig auf der anderen Straßenseite - kam ihnen ein Mann entgegen, wohl ein Franzose, übrigens in Arbeitskleidung, also vermutlich ein Arbeiter oder ein Angestellter. Der kam also, die drei Männer gingen auf dem Bürgersteig, er kam ihnen entgegen, und er blieb in der Mitte des Bürgersteigs. Normalerweise hätte er den Bürgersteig verlassen müssen, nicht wahr, man mußte den Bürgersteig den Offizieren überlassen. Da machte er ihnen Platz, aber nicht genug, der Bürgersteig ist dort so breit wie - wie dieses Wohnzimmer hier. Und so ging er an ihnen vorbei, er war zerstreut, er war sich dessen nicht bewußt, er... - das war reine Zerstreutheit. Und ich war auf der anderen Straßenseite. Ich sah hin, und plötzlich wurde dem Hauptmann klar, daß auf dem Bürgersteig jemand an ihm vorbeigegangen war. Der Offizier drehte sich um, er packte ihn am Kragen, er zog ihn hoch, er verpaßte ihm zwei Schläge mit der Faust und warf ihn zu Boden. Dann drehten alle drei Offiziere sich um, und der Mann wurde ins Hôtel de Paris gezerrt. Am Kragen. Was dann geschehen ist? Ich habe ihn nicht herauskommen sehen. Aber solche Sachen... - da wurde ich als junger - sagen wir als junger Franzose, obwohl die Nationalität in diesem Fall keine Rolle spielt - da wurde ich so wütend, ich hätte... - was weiß ich, wenn ich eine Waffe gehabt hätte, dann hätte ich geschossen. Ja, ich war so wütend, das hatte mich so wütend gemacht."*

In der eigenen Erniedrigung und der Bevormundung durch die deutschen Besatzer

sieht Claude Banton<sup>1</sup> selbst den Ursprung seiner Rebellion und seines Widerstandes gegen die Nationalsozialisten. Es widerstrebt ihm von Beginn an, nicht mehr offen seine Meinung sagen zu können, ohne Repressalien fürchten zu müssen. Bei Kriegsbeginn erlebte er an der Universität in Besançon, wo er ein Lehrerstudium begonnen hatte, wie offene Diskussionen unter den Studenten verboten wurden und die Nationalsozialisten jede Kritik im Keim zu ersticken versuchten. Viele Kommilitonen ließen sich einschüchtern und versuchten trotz innerer Ablehnung gegenüber den Faschisten unauffällig zu bleiben und in der Masse unterzugehen. Da er aber ein "Radaubruder" gewesen sei, so erklärt Herr Banton sein Verhalten heute, "*der sich nicht so leicht unterkriegen ließ*", wuchs allmählich, wie in einem "Gärungsprozeß", seine innere Bereitschaft, aktiv gegen die deutsche Besatzung zu kämpfen. Daß er dabei für ein Land eintrat, dessen Staatsangehörigkeit er überhaupt nicht besaß, war und ist für ihn bis heute völlig irrelevant.

### Gärungsprozesse

Am 26. Oktober 1919 wurde Claude Banton als zweiter Sohn der Familie in der Schweiz geboren. Seine Eltern waren Grundschullehrer. 1923 kauften sie im nahegelegenen Besançon in Frankreich ein landwirtschaftliches Gut, ohne jedoch dorthin überzusiedeln. Die Familie Banton hatte traditionell eine enge Bindung an den französischen Nachbarn, da die Großeltern der mütterlichen Seite aus dem Elsaß stammten. Die Familiengeschichte ist eng mit der politischen Zerrissenheit dieser Region verknüpft, standen sich doch die beiden Brüder der Mutter im Ersten Weltkrieg auf französischer und deutscher Seite als Feinde gegenüber.

Auch Claude Banton lag mit seinem älteren Bruder Maurice in ständigem Streit, was die Eltern dazu veranlaßte, ihn nach Besançon zur Schule zu schicken, während der Rest der Familie in der Schweiz wohnen blieb. Nach der Internatszeit begann Claude Banton in Besançon auch sein Studium. Er selbst habe sich damals schon als Franzose gefühlt und sich vollständig mit deren Mentalität und Lebensweise identifiziert. Der Einmarsch der Deutschen 1940 hat daher auch bei ihm nie den Gedanken aufkommen lassen, in die Schweiz zurückzukehren. Im Gegenteil.

*"Zunächst gab es nur ein bißchen Opposition, Äußerungen Einzelner, und - wie soll ich sagen?"*

---

<sup>1</sup>Das Interview mit Claude Banton fand am 2. Dezember 1991 in Besançon/Frankreich statt. Sylvie Hamon übersetzte. Die Transkription fertigte Karin Höpp an.

*- Gezänk auf der Straße, bewußte Verstöße gegen die nächtliche Ausgangssperre, denn es gab dort diese Sperrstunde. Dann war dort tatsächlich die Gendarmerie, die gekommen war, um uns zu verhaften. Da machten wir uns aus dem Staub. Das war am Anfang noch überhaupt nichts, eine Art Aufruhr, und dann wurde das nach und nach immer ernster, die Opposition wurde immer stärker, sie hat sich organisiert, man organisierte Gruppen, zuerst nur zu Propagandazwecken, dann auch mit Waffen. Das wurde so immer stärker, ja, wie ein Gärungsprozeß, genau so, das war... - Sie dürfen nicht glauben..., man darf sich das nicht so vorstellen, daß eines schönen Tages jemand gekommen ist, um so etwas zu organisieren - nein, das war nicht möglich. Zuerst war alles geheim."*

Der Versuch, sich mit anderen Kommilitonen der Universität gegen die deutsche Besatzung zu organisieren, mißlang. Vielmehr fand sich eine Gruppe Gymnasiasten zusammen, die Claude Banton aus seiner eigenen Schulzeit noch kannte und für die er durch seine sportlichen Leistungen, aber auch durch seine kompromißlose Haltung gegenüber den Deutschen zum Vorbild wurde. Anfangs mit unzureichender Ausstattung, später mit modernen Waffen der britischen Armee versorgt, kämpfte diese Gruppe, eingebunden in die Widerstandsarbeit der französischen Résistance, gegen die Besatzungsmacht. Auf meine Frage, was das Ziel ihres Kampfes gewesen sei, antwortete mir Herr Banton.

*"Nun, der Krieg. Krieg zu führen, Deutschland zu schaden, Nazi-Deutschland zu schaden, seine Soldaten anzugreifen, seine Truppen anzugreifen, es daran zu hindern, das Land so zu besetzen, wie es vorgesehen war: das war Krieg. Nur in dieser besonderen Art, weil wir es nicht anders machen konnten. Aber auch das war Krieg, es gab keine - das war sogar ein haßerfüllter Krieg, und das ist noch schlimmer, denn: sie lebten mitten unter uns. Verstehen Sie? In einem normalen Krieg kämpfen auf der einen Seite die Deutschen und auf der anderen Seite die Franzosen, so war das zum Beispiel im Ersten Weltkrieg, dort gab es keinen wirklichen Haß zwischen den Leuten, die sich nicht einmal ansahen, die sich nicht einmal sahen. Während wir einander sehr wohl zu Gesicht bekamen. Und jede sichtbare Aktion ruft Haß hervor, und dies war ein haßerfüllter Krieg. Das war ein schlimmer, ein sehr schlimmer Krieg."*

Bis heute beschäftigt Herrn Banton die Sinnlosigkeit des Krieges mit seinen zerstörerischen Folgen für Individuum und Gesellschaft. Die Suche nach Antworten veranlaßte ihn dazu, seine Gedanken in einem Buch niederzuschreiben, welchem er den Titel "Krieg - wozu?" gab.



'S' wie Schweiz

Seine Verhaftung im Juni 1943 hatte Herr Banton bereits vorher geahnt. Das System der Tarnung innerhalb der Widerstandsorganisation war brüchig geworden und ein möglicher Verrat durch Gestapo-Spitzel wurde zur greifbaren Gefahr. Zu viele Leute kannten seinen Namen und seine verantwortliche Stellung innerhalb der regionalen Résistance in Besançon. Während eines inszenierten Treffens wurde Claude Banton von der Gestapo verhaftet und ins örtliche Gefängnis gebracht. In den anschließenden Verhören versuchten die Beamten weitere Namen und Adressen der Widerstandsgruppen von ihm durch Folterungen zu erpressen. Am 19. September des gleichen Jahres wurde er zum Tode verurteilt, aber das Urteil blieb unvollstreckt. Diese Tatsache war kein Versehen der deutschen Behörden, sondern stand in Zusammenhang mit der Staatsbürgerschaft von Claude Banton. Er selbst fühlte sich damals und auch heute noch wie selbstverständlich als Franzose, so daß ihn meine Frage nach diesem Zusammenhang während unseres Gespräches erstmal erstaunte.

*"Nein, das hat keine Rolle gespielt. Doch, letztlich hat es doch eine Rolle gespielt, denn ich wurde nicht erschossen. Verstehen Sie, ich war also am 19. September 1943 zum Tode verurteilt worden, aber ich wurde nicht erschossen, weil - ah, das ist eine ziemlich lange Geschichte. Ich war Schweizer, die Schweizer haben interveniert, also der Oberst - Oberst, ach wie heißt das noch gleich? - der Oberst der schweizerischen Spionageabwehr hat interveniert, weil ich - ich kam ziemlich oft über die Grenze in die Schweiz vor allem mit Juden, mit Juden aus Holland, die ich über die Grenze brachte. (...) Damals gab es zwischen Nazi-Deutschland und der Schweiz auch den Versuch eines Gefangenenaustausches. Nur ist der Versuch gescheitert, weil die Deutschen behaupteten, ich habe einen sehr hohen Rang inne, ich sei wenigstens Oberst, was aber gar nicht wahr war, ich war..., sagen wir, meine Rolle, meine Stellung..., ich war also Regionalchef hier, sagen wir, das entsprach so in etwa einem Hauptmann - höchstens -, aber sie behaupteten, ich sei zumindest Oberst, um mehr für mich zu bekommen, d.h. viele Leute gegen mich austauschen zu können, verstehen Sie, so daß im Endeffekt - die ganze Sache gescheitert ist, aber ich bin nicht erschossen worden, nun, und da war ich der einzige."*

Während des Interviews mit Herrn Banton war immer wieder ich diejenige, die auf die Tatsache zu sprechen kam, daß mein Gesprächspartner eigentlich aus der Schweiz stammte. Die Bedeutungslosigkeit eines Kriteriums wie das der Staatsangehörigkeit für sein eigenes Empfinden zeigte mir Herr Banton dadurch, daß er dahingehende Fragen

auf Anhieb gar nicht verstand. Derartige Überlegungen stellten sich für ihn gar nicht. Seinem Temperament entsprechend kommentierte er auch das folgende Gespräch über seine Einlieferung ins Konzentrationslager Neuengamme<sup>1</sup> mit einem herzhaften Lachen.

*"Ulrike Jureit: Sie haben aber ein 'F' als Nationalitätenkennzeichen bekommen?"*

*Claude Banton: Ja.*

*Ulrike Jureit: Wie kam das?"*

*Claude Banton: Ach so, (Lachen) anstatt eines 'S' zum Beispiel, für 'Schweizer', 'Schweiz'. Das hatten sie ganz einfach vergessen - oder weil ich mit den anderen aus Frankreich gekommen war, waren wir eben Franzosen. Ich glaube, das muß es gewesen sein."*

Im Konzentrationslager Neuengamme wurden insgesamt mehr als zwanzig Häftlinge aus der Schweiz festgehalten, mit Herrn Banton waren mindestens vier weitere Häftlinge schweizerischer Herkunft ins Lager gekommen. Deren Angaben zufolge mußten sie als Nationalitätenkennzeichen an ihrem Häftlingsanzug ein "SCH" für "Schweiz" tragen. Daß unter ihnen allein Herr Banton als Franzose und nicht als Schweizer im Lager registriert wurde, spricht eher für die Möglichkeit, daß Herr Banton seiner schweizerischen Herkunft nicht sehr viel Bedeutung beimaß. Ein Umstand, der seine Einstellung zu diesem Thema bis heute widerspiegelt. Für die individuellen Existenzbedingungen im Konzentrationslager konnte die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalitätengruppe allerdings lebenswichtig sein.

## Überleben

Bereits zwei Wochen nach seiner Einlieferung ins Konzentrationslager Neuengamme wurde Claude Banton im September 1944 dem Außenkommando Wilhelmshaven zugeteilt. Etwa 1 000 Häftlinge, in der Mehrzahl Franzosen und Russen, umfaßte der

---

<sup>1</sup>Herr Banton wurde erst ein Jahr nach seiner Verhaftung im September 1944 über das Gefängnis Belfort ins Lager Neuengamme deportiert.

Transport dorthin.<sup>1</sup> Das Lager Wilhelmshaven war aufgrund einer Vereinbarung zwischen SS und Kriegsmarinewerft mit dem Ziel eingerichtet worden, daß die Häftlinge Werftarbeiten verrichten sowie zur Bombenräumung und deren Entschärfung auf dem Werksgelände eingesetzt werden sollten. Die verschiedenen Arbeitseinsätze erforderten in der Regel fachliches Wissen und handwerkliches Können, was die wenigsten Häftlinge mitbrachten. Die Folge davon war nicht nur ein erhöhtes Unfallrisiko, sondern es drohte der Vorwurf der Sabotage bei mangelhaften Arbeitsergebnissen.

*"Als ich gefragt wurde, was ich machen könnte. 'Was sind Sie von Beruf?' - 'Student'. Ich hatte noch gar nichts gemacht. Also konnte ich nicht, also konnte ich dort die Arbeit nicht gut verrichten, nicht wahr. Und mein Vorarbeiter, mein Gott, der hat mir gezeigt, was ich zu tun hatte, und ich habe es zweifelsohne sehr schlecht gemacht. Aber deshalb konnte er mich nicht der Sabotage bezichtigen. War das also echte Sabotage, oder war das schlechte Arbeit, weil die Leute es nicht besser konnten? Das konnte man nicht wissen. (...) Saboteure wurden dort gehängt. Sie haben dort einen Russen gehängt. Also sie haben mehrere Leute gehängt, aber sie haben also einen gehängt, der versucht hat - das war einer der ersten, die sie gehängt haben - der hatte in der Werkstatt an einer Drehbank gearbeitet, und es hieß, er habe dort Sabotage geleistet. Was er getan hatte, darüber weiß ich nichts, aber er wurde vor unseren Augen gehängt. Sie haben uns also alle versammelt, und dann - haben sie ihn gehängt. Als Saboteur."*

Bei dem Hingerichteten handelte es sich um den russischen Häftling Klischkow, der im November 1944 in der Maschinenbauhalle erhängt wurde. Er soll während der Arbeit eingeschlafen sein, so daß die von ihm zu bedienende Maschine den Arbeitstisch durchbohrte.<sup>2</sup> Durch die unzureichende Ernährung und die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen im Lager waren die Häftlinge bereits nach kurzer Zeit derartig geschwächt, daß sie den Arbeitsanforderungen nicht gewachsen waren. Ebenso wie der russische Gefangene schlief auch Herr Banton aus Erschöpfung an seinem Arbeitsplatz in der Blechschmiede der Kriegsmarinewerft ein, wobei ihn der zuständige deutsche Zivilarbeiter überraschte.

---

<sup>1</sup>Nach Angaben des Lagerarztes Trzebinski waren seit Januar 1945 durchschnittlich 1129 Häftlinge im Lager Wilhelmshaven am Alten Banter Weg inhaftiert. Diese Angabe muß nicht für den gesamten Zeitraum des Lagerbestehens der Richtigkeit entsprechen. Es kann zeitweise zu einer weitaus stärkeren Belegung gekommen sein, wie es auch Herrn Banton in Erinnerung geblieben ist. Seiner Schätzung nach wurden annähernd 2 000 Gefangene dort festgehalten.

<sup>2</sup>Hartmut BÜSING, Klaus ZEGENHAGEN, Einmal werden wir froh sagen: Heimat, Du bist wieder mein! KZ in Wilhelmshaven - Rüstringer und Wilhelmshavener im KZ, Wilhelmshaven 1987, S. 66f.

*"Meiner hat mir einmal eine Ohrfeige verpaßt; weil er mich dort fand, wie ich schlief. Ich schlief in der Werkstatt, und da hat er mir eine gelangt, ein paar fürchterliche Ohrfeigen, aber das war das einzige Mal, daß er mich angerührt hat. Ja. Ich muß wohl hinzufügen oder Ihnen erklären: Diese deutschen Arbeiter, diese deutschen Vorarbeiter, die waren davon überzeugt, daß die Kriegsmarine uns bezahlte, uns. Und sie zahlte auch tatsächlich, die Kriegsmarine zahlte - aber das ganze Geld wanderte in die eigene Tasche der SS. Denn einmal sagte der deutsche Vorarbeiter zu mir, das war, als er mir diese beiden Ohrfeigen verpaßte, weil ich schlief, denn ich war sehr müde, übermüdet oder so, und da schlief ich so in der Werkstatt, als 'peng peng'. Und dann sagte er zu mir, so: 'Du mußt das Geld, das die Kriegsmarine dir bezahlt, schon redlich verdienen!'"*

Welche Strafe auch ihm gedroht hätte, wenn der Zivilarbeiter das "Vergehen" der SS gemeldet hätte, wußte Claude Banton durch die Exekution des russischen Häftlings, die er zuvor mit ansehen mußte. Mag es Glück oder Zufall gewesen sein, daß der Zwischenfall für Herrn Banton "nur" ein paar Ohrfeigen zur Folge hatte. Es veranschaulicht die ständige Todesbedrohung der Gefangenen im Lager sowie die Willkür der SS, der Kapos und der Zivilarbeiter, von der die Überlebenschancen eines KZ-Häftlings abhingen. Dabei spielte auch das System der unterschiedlichen Gewährung und Zuweisung von Vorteilen oder Privilegien gegenüber einer kleinen Gruppe von Inhaftierten eine Rolle. Die SS gestand einzelnen, zumeist deutschen Häftlingen, bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu, indem sie von ihnen die Bewachung und Disziplinierung der eigenen Mithäftlinge im Sinne der SS forderte. Angefangen vom Lagerältesten, dem wiederum Blockälteste, Kapos und Stubendienste unterstanden, sollte die Hierarchie unter den Häftlingen nicht nur einer erleichterten Verwaltung des Lagers dienen, sondern einer möglichen Solidarisierung unter den Gefangenen entgegenwirken. Angesichts der permanenten Existenzbedrohung durch den Entzug (über-)lebensnotwendiger Versorgung konnten diejenigen, denen es nicht gelang, hin und wieder mehr als die übliche Essensration zu bekommen oder einer "leichteren" Arbeit zugewiesen zu werden, das Lager nicht überleben.

*"In meiner Jugend hatte ich einmal Klavier gespielt. Ich hatte viel Klavier gespielt. Und eines Tages sagte er [der Lagerälteste] <sup>1</sup> zu mir - es gab dort im Lager ein Klavier, ich weiß nicht, wie*

---

<sup>1</sup>Es muß sich um den Lagerältesten Walter Besch gehandelt haben, der seit Januar 1945 diese Funktion inne hatte. Sein Vorgänger Alfred Wagner war zuvor von den Wachposten erschossen worden, als er von

*es dort hingekommen war, aber es stand ausgerechnet im Büro des Lagerältesten. Und er fragte mich: 'Kannst du spielen?' Weil... . 'Ja, ich kann spielen.' - 'Dann spiel' etwas für mich. Spiel mir dies oder spiel mir jenes.' Und dann forderte er mich oft auf, abends eine Stunde oder eine halbe Stunde zu spielen. Während ich spielte, mißhandelte er mich nicht, er saß auf seinem Bett und unterhielt sich mit anderen, und dann spielte ich. Ich mußte ihn um Erlaubnis bitten, mich zurückziehen zu dürfen, denn dort wurde sehr lange gearbeitet, nicht wahr, wir arbeiteten bis zu 16 Stunden pro Tag. (...) Er sagte zu mir: 'Spiel mir das und das.' Ich spielte viel - ja, viel Schubert und viel Mozart, denn diese Musik gefiel ihm. Und manchmal, manchmal sagte er mir dann nach einer halben Stunde: 'Ist gut, du kannst gehen.' Ganz plötzlich. Aber es kam auch vor, daß er dann manchmal zu mir sagte... - also manchmal fragte ich ihn, ob ich, weil ich doch länger auf den Beinen war als die anderen, eine zusätzliche Essensportion bekommen könnte; und die bekam ich dann auch, er sagte also ja. Aber ein andermal sagte er dann: 'Nun gut, du hast gut gespielt, Claude.' Und dann machte er so. Er nahm seinen Knüppel, einen riesengroßen Gummiknüppel und versetzt mir einen enormen Hieb auf den Rücken: 'Ah, du hast gut gespielt, ich gratuliere.' So. Sie sehen also, er war..., irgendwo war da eine Schraube locker, nicht wahr, das waren alles Leute, alles verkrachte Existenzen, nicht wahr."*

Herr Banton berichtete während unseres Gespräches sehr beeindruckend von der Atmosphäre unter den Häftlingen im Lager Wilhelmshaven. Nicht nur die willkürliche Herrschaft von SS und Kapos bedrohte sie, sondern auch untereinander begegnete man sich mit Mißtrauen und Haß. Dabei gab es immer wieder Konflikte um diejenigen Arbeiten, die als "leichter" galten oder die zusätzliche Essensrationen versprachen. Die Konkurrenz um existentielle Bedürfnisbefriedigungen kennzeichnete in den Augen von Herrn Banton das Leben im Lager.

*"Also die Blockältesten waren Deutsche, und dann gab es da so einen Blockältesten-Gehilfen, das war ein Pole, der berüchtigte Tadek. Das war ein kleiner, ein kleiner Rothaariger. Er war böse wie sie alle, und mich, mich haßte er ganz besonders, denn ich war ein Intellektueller, oder jedenfalls galt ich als Intellektueller, und dann konnte ich Deutsch, so daß ich also die Fragen des Blockältesten beantworten konnte; ob er eifersüchtig war oder ob er Angst hatte, ich könne an seine Stelle treten - wozu ich ganz und gar keine Lust gehabt hätte. Aber jedenfalls ließ er keine Gelegenheit aus, um mich mit einem riesengroßen Gummiknüppel zu schlagen. Alle im Block haßten ihn, alle. Und dann schlug er viel kräftiger zu als die Deutschen, viel kräftiger. Das war eine richtige Bestie."*

---

einem illegalen "Besuch" in der Stadt zurückkehrte. Walter Besch, im Lager als "V2" bekannt, soll ihn selbst bei der SS denunziert haben. Vgl. auch BÜSING, Wilhelmshaven, S. 85.

In den Berichten, insbesondere französischer Häftlinge, tauchen häufiger Hinweise auf ein besonders gespanntes Verhältnis zu polnischen Mitgefangenen auf. Auch Herr Banton berichtet von seinen persönlichen Erfahrungen mit polnischen Funktionshäftlingen, die er als brutal in Erinnerung behalten hat. Mögen derartige Erfahrungen in Einzelfällen sicherlich der Wahrheit entsprechen, so bergen sie die Gefahr einer allgemeinen Verurteilung einer ganzen Nationalitätengruppe. Sicherlich hat es spezielle Spannungen unter polnischen und französischen Häftlingen gegeben, die das Nichteingreifen Frankreichs beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen 1939 zum Hintergrund hatten. Weiterhin waren polnische Häftlinge in der Regel sehr viel länger in den Konzentrationslagern inhaftiert, so daß sie in den letzten Kriegsjahren bereits bestimmte Funktionen bekleideten oder aber die Erfahrung gemacht hatten, daß ein Überleben im Lager nur mit gewissen Privilegien möglich war, um die es zu kämpfen galt. Diese Umstände werden zu möglichen Konflikten unter den Häftlingen beigetragen haben. Aber vielmehr spiegelt sich in den Berichten der Überlebenden auch die Tatsache wider, daß es der SS durch die Zusicherung oder den Entzug von Privilegien immer wieder gelang, sowohl einzelne Häftlinge als auch Häftlingsgruppen gegeneinander auszuspielen und bestehende Ressentiments für ihre eigenen Interessen zu nutzen. Inwieweit die SS ihr Ziel, jegliche Solidarität und Hilfe unter den Häftlingen zu unterbinden oder zu zerstören, auch in die Tat umsetzen konnte, bedarf einer differenzierten Betrachtung für jedes einzelne Lager. Es gab Fälle, in denen es den in der "Häftlingsselbstverwaltung" eingesetzten Funktionshäftlingen gelang, bestimmte - meist ihnen politisch nahestehende - Mitgefangene durch Zuteilung zu einem leichteren Arbeitskommando zu schützen. Das Bild jedoch, das Herr Banton für das Konzentrationslager in Wilhelmshaven nachzeichnet, läßt in diesem Fall keinen Zweifel an dem Erfolg der SS.

*"Man fühlte, man fühlte sich ständig bedroht. Aber man wußte nicht, wer einen bedrohte: ob nun ein Kapo oder einer der Häftlinge, der die anderen denunzieren konnte; wo die Gefahr lauerte, das konnten wir nicht wissen, aber die Gefahr war überall, und da zog man sich eben ständig in sein ganz persönliches kleines Schneckenhaus zurück, nicht wahr. (...) In so einem Lager haßte jeder jeden. Solidarität war dort nicht möglich, außer bei Leuten, die einander sehr nahestanden, die man gut kannte, aus derselben Gegend - was mich betraf, so gab es dort, es waren dort zwei oder drei Leute, die ich sehr gut kannte, und zu denen hatte ich Vertrauen, denn ich wußte, wer sie waren; aber ansonsten flößte jeder jedem Angst ein."*

## Marcel Debeeken: "... Die ausschließlich dem Menschen gehören."

### Kreuzverhör

Am 2. Januar 1947 eröffnete das englische Militärgericht der 5. Division in Braunschweig den Kriegsverbrecherprozeß gegen insgesamt neun Angeklagte, die sich für die an KZ-Häftlingen begangenen Verbrechen im Lager Schandelah, einem Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme, zu verantworten hatten. Unter ihnen befanden sich drei leitende Angestellte der ehemaligen Steinölgesellschaft<sup>1</sup> Schandelah, für die die Inhaftierten Zwangsarbeit zu leisten hatten. Weiterhin waren vier Angehörige der SS, unter ihnen der Kommandoführer Ebsen, sowie zwei ehemalige Kapos des Lagers angeklagt.<sup>2</sup> Als Zeuge der Staatsanwaltschaft trat Baron Marcel Debeeken im Januar 1947 in den Zeugenstand. Er war gemeinsam mit seinem Vater seit Herbst 1944 Häftling des Lagers Schandelah gewesen und berichtete dem Gericht von den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Inhaftierten und über das Verhalten der Angeklagten bezüglich der ihnen vorgeworfenen Straftaten. Dabei ging es insbesondere um die Umstände, die zum Tod seines Vaters im Februar 1945 geführt hatten. Für Marcel Debeeken bedeuteten diese Wochen in Braunschweig eine Zeit grausamer und schmerzlicher Erinnerungen, jedoch war es für ihn, der zu dieser Zeit in Belgien sein rechtswissenschaftliches Studium abschloß, auch eine ganz besondere Erfahrung, die Verurteilung der für den Tod seines Vaters und mehrerer hundert anderer Häftlinge des Lagers Schandelah Verantwortlichen verfolgen zu können. Die Verteidigung der Angeklagten besorgten deutsche Anwälte, deren Verhandlungsstrategie - die Häftlinge hätten keinen Anspruch auf Behandlung als Kriegsgefangene gehabt und seien nicht aus politischen Gründen verhaftet worden - auf einen Überlebenden dieses Lagers mehr als brüskierend wirkte. Seine Befragung

---

<sup>1</sup>Es handelt sich dabei um den leitenden Direktor Wittig, sowie die zivilen Angestellten Hefter und Ohlen. Wittig wurde zum Tode verurteilt, diese Strafe wurde später jedoch in eine zwanzigjährige Haftstrafe verwandelt. Ohlen erhielt zehn Jahre Haft und Hefter wurde freigesprochen. Vgl. Britischer Militärgerichtsprozeß 1947 in Braunschweig, War crimes papers WO 235, (ANg NS 6.1.1.).

<sup>2</sup>Der Kommandoführer Ebsen, sowie sein Stellvertreter Truschel und der Hundeführer Heitz wurden in vollem Umfang der Anklage schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt. Freispruch hingegen für den ehemaligen Lagerkoch Jahn. Ein weiteres Todesurteil erhielt auch der Kapo Große, hingegen verhängte das Gericht über den Vorarbeiter Schiefelbein eine zweijährige Haftstrafe.

durch die Verteidigung im Kreuzverhör erlebte Marcel Debeeken dann auch als die grundsätzliche Schwierigkeit, bestehende Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Lager darzustellen und verständlich zu machen.

*"Also das schreckliche Spektakel bestand darin, daß einer der Anwälte anfang, mir Fragen zu stellen. Für den Mandanten bedeutet eine Individualisierung ein Drama. Und ich werde Ihnen ganz direkt etwas sagen. Über Ebsen. Ich selbst habe so direkt nichts davon erzählt, also weder auf eine Frage des prosecutor officer [Staatsanwalt] hin, noch von mir aus, über Ebsen. Und dann stellte mir einer von Ebsens Anwälten [Verteidigern] die Frage: 'Erinnern Sie sich daran, daß Ebsen auch 'Papa Ebsen', 'Vater Ebsen' genannt wurde?' Und ich war dermaßen schockiert, ich war dermaßen überwältigt, daß mir einfiel, von einer Sache zu erzählen - ein Pole, der soundso hieß, hatte einen leeren Zementsack gestohlen, und Ebsen hatte ihm 25 Peitschenhiebe verpaßt, bis er ohnmächtig zu Boden gesunken war. Und ich sagte: 'Zwei andere und ich, wir haben diesen Polen aufgehoben und ins Revier gebracht. Das ist Vater Ebsen!' Wenn er mir also diese Frage nicht gestellt hätte, hätte ich die Geschichte nicht erzählt. Das ist daran das Schreckliche! Und da war noch so eine Sache. Und zwar - ich weiß nicht, ob es Schiefelbeins Anwälte oder die eines anderen waren, die zu mir sagten: 'Sie haben erzählt, man habe Sie geschlagen. Hatten Sie nicht in der Küche Brot gestohlen?' Und ich sagte: 'Ich soll in der Küche Brot gestohlen haben? Wenn ich das gekonnt hätte, hätte ich jede Menge Brot gestohlen. Aber ich konnte die Küche niemals betreten.'"*

Durch seine Aussage hatte Marcel Debeeken bestätigt, daß Häftlinge im Lager gestohlen haben und nur auf diese Aufdeckung war es den Verteidigern angekommen. Sie versuchten daraus Vorteile für ihre Mandanten zu ziehen, den Zeugen als Spielball ihrer Strategie zu benutzen.

Die Erinnerung von Herrn Debeeken an diesen Prozeß im Winter 1947 ist mehr als vierzig Jahre später durch seine eigene berufliche Karriere als Rechtsanwalt geprägt. Anhand der vorliegenden Gerichtsprotokolle lassen sich Beweisführungen, Sachverständigengutachten und Prozeßverlauf nachzeichnen. Die im Gerichtssaal geforderte Sachlichkeit zur Feststellung von Zusammenhängen und Handlungsabläufen ist für Herrn Debeeken heute aber nebensächlich. In unserem Gespräch<sup>3</sup> stellte er von sich aus seine eigenen Gefühle, Wünsche und Ängste während der Haftzeit in den Mittelpunkt. Mit einer bemerkenswerten sprachlichen Präzision gelang es ihm, einzelne Situationen seines Konzentrationslageraufenthaltes zu beschreiben, ihre Atmosphäre

<sup>3</sup>Das Interview fand am 4./5. November 1991 in Merelbeke/Gent in Belgien statt. Während des Gespräches übersetzte Sylvie Hamon. Die Transkription erstellte Karin Höpp.



wiederzugeben und sie während unseres Zusammenseins lebendig werden zu lassen. Mit einer radikalen Offenheit, sich selbst und mir gegenüber, verdeutlichte Herr Debeeken exemplarisch anhand einzelner "Geschichten", was es für ihn bedeutet hat, Häftling in einem Konzentrationslager geworden zu sein.

*"Wenn wir dann den nächsten Zeitabschnitt in Neuengamme nehmen, so ist das die Zeit der Erniedrigung. Und es ist die Zeit, in der einem der Name weggenommen wird. Man wird zu einer Nummer. Nun gut. Die Ankunft. Also an der ersten Baracke wird man nackt ausgezogen, sie nehmen einem alles weg. Ich war klug genug, mich nicht dagegen zu wehren. Auf einen Schlag wurde ich vom Ritter zu 44862, das war meine Häftlingsnummer, die ich immer noch habe - man wird ausgezogen, bis man ganz nackt dasteht, Tausende von Männern: schöne, große, kleine, häßliche, dicke, dünne - ein schreckliches Häuflein von Menschen! Aber mit 21 Jahren... - ich war nicht beim Militär gewesen, ich hatte ein herrliches, beschütztes Leben gelebt und fand nun eine ekelerregende Ansammlung von Menschen. Aber das war der Anfang der Erniedrigung. Und dann, versteht sich, ging es unter die Duschen, mit Chlor, denn angeblich hatten wir die Läuse. Angeblich hatten wir das Ungeziefer, wo es doch ganz offensichtlich in Neuengamme war. Nun gut. Und dann steht man vor einem riesengroßen Hof. Ich glaube, das war der Appellplatz. Der alte Appellplatz von Neuengamme. Und dort standen wir, splitternackt, mit schreienden SS-Männern und Kapos. (...) Das ist eine Demütigung, das ist eine Erniedrigung, das heißt: Vom Menschen zum Häftling! Nicht Gefangener, nicht wahr. Nicht Gefangener. Ein Häftling, das ist etwas anderes."*

### Zerstörte Welten

Marcel Debeeken wurde am 4. August 1923 als Sohn einer alten belgischen Adelsfamilie geboren. Seine Familie verfolgte in der Bekleidung öffentlicher Ämter eine lange Tradition, sein Großvater war während des Ersten Weltkriegs belgischer Parlamentspräsident gewesen. Der Familiensitz in der Nähe von Gent, in dem Herr Debeeken noch heute mit seiner Frau und zwei seiner sechs bereits erwachsenen Kinder lebt, ist das, was man landläufig unter einem Schloß versteht. Die Ahnengalerie der Familie bishin in vergangene Jahrhunderte kennzeichnet die aristokratischen Traditionen, mit denen Herr Debeeken aufwuchs. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er standesgemäß, wohlbehütet und sorglos. Die Aufnahme des Jurastudiums nach Abschluß des Abiturs entsprach den Erwartungen seiner Familie. Zu dieser Zeit war Belgien bereits von den deutschen Truppen besetzt. Die Eltern von Herrn

Debeeken waren im belgischen Widerstand aktiv. Der Vater leitete einen Spionagering, der Informationen über den Bau des Atlantikwalls nach London weitergab. In diesem Zusammenhang wurden die Familie bereits 1942 verhaftet und von einem Kriegsgericht verurteilt. Der Vater blieb bis 1944 in einem Gefängnis bei Kassel inhaftiert, der Rest der Familie wurde in Belgien festgehalten. Bereits einige Wochen nach der Rückkehr des Vaters erfolgte seine erneute Verhaftung, gemeinsam mit seinem Sohn Marcel. Der Inhaftnahme im belgischen Gefängnis Fort Huy durch die Geheime Feldpolizei folgte die Deportation nach Deutschland im September 1944.

*"Wir waren mehr als 100 Männer in dem Viehwagen, der völlig geschlossen war, völlig geschlossen. Wir waren mehr als 100 Männer. Auf jeden Fall war nicht genug Platz vorhanden, so daß 100 Männer sich hätten hinlegen können. So gab es immer einige, die standen, die ganz Jungen, Leute wie ich; und die Älteren, die sich hinknieten und sich auf ihre Hacken setzten, nicht wahr? Um Platz zu gewinnen. Und diejenigen, die sehr viel älter waren, legten sich hin und blieben dann auf dem ... . Man wechselte sich ab. Ich bekam weder ein Stück Brot zu sehen, noch ein Glas Wasser. Und das dauerte drei Tage und drei Nächte. Das sind dreimal 24 Stunden, aber für uns, für die Häftlinge, waren drei Tage und drei Nächte sehr viel länger als dreimal 24 Stunden. Sie verstehen das nicht, aber so ist es. Die Trennung, die Nacht, die kommt - die Nacht ist entsetzlich lang. Entsetzlich lang. Und dann wieder der Tag. Ja und nein. Es waren drei Nächte und drei Tage, aber das sind mehr als dreimal 24 Stunden. Die Mutigsten unter uns - nein, das ist keine Frage des Mutes, die Realistischsten, und vielleicht die, die am wenigsten unter ihrer Erziehung zu leiden hatten, tranken ihren Urin."*

Mit dem Transport nach Deutschland wurde Marcel Debeeken endgültig aus seiner "heilen Welt" herausgerissen. Seine aristokratische Erziehung hatte ihn nicht vorbereitet auf Hunger, Durst, körperliche Arbeit und Kälte. Die Demütigungen der SS und der Kapos waren Teil einer sich immer weiter fortsetzenden Erniedrigung des einzelnen. Der Prozeß der maßlosen Entwürdigung in den Konzentrationslagern beschäftigt Herrn Debeeken bis heute. Seine Gedanken kreisen dabei nicht nur um die Techniken dieser Entmenschlichung durch die SS, sondern auch um das, was sie bei den Häftlingen auslösten. Ein wesentliches Moment dabei ist für ihn existentielle Angst.

*"Der Zug hielt endgültig an. Und dann eine Menge Schreie: 'Los! Los! Dreckiges Schwein! Dreckiger Hund!' Nun gut. Diese Ausdrücke höre ich noch heute. Vor uns lag viel Beton, mit all den Hunden. Alle 10 Meter, alle 5 Meter, alle 20 Meter, was weiß ich, da waren Hunde. Da war ein... . Die Ersten steigen aus, und sie erregen die Hunde. Und sie denken: 'Er wird mich*

*kriegen, er wird mich kriegen, er wird mich kriegen, er wird mich kriegen. Wenn er mich beißt, wer pflegt mich dann?' usw. Nun gut. In jenem Augenblick, in jenem Augenblick, das kann ich Ihnen sagen, da setzt sie ein, die animalische Angst. Animalische Angst, nicht wahr. Ich habe die animalische Angst durchlebt, als ich hier war, in diesem alten Schloß. Unter einer Treppe, gut versteckt, habe ich die animalische Angst empfunden. Das heißt, ich war in Schweiß gebadet. Und in den Käfigen der Geheimen Feldpolizei empfand ich diese animalische Angst. Die animalische Angst, die einen erzittern läßt: So. Die dazu führt, daß man nicht mehr klar denken kann. Also die animalische Angst. Also selbst für einen Mutigen - nein, hier geht es nicht um Mut. Ich sage von meinem Vater und von meinen Brüdern, daß das alles mutige Leute waren. Meine Mutter... - aber mein Vater, meine Brüder, alles mutige Leute, sehr mutige Leute. Aber die animalische Angst hat mit Mut nichts zu tun. Das ist eine rein physiologische Angelegenheit, der man nicht entgeht. Und so war das bei der Ankunft in Neuengamme. Die Hunde, die SS, die Hunde, die sich bewegen, die auf einen gehetzt werden."*

### Wölfe unter Wölfen

Marcel Debeeken und sein Vater blieben nur kurze Zeit Häftlinge des Hauptlagers Neuengamme. Im Herbst 1944 kamen beide wiederum auf Transport, diesmal ins Außenlager Schandelah, wenige Kilometer östlich der Stadt Braunschweig gelegen. Seit Mai waren in der dortigen Steinöl-Gesellschaft Braunschweig, eine Tochtergesellschaft des Deutschen Asphaltkonzerns, KZ-Häftlinge zum Abbau von Ölschiefer eingesetzt.<sup>4</sup> Bis zur "Evakuierung" des Lagers im April 1945 stieg die Anzahl der Gefangenen auf über achthundert an. Ende März 1945 kamen zusätzlich noch fünfhundert Häftlinge des bereits "evakuierten" Außenlagers Porta Westfalica hinzu.

In dem Lager Schandelah herrschten unbeschreibliche Zustände. Die drei für Häftlinge vorgesehenen Baracken waren hoffnungslos überfüllt. Trinkwasser und Lebensmittel waren überhaupt nicht oder nur unzureichend vorhanden. Die Kälte und die schwere körperliche Arbeit beim Ölschieferabbau oder bei der Verlegung von Bahnschienen, dort mußte Marcel Debeeken zunächst arbeiten, schufen Bedingungen, die über längere Zeit nicht zu überleben waren. Aber es war kein plötzlicher Tod, den die Häftlinge zu erwarten hatten. Es war ein Weg der steten Erniedrigung, des allmählichen Verlustes an

---

<sup>4</sup>Aufgrund des herrschenden Arbeitskräftemangels wandte sich der Deutsche Asphaltkonzern mit der Bitte um Zuweisung von Häftlingen an das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt, welches die Anfrage im Rahmen des Arbeitsstabes Geilenberg positiv beantwortete. Vgl. Schreiben des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt vom 24.5.1944 an die Steinöl GmbH (ANg).

Menschlichkeit. Auf meine Frage nach dem Verhältnis der Häftlinge untereinander, angesichts eines Lagersystems, das ihren Tod einkalkulierte, antwortete mir Herr Debeeken:

*"Es gibt Leute, die einander begegnen, einander ansehen, ohne einander jemals zu sehen. Dann gibt es die, die zusammen eine Gruppe bilden, sie sind Kameraden, werden aber niemals Freunde. Und dann war dort, was uns betraf, die wir aus dem französischen Sprachraum kommen, jene ganz kleine Gruppe von Leuten, die zueinander fanden - zum Beispiel auf intellektueller Ebene. (...) Und diese Leute fanden Freude an intellektuellen Gesprächen. Aber dort draußen im Winter, sprachen diese Intellektuellen miteinander nur noch über den Schokoladenpudding, den sie zubereiten würden, wenn sie wieder nach Hause kämen. Sie sprachen von nichts anderem mehr. Sie erfanden die außergewöhnlichsten Kochrezepte. Diese Intellektuellen, die sich nie selbst die Butter aufs Brot geschmiert hatten, waren zu den größten Köchen der Welt geworden."*

Vater und Sohn Debeeken erlebten an anderen und an sich selbst, den stetig voranschreitenden Verfall der eigenen Persönlichkeit. Jeden Tag ein bißchen mehr, jede Woche dem Tod etwas näher. Ohnmacht und Hilflosigkeit ließen viele, vor allem Intellektuelle, den Verstand verlieren. Die eigene Entmenschlichung war nicht zu ertragen. Marcel Debeeken mußte im Lager Schandelah den Tod seines Vaters miterleben. Dieser starb im Februar 1945 auf einem Strohhaufen, schwer krank und völlig entkräftet. Im Lager nannte man diese Häftlinge "Muselmänner". Bis heute hat das einzige Erinnerungsstück, das Marcel Debeeken aus dieser Zeit an seinen Vater hat, zentrale Bedeutung für sein Nachdenken über ihre gemeinsame Haft im Konzentrationslager.

*"Ich werde jetzt etwas zitieren, was mir mein Vater schrieb, als ich im Revier war - ich war ziemlich lange im Revier, mit beidseitiger Lungenentzündung und Paratyphus. Er schickte mir eine Nachricht, und er schrieb mir: 'Das Lager verändert sich, es gibt hier nur noch Wölfe unter Wölfen!' Ich habe den kleinen Zettel retten können, er war in meiner Mütze: 'Es gibt hier nur noch Wölfe unter Wölfen!' Was die Entwicklungsgeschichte des Menschen betrifft, so sollte man daraus eine Lehre ziehen. Und das ist noch eine Lehre der Demut. Das heißt: die Reise nach Neuengamme, das war eine Reise der Erniedrigung, der Mensch hatte keinen Namen mehr, sondern eine Nummer, Häftling. (...) Aber der Mensch erniedrigt sich schrittweise, ganz langsam, ihm ist kalt, er hat Hunger, er wird zum Wolf unter Wölfen, er denkt nur noch an sich, er hat Kräuter gesammelt, er wird sie schnell aufessen, ganz schnell, damit sein Nachbar sie*

*nicht sieht, denn sein Nachbar wird sie ihm aus der Hand reißen, sein Nachbar, ein Häftling wie er. Denn... Ende. All das, das ist das Ende, und wir werden nach Wöbbelin gehen, wo sie Leichen essen werden. Also das ist... - ich wollte Ihnen auf abstrakter Ebene diese völlige Erniedrigung erklären, angefangen beim Hunger, angefangen bei der Kälte, angefangen bei... - die Verkommenheit, die totale Verkommenheit. Der Mensch wurde zur Bestie."*

Mit dem Entzug existentieller Bedürfnisbefriedigungen schürte die SS bewußt unter den Häftlingen - nicht nur im Lager Schandelah - einen permanenten Kampf ums Überleben. Ein Kampf, der die Menschen in ihrer Hilflosigkeit nach allem greifen ließ, was das Erleben des nächsten Tages wahrscheinlicher machte. Wenigen wurden einzelne Privilegien zugestanden, wenn sie im Sinne der SS funktionierten. Für die Masse der Gefangenen bedeutete dieses System aber täglicher Existenzkampf. Die wenigen Plätze zum Schutz vor Kälte wollten verteidigt werden, zusätzliche Nahrung, auch wenn es nur Gras oder Abfall war, mußte vor Konkurrenten verborgen werden. Jeder Diebstahl, wenn er auch den eigenen Tod als Strafe bringen konnte, mußte in Betracht gezogen werden. Durst, Hunger und Kälte waren Grund genug, um die "draußen" geltenden Vorstellungen von Recht und Moral ungültig werden zu lassen, wenn man überleben wollte. Aus dieser Not heraus stellte sich weder die Frage nach der Korruptierbarkeit des Menschen noch nach der Moralität seines Verhaltens im Lager. Ein mögliches Überleben gab den Häftlingen Rechtfertigung genug. Der Mensch war auf sein Kampf ums Überleben reduziert, seine kulturell erworbenen Normen waren außer Kraft gesetzt. Was ist der Mensch dann?<sup>5</sup>

*"Ich war im dritten Stock [des Bettes]. Neben mir lag ein anderer, der hatte ein Stück Brot. Und während er dieses Brot aß, starb er. Und ich habe dieses Brot genommen und habe es gegessen. Das ist etwas Entsetzliches, denn der Tote, der spuckte, usw. Das [Brot] war hervorragend."*

### Wöbbelin

Mit Näherrücken der Fronten begann die SS die Konzentrationslager mit ihren dazugehörigen Außenlagern zu räumen, um den Alliierten keine lebenden Gefangenen übergeben zu müssen. Sie hätten Zeugnis ablegen können, über die an den Inhaftierten verübten Verbrechen. Die Räumung der Lager - fälschlicherweise immer wieder als

<sup>5</sup>Vgl. Primo LEVI, Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, München 1991; DERS., Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1990.

"Evakuierung" bezeichnet, wodurch eine beabsichtigte Rettung der Menschen assoziiert werden könnte - führte den Terror der SS zu einem neuen Höhepunkt. Die vielfach mehrere tausend Menschen umfassenden Transporte waren tage- und wochenlang, teilweise völlig ziellos, unterwegs, ohne eine nur hinreichende Versorgung der Transportierten zu gewährleisten. Häftlinge verhungerten, verdursteten oder wurden erschossen. Auch die Mehrzahl der Außenlager des KZ-Neuengamme wurden geräumt und ihre Insassen auf Transport geschickt<sup>6</sup>, ins Kriegsgefangenenlager Sandbostel, nach Salzwedel oder nach Bergen-Belsen. Zwischen zehn- und zwölftausend Häftlinge aus verschiedenen Konzentrationslagern kamen ins Lager Wöbbelin nahe Ludwigslust, unter ihnen mehrere hundert Überlebende des Lagers Schandelah, das am 10. April 1945 geräumt worden war. Die durch ihre Haft und den Transport bereits geschwächten und erkrankten Häftlinge erreichten ein Lager ohne jegliche Struktur oder Organisation. Die Menschen wurden einfach sich selbst überlassen - Warten auf den Tod.

*"Wir kommen in einem leeren Lager an. Wo es Stacheldraht gibt. Wo es Baracken gibt. Es gibt keine Nahrung, es gibt keine organisierte Küche, es gibt gar nichts. (...) Es gab keine Arbeit außerhalb des Lagers, wie in Schandelah oder in all den Kommandos. Wo es Arbeit gab - entweder im Lager oder außerhalb. In Hamburg zum Beispiel beseitigte man in der Stadt die Trümmer, also, dort wurde gearbeitet. Es gab überhaupt keine Arbeit. Und dadurch konnten einige überleben, die geblieben sind..., die also - wie ich - nur noch daliegen konnten, ohne sich zu bewegen, ohne irgend etwas zu tun, ohne sich fortzubewegen, und ohne etwas zu sich zu nehmen - ohne irgend etwas zu erhalten, aber ohne etwas zu sich zu nehmen. Wir lebten wie die Pflanzen."*

Anfang Mai 1945 wurde das Lager Wöbbelin von amerikanischen Truppen befreit. Den Soldaten bot sich ein Bild des Grauens: Tote waren zum Schluß nicht mehr begraben worden. Einige in den Baracken waren bereits mehrere Tage tot. Neben ihnen völlig ausgezerrte, skelettartige Menschen, die mit ausgehöhlten Augen ihren Befreiern entgegen starrten, ohne noch die Bedeutung ihres Kommens für sich als Befreiung registrieren zu können. Die Fotos, die die Alliierten bei der Befreiung des Lagers machten, geben Zeugnis von einem unvorstellbaren Elend und Leiden. Die Gesichter der Befreiten erscheinen darauf wie die Gesichter von Verstorbenen, nur daß der physische Tod noch nicht eingetreten war. Ihr Überlebenskampf ist für jemanden, der

---

<sup>6</sup>BAUCHE, Arbeit und Vernichtung, S. 232.

diese Erfahrungen nicht hat machen müssen, kaum vorstellbar, vielleicht sogar unverständlich und abstoßend.

*"Es geschah in Wöbbelin, daß Leichen gegessen wurden. Es ist mir mal die Frage gestellt worden, ob es dort Kannibalismus gab. Ich habe nein gesagt, denn Kannibalismus, das bedeutet, einen Lebenden zu töten, um ihn zu essen. Ich sage Ihnen, daß ich mich nie dazu durchgerungen habe, diesen Schritt zu tun, aber meine ausländischen Mithäftlinge aßen Stücke - sagen wir, ein bißchen Brustfleisch, ein bißchen Schenkelfleisch - zerschnittene Leichen. Sie wurden zerschnitten, dann wurde mit den Brettern der Baracken Feuer gemacht, mit dem toten Holz, das... , also kleine Feuer, dann hatte man kleine Stücke Eisendraht, und man drehte ein bißchen Fleisch über dem Feuer und aß es dann. Das war das Schlimmste - alles was - das war das Schlimmste, aber daß das das Schlimmste war, das habe ich erst später erfahren. Denn als ich sah, wie meine russischen, polnischen und sonstigen Freunde ein bißchen Fleisch aßen, war ich vielleicht sogar neidisch auf sie. Das war alles. Aber nicht beeindruckt. So sehr war ich heruntergekommen. So sehr war ich - nun, warum nicht? Das ist, das ist... - erst später kommt man wieder zu sich, nicht wahr. (...) Ich kann mich noch heute fragen: Und wenn ich wirklich die Gelegenheit gehabt hätte? Wenn mir ein Kamerad gesagt hätte: 'Du verhungerst ja, hier hast du ein Stück Fleisch. Du weißt, daß alles Fleisch, was da ist, jedenfalls haben wir keine andere Quelle als die menschliche.' Hätte ich, hätte ich...? Das ist Zufall, daß ich kein Menschenfleisch gegessen habe. Reiner Zufall."*

Nicht nur im Lager Wöbbelin ist es aufgrund des herrschenden Hungers zum Verzehr von Leichenteilen gekommen. Auch aus den Sterbelagern Bergen-Belsen oder Sandbostel wird von Überlebenden berichtet, daß sich einige Mithäftlinge zu diesem Schritt überwunden hatten. In den Erzählungen, aber auch in der Literatur wird in diesem Zusammenhang häufig der Begriff "Kannibalismus" gebraucht, ohne über seine Bedeutung korrekt zu reflektieren. Das erscheint zunächst auch nebensächlich, weiß doch jeder, was gemeint ist: der Verzehr von Körperteilen bereits verstorbener Mithäftlinge.

Und trotzdem ist das Richtigstellen der Begrifflichkeiten wichtig. Mit Kannibalismus verbindet sich - fälschlicherweise - landläufig die Vorstellung von blutrünstigen "Menschenfressern", die aufgrund ihrer "Unzivilisiertheit" ihre Opfer mit Genuß töten, um sie anschließend, meistens aus rituellen Gründen, zu verspeisen. Derartige Bilder scheinen dazu geführt zu haben, daß auch im Zusammenhang mit dem Verzehr von menschlichem Leichenfleisch in extremen Notlagen an etwas zutiefst Unmoralisches gedacht wird. Es erscheint so, als wenn Menschen, die sich in ihrer äußersten Not nicht

mehr anders zu helfen wußten, Schuld auf sich geladen haben. Warum eigentlich? Sind sie schuldig, weil sie überleben wollten?

Herr Debeeken macht in seinen Erinnerungen an Wöbbelin deutlich, daß er sich nicht von denjenigen abzugrenzen versucht, die auch entgegen geltender Moralvorstellungen ihr Leben in den letzten Kriegstagen zu erhalten versuchten. Es erfordert sicherlich ein hohes Maß an Selbstreflexion, rückblickend die eigene Entmenschlichung und die der anderen als solche zu erkennen und sie als ein Teil der eigenen Biographie anzunehmen. Es sind keine Heldengeschichten, die zu erzählen sind. Es sind Geschichten, die anklagen. Sie sind aber auch voller Selbstzweifel, voller Ängste und offener Fragen. Und gerade deswegen gebührt ihnen Respekt und Bewunderung.

*"Ich sah, wie dort ein riesengroßer amerikanischer Soldat hereinkam, mit einem amerikanischen Helm, aber das war kein, das war kein normaler amerikanischer Soldat, sondern ein Priester. Ob er ein jüdischer, ein protestantischer oder ein katholischer war, das weiß ich nicht. Er war Priester. Und inmitten all dieser Toten kniete er nieder, und so machte er in alle Richtungen das Zeichen des Kreuzes. Und da dachte ich mir: 'Aber, aber ich bin ja ein Mensch! Ich bin kein Tier!' Dabei kümmerte ich mich damals überhaupt nicht um Religion, ich machte mir wegen der Religion überhaupt keine Gedanken. Überhaupt keine. (...) Das waren Gesten, die plötzlich einem Wesen, das am Ende war, das völlig fertig war sein Menschsein zurückgaben, das war alles. Denn es gibt Gesten, die ausschließlich... - die ausschließlich dem Menschen gehören."*



**Stefania Frankowska: "Ich war zu jung, um mich nicht zu schämen."**

"Ich würde Warschau nie verlassen."

Stefania Frankowska ist Warschauerin – von Geburt an und aus Überzeugung. Sie setzt damit eine lange Familientradition fort, waren doch ihre Vorfahren allesamt begeisterte Warschauer; sie könne sich – so sagte Frau Frankowska zu Beginn unseres Gespräches<sup>1</sup> – nicht vorstellen, ihre Heimatstadt zu verlassen, um an einem anderen Ort zu leben.

*"Wir alle sind seit Generationen Warschauer, meine Mutter, der Vater, die Großeltern meines Mannes, der Großvater, die Großmutter. Also sind wir hundertprozentige Warschauer. Wir alle sind Warschauer. Und ich würde Warschau nie verlassen. (...) Ich habe in dieser Erde feste Wurzeln gefaßt."*

Neben der Verbundenheit mit Warschau und ihrem Heimatland Polen ist ein zweites Moment für die agile und lebhaft alte Dame charakteristisch: die enge Bindung an ihre Familie. Stefania Frankowska wohnt mit ihrem Ehemann, ihrer erwachsenen Tochter und deren Familie zusammen und hält engen Kontakt zu ihrem Sohn, dessen Familie und zu ihren eigenen Geschwistern. Ein Leben ohne eine enge Verbindung zu ihrer Familie kann sie sich ebensowenig vorstellen wie das Leben in einer fremden Stadt.

Die beiden Gefühle, die Liebe zur Familie und die zur Heimat, gerieten in ihrem Leben mitunter in Konflikt. Sie habe, so berichtete Frau Frankowska, eine sehr glückliche Kindheit verlebt, zu der die gesicherten ökonomischen Verhältnisse der Familie – ihr Vater besaß eine Mechanikerwerkstatt – beitrugen, insbesondere aber die liebevolle Atmosphäre des Elternhauses. Stefania Frankowska wuchs im Kreis ihrer vier Halbgeschwister<sup>2</sup> und der um vier Jahre jüngeren Schwester auf.

Als Zehnjährige erlebte sie den Überfall des Deutschen Reiches auf Polen.<sup>3</sup> Die sich anschließende Okkupation brachte für die Bevölkerung einschneidende Veränderungen

<sup>1</sup>Das Interview mit Stefania Frankowska, bei dem Elzbieta Kiedrowska übersetzte, fand am 6. und 7. September 1991 in Warschau statt. Frau Frankowska wurde 1928 in Warschau geboren.

<sup>2</sup>Stefania Frankowskas Vater hatte aus erster Ehe vier Kinder, die deutlich älter waren als Stefania Frankowska und ihre Schwester.

<sup>3</sup>Vgl. Martin BROSZAT, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945, Stuttgart 1961; zur Geschichte Polens vgl. Jörg K. HOENSCH, Geschichte Polens, 2. erw. Auflage, Stuttgart 1990; Enno MEYER, Grundzüge der Geschichte Polens, 3. erw. Auflage, Darmstadt 1990.

mit sich.<sup>4</sup> Stefania Frankowska war zu jung, um die politische Situation analytisch begreifen und Handlungsstrategien entwickeln zu können, doch sie wuchs in einem Klima heran, das eine Politisierung und Radikalisierung, ein Vorgehen gegen die deutschen Besatzer als beinahe selbstverständlich erscheinen ließ.<sup>5</sup> Ein jeder trug auf seine Art dazu bei.

*"Aber es gab immer Schießereien während der Okkupation in Warschau, nicht wahr? Immer Überfälle, immer Sabotageakte, natürlich seitens der Polen, das war selbstverständlich. Also mußte man sich auf die verwundeten Jungen vorbereiten, die daran teilgenommen haben."*

Stefania Frankowska besuchte nach der Absolvierung der Grundschule eine berufsbildende Schule; die 14-jährige wollte Schneiderin werden. Parallel zur Berufsausbildung wurden die Schülerinnen von ihren Lehrerinnen in der Krankenpflege unterwiesen, um im Bedarfsfall verletzte Saboteure und Widerstandskämpfer pflegen zu können. Die Einwände der Eltern, sie sei noch zu jung für den politischen Aktionismus, hinderten Stefania Frankowska nicht daran, sich Anfang 1944 einer Gruppe von Sanitäterinnen innerhalb der "Armia Krajowa"<sup>6</sup> anzuschließen. Der Eid, den sie dort abgelegt hatte, wog schwerer als die Familienbande. Mit Beginn des Warschauer Aufstandes<sup>7</sup>, im August 1944, verließ sie gegen den erklärten Willen ihrer Eltern die Familie, um mit den anderen jungen Frauen ihrer Sanitätsgruppe einen Posten in der Warschauer Altstadt zu beziehen. Während sie dort die ihr zugewiesene Aufgabe versah, verschleppten deutsche Soldaten ihre Familienangehörigen. Stefania Frankowskas Geschwister wurden in Konzentrationslager deportiert, ihr Vater kurze Zeit nach der Verhaftung ermordet. Noch heute ist zu spüren, daß sich Frau Frankowska nicht verzeiht, daß sie ihrem Vater nicht hatte beistehen können, daß sie im August 1944 nicht mit ihrer Familie zusammen war.

*"Und der Vater wurde weggebracht und bei lebendigem Leibe in der [Warschauer] Bemstraße verbrannt. Das sagen die Leute, davon haben wir nach dem Krieg erfahren. Sie haben sie [die*

<sup>4</sup>Vgl. Czeslaw MADAJCZYK, Die deutsche Besatzungspolitik in Polen (1939–45), Wiesbaden 1967; Tomasz SZAROLA, Warschau unter dem Hakenkreuz: Leben und Alltag im besetzten Warschau 1.10.1939 – 31.7.1944, Paderborn 1985.

<sup>5</sup>Vgl. Christoph KLESSMANN, Die Selbstbehauptung einer Nation. Nationalsozialistische Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement, Düsseldorf 1972.

<sup>6</sup>Vgl. Tadeusz BOR-KOMOROWSKI, The secret army, Nashville 1984; Wolfgang JACOBMEYER, Exil und Heimat. Die Anfänge der polnischen Untergrundbewegung im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1973.

<sup>7</sup>Vgl. Zenon KLISZKO, Der Warschauer Aufstand, Frankfurt am Main 1969; Siegfried KORBONSKI, Fighting Warsaw. The story of the Polish underground state 1939 to 1945, New York 1956.

*Männer] in ein solches Gebäude hineingetrieben und es angesteckt, lebendig. Dort sind viele Männer umgekommen. (...) Ich kenne das nur von Berichten der Personen, die das gesehen haben, daß er hineingetrieben wurde, daß er mit einer Gruppe gebracht wurde. Das ist schwer zu sagen, ob das wahr ist. Jedenfalls ist mein Vater vermißt. Der Vater ist vermißt und wir haben kein Grab, wir haben keine Spur."*

"Sie hat mich sehr behutsam untersucht."

Auch Stefania Frankowska und ihre Mitstreiterinnen blieben nicht von der Verhaftung verschont. Ende August wurden sie gefangengenommen und in das Übergangslager Pruszków<sup>8</sup> gebracht.

Durch einen glücklichen Zufall traf Stefania Frankowska dort ihren Halbbruder und dessen Frau wieder; gemeinsam wurden sie nach Deutschland deportiert. Doch die Freude über das Zusammentreffen währte nur kurz: Alle Männer des Transportes wurden nahe Berlin aus den Waggons geprügelt; viele von ihnen, so auch Stefania Frankowskas Bruder, fanden im Konzentrationslager Sachsenhausen den Tod. Die polnischen Frauen kamen wenig später ebenfalls zu ihrem Bestimmungsort: dem Konzentrationslager Ravensbrück.<sup>9</sup>

Trotz ihrer Erfahrungen mit Terror und Elend, die Stefania Frankowska während des Warschauer Aufstandes gesammelt hatte, kam die Ankunft im Konzentrationslager einem Schock gleich. Sie hat sich ihrem Gedächtnis minuziös eingepägt. Ihre detaillierte Schilderung der ersten Minuten und Stunden im KZ-Ravensbrück erzählt von Angst und Verwirrung, dem Gefühl der Demütigung und der Scham der 15-jährigen. Die Häftlinge wurden in einer den Schein der Legalität wahren Art und Weise ihrer Habe beraubt<sup>10</sup>, sie wurden gezwungen, sich zu entkleiden und unter eine Dusche zu treten, die Kopf- und Körperhaare wurden geschoren. Die Demütigung der Gefangenen, die bereits in der Prozedur an sich bestand, wurde um eine zusätzliche Dimension erweitert: SS-Männer bewachten und beobachteten die Frauen.

<sup>8</sup>Das Durchgangslager Pruszków, das am Stadtrand von Warschau lag, bestand vom 5.8.1944 bis 17.1.1945.

<sup>9</sup>Zur Geschichte des Lagers vgl. Sigrid JACOBET, Liselotte THOMAS-HEINRICH, Kreuzweg Ravensbrück. Lebensbilder antifaschistischer Widerstandskämpferinnen, Leipzig 1987; Guste ZÖRNER u.a., Frauen-KZ Ravensbrück, Berlin (Ost) 1982.

<sup>10</sup>Frau Frankowska berichtete, daß Kleidung und persönliche Gegenstände der Ankommenden sorgfältig registriert wurden, so daß sie annahm, ihre Habe später zurückzuerhalten.

*"Beim Baden in diesem Waschraum sind die deutschen Soldaten doch hineingegangen und sie haben das Wasser zugedreht oder aufgedreht. Wir waren nackt. Ein Quietschen gab es, einen Schrei gab es, weil, wissen Sie, wir uns geschämt haben."*

Die klare und präzise Schilderung Frau Frankowskas von den ersten Eindrücken der Konfrontation mit der Realität des Konzentrationslagers, die im Interview einen breiten Raum einnahm, brach an einer Stelle ab. Sie wollte und konnte doch zunächst nicht erzählen, was "das Schlimmste" für sie war. Ein, zwei Mal deutete sie an, was sie meinte, gab ihm dann einen Namen, um einige Zeit später, auf meine Frage hin, schließlich doch zu erzählen, was sie als "das Schrecklichste" empfunden hat: die Durchsuchung der Häftlinge nach versteckten Wertsachen, die auch die intimsten Stellen des weiblichen Körpers nicht verschonte und die eben deshalb von den Häftlingen als "gynäkologische Untersuchung" bezeichnet wird.

*"Eine Frau, ich wurde von einer Frau... Aber Männer haben das auch gemacht. Ich weiß nicht, ob das Ärzte waren, oder nur zufällige Leute, die nach Gold gerade suchten. Ich hatte dabei einigermaßen Glück, daß gerade mich eine Frau untersucht hat. Und sie fragte, wie alt ich bin, und ich habe gesagt, daß ich dort doch nichts hineinstecken würde, weil ich Angst hätte. Und sie hat mich sehr behutsam untersucht. Aber ich habe mich geschämt. Das war gerade mein größter, mein erster Kontakt mit diesem Lager und ein solches, das erste, schreckliches Erlebnis, solch eine gynäkologische Untersuchung. Ich war zu jung, um mich nicht zu schämen ... ."*

Stefania Frankowska lernte in den folgenden Wochen mühsam, die auf sie einstürzenden Erfahrungen einzuordnen, sich in dem nun beginnenden "Lageralltag" mit seinen täglichen Schikanen und Torturen einzurichten. Eine wichtige Stütze in diesem Lernprozeß waren die Kontakte zu den älteren polnischen Häftlingen sowie die Verbindung Stefania Frankowskas zu ihrer Schwägerin, Maria Pawlak. Im kleinen Kreis der Freundinnen konnte auch über eine Veränderung des eigenen Körpers gesprochen werden, die die Inhaftierten zunehmend beunruhigte: das Ausbleiben der Menses. Viele Frauen fürchteten, daß die SS dem kärglichen Essen ein Medikament zugesetzt habe, um die Häftlinge dauerhaft unfruchtbar zu machen. Sie empfanden das Ausbleiben der Menstruation als eine Bedrohung oder gar als das Auslöschen ihrer weiblichen Generativität. Stefania Frankowska konnte dem Phänomen – zumindest im nachhinein – noch etwas Positives abgewinnen. *"Na... eigentlich war das [das Ausbleiben der Menses] vielleicht gut. Was hätten wir gemacht? Wir hatten doch keine Schlüpfer."*

Für das von den NS-Rassenideologen entwickelte Programm, die Fortpflanzung bestimmter Bevölkerungsgruppen zu unterbinden<sup>11</sup>, dienten die Gefangenen in den Konzentrationslagern als Versuchsobjekte, um Sterilisations- und Abtreibungsverfahren zu erproben. Im Lager Ravensbrück war – zumindest gerüchteweise – bekannt, daß im Revier pseudowissenschaftliche Experimente an schwangeren Frauen, Föten und Kindern durchgeführt wurden. Die Opfer dieser Versuche, insbesondere die im Lager geborenen Kinder, hatten kaum eine Chance zu überleben.<sup>12</sup> Maria Pawlak, Stefania Frankowskas Schwägerin, war vom Experimentierwahn der SS in besonderer Weise bedroht, war sie doch zum Zeitpunkt der Ankunft im Konzentrationslager Ravensbrück im zweiten Monat schwanger.

Daß sie nicht zum Objekt der Versuche wurde, mag dem glücklichen Umstand geschuldet sein, daß sie bereits wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Ravensbrück einem Transport, in dem sich auch Stefania Frankowska befand, in das Lager Helmstedt-Beendorf zugeteilt wurde.

#### "Das war ein ganz kleines Kind."

Die circa 2 000 weiblichen und etwa 750 männlichen Häftlinge des Lagers Helmstedt-Beendorf, einem Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme<sup>13</sup>, mußten für die Firma "Askania-Werke AG" Zwangsarbeit<sup>14</sup> leisten. Die Arbeitsbedingungen waren maßgeblich davon beeinflusst, daß sich die Produktionsstätten, die der Herstellung und Montage von Flugzeugteilen dienten, in einem ehemaligen Salzstollen befanden.<sup>15</sup> Die Häftlinge litten unter der künstlichen Beleuchtung, insbesondere aber unter dem hohen Salzgehalt der Luft, der die zahlreichen Verletzungen, die sich die Gefangenen bei der schweren körperlichen Arbeit an den Drehbänken und Fließbändern zuzogen, nicht heilen ließ, aber der auch quälenden Durst verursachte.

Gleichwohl machte Frau Frankowska deutlich, daß nicht die Härte und Schwere der Arbeit sowie die Brutalität des Wachpersonals, das die Häftlinge auf dem Weg zu den

<sup>11</sup>Vgl. z.B. Gisela BOCK, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und zur Frauenpolitik, Opladen 1986; Hans-Walther SCHMUHL, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung "lebensunwerten Lebens" 1890-1945, Göttingen 1987.

<sup>12</sup>ZÖRNER, Ravensbrück, v.a. S. 113-119.

<sup>13</sup>Das Männerlager Helmstedt-Beendorf bestand seit März, das Frauenlager seit August 1944.

<sup>14</sup>Zunächst mußten die männlichen Häftlinge in einem ehemaligen Salzstollen Fabrikhallen errichten, in denen sie und die weiblichen Gefangenen dann zur Rüstungsproduktion eingesetzt wurden.

<sup>15</sup>Vgl. BAUCHE, Arbeit und Vernichtung, S. 231.

Produktionsstätten eskortierte und bei vermeintlicher oder tatsächlicher Sabotage drakonische Strafen verhängte, allein die Unerträglichkeit der Arbeitsbedingungen ausmachten. Sie habe, so schilderte Frau Frankowska, ab einem gewissen Zeitpunkt die Gewalttätigkeit der SS, sogar die Schläge, die sie selbst bekommen habe, nur noch mit einer Art Gleichgültigkeit registriert. Andere Formen der Erniedrigung, denen die Häftlinge im Lager ausgesetzt waren, bereiteten ihr mehr Schmerzen, auch wenn sie keinen Angriff auf den Körper darstellten, wohl aber auf die Persönlichkeit. Es waren die weniger spektakulären Schikanen der SS, die Stefania Frankowska als besonders infame Form der Demütigung in Erinnerung geblieben sind. Ein Beispiel:

*"Zur Toilette konnte man nicht gehen, wenn man gerade wollte. Es gab ein Sammeln, nicht wahr? Und sie [die Aufseherinnen] sagten 'Abort' und 'Wir gehen zur Toilette.' Also sammelten wir uns, ob man wollte oder nicht, um von dieser Maschine fortzugehen und ein wenig an die Luft zu gehen. Man setzte sich nur auf die Klobrille und man wurde gleich am Kragen erwischt. Man schaffte es nicht, sein Geschäft zu besorgen. (...) Wenn man sich nur auf die Klobrille setzte, ein Augenblick nur und sie hat einen im Genick gepackt und schon Schluß, die nächste... Also nicht dann, wenn man zur Toilette mußte, nur dann, wenn sie uns hinausführen wollten."*

Die SS ersann viele Mittel und Möglichkeiten, die KZ-Häftlinge ihrer Menschenwürde zu berauben. Eine Technik der Entwürdigung bestand sicherlich auch darin, den Gefangenen keine Privatsphäre zu lassen, ihre Intimsphäre der Öffentlichkeit preiszugeben und sie unter Umständen der Lächerlichkeit auszusetzen. Die KZ-Häftlinge waren einer nahezu allgegenwärtigen "Öffentlichkeit" während aller Handlungen und Vorgänge ausgeliefert, nur wenig konnte vor der SS, den Funktionshäftlingen oder aber den Mitgefangenen verheimlicht werden. Auch Maria Pawlaks Schwangerschaft blieb nicht lange verborgen. Die Befürchtungen, die sie und Stefania Frankowska aufgrund der im KZ-Ravensbrück kursierenden Gerüchte und Vermutungen über die Experimente an Schwangeren und Kindern hegten, erwiesen sich jedoch als unbegründet. Maria Pawlak wurde sogar, als eine Aufseherin ihre Schwangerschaft bemerkte, von ihrer Arbeitsstelle untertage zum Kartoffelschälen in die SS-Küche des Lagers und damit in eine von den Häftlingen sehr begehrte Arbeitsposition versetzt. Die neue Tätigkeit habe ihrer Schwägerin, davon ist Frau Frankowska bis heute überzeugt, das Leben gerettet. Und das des Kindes ebenso.

Maria Pawlak war nicht die einzige Gefangene, die im Lager Helmstedt-Beendorf ein Kind erwartete. Frau Frankowska berichtete von zwei weiteren Frauen, die Anfang des

Jahres 1945 im Revier des Lagers ihre Kinder zur Welt brachten.<sup>16</sup> Über die Umstände der Geburten konnte sie allerdings, da sie selbst keinen Zugang zum Revier hatte, nur wenig Auskunft geben. Auch später, nach der Befreiung aus dem Lager haben Stefania Frankowska und Maria Pawlak kaum über deren Kind und seine Geburt gesprochen. Erst am Ende des Interviews wurde deutlich, weshalb die Schwägerinnen dieses Gesprächsthema bis heute meiden.

Auf die Frage, ob den Gebärenden außer dem Häftlingsarzt des Reviers, der Zahnarzt von Beruf war, auch andere Häftlinge zur Seite standen, antwortete Stefania Frankowska:

*"Die Häftlingsfrauen waren im Revier und halfen bestimmt. Ich weiß nur, daß eine Kameradin, die aufwachte, zu mir [sagte]: 'Stefania, Stefania, deine Schwägerin hat ein Kind bekommen.' Also, es ist schwer zu sagen, wer bei dem... Irgendwie haben wir darüber nicht gesprochen. Sie hat einen sehr schönen Jungen geboren, übrigens, dieses Kind lebt nicht mehr. Aber das ist eine spätere Geschichte."*

Anfang des Jahres 1945 waren im Lager Helmstedt-Beendorf nun auch drei Säuglinge inhaftiert: zwei kleine Mädchen und der Sohn Maria Pawlaks. Selbst die SS-Aufseherinnen kümmerten sich, so berichtete Frau Frankowska, um die Kleinkinder, wobei ihr Verhalten, so Frau Frankowska weiter, weniger durch "mütterliche" Regungen motiviert zu sein schien, als durch das nahende Kriegsende.

*"Woher hatten sie [die Aufseherinnen] ein solches Herz, ein so gutes Herz? (...) Meine Schwägerin gebar das Kind schon im Jahr 45, am 2. April, gleich vor dem Kriegsende, nicht wahr? Denn das Kriegsende war im Mai. Und die deutschen Frauen haben das Kind immer in die Sonne gebracht, obwohl es ein ganz kleines Kind war. Die Sonne schien so schön, der Frühling war so schön. Und sie riefen das Kind 'Hubert, Hubert, Hubert'. Sie haben es mit diesem Vornamen genannt, das heißt, mit dem Vornamen, den sie wollten. Sie gingen nach draußen in diese Sonne, obwohl es ein ganz kleines Kind war. Das war ein ganz kleines Kind."*

"Sie bewegte sich noch."

Das, was Stefania Frankowska seit ihrer Verhaftung an Demütigungen und Grau-

---

<sup>16</sup>Zum Themenbereich Schwangerschaft und Geburt im Konzentrationslager liegt bislang keine historische Untersuchung vor.

samkeiten erfahren hatte, fand in den letzten Wochen des Krieges einen traurigen Höhepunkt. Die SS ließ Anfang April 1945 das Lager Helmstedt-Beendorf "evakuieren". Die männlichen Gefangenen wurden in das Auffanglager Wöbbelin, die circa 2 000 weiblichen Häftlinge in verschiedene Hamburger Außenlager des KZ-Neuengamme gebracht. Der Transport der Häftlingsfrauen dauerte elf Tage, während der die Gefangenen fast nichts zu Essen bekamen. Darüber hinaus herrschte in den Eisenbahnwaggons eine drangvolle Enge, die den Häftlingen nicht erlaubte, sich auch nur hinzusetzen. Die Gefangenen, von der Haftzeit und den neuerlichen Zumutungen des Transportes an den Rand des Wahnsinns gebracht, schlugen um sich, bissen und kratzten, um sich einen Augenblick setzen zu können, um etwas Nahrung zu erhaschen, um einen Schluck Trinkwasser zu ergattern. Nur höchst selten hielt der Zug an und auch die Fahrtunterbrechungen boten nur wenig Möglichkeiten, sich Nahrungsmittel zu verschaffen. *"Das Gras wuchs noch nicht, es gab im April noch nichts, aber Baumrinde... Die Bäume sind kahl geworden."*

Noch peinigender als der Hunger war für die Häftlinge der Durst, insbesondere da man ihnen vor Augen führte, daß das durchaus vorhandene Wasser für andere Zwecke "dringlicher" benötigt wurde.

*"Zum Beispiel wenn der Zug stehengeblieben war, bat eine Deutsche [eine deutsche Kapo, die sich ebenfalls im Waggon befand] diesen, diesen Wachmann, daß er ihr Wasser holt, weil sie sich waschen wollte. Also wenn er eine kleine Schüssel Wasser mitbrachte, hat sich die eine oder andere gewaschen, und wir [stürzten uns] danach... Diese, die näher war, stürzte sich auf diese Schüssel, um zu trinken. Aber er hat das ausgegossen, er hat uns nichts zu trinken gegeben. Nicht einmal dieses schmutzige Seifenwasser."*

Die Todesrate auf diesem elf Tage dauernden Transport war ausgesprochen hoch; nur einige Hundert Häftlinge überlebten ihn. Und die SS zwang die Überlebenden, ihre gerade gestorbenen oder sterbenden Kameradinnen zu vergraben.

*"Und die schlimmste Sache war, daß... Und dann... und das waren die sterbenden Menschen, weil der Mensch nicht immer sofort stirbt, nicht wahr? Wenn ein SS-Mann vorbeigegangen wäre, wenn er den letzten Stoß versetzt hätte, wenn er diese sich bewegende, schmutzige Masse totgeschlagen hätte... Weil... Aber nein, man mußte das so vergraben. Wir mußten diese Menschen in diese Gräben vergraben, weil sie diese Menschen, die sich noch bewegten, nicht zurückließen. Ja, sie haben sich noch bewegt. Ich erinnere mich sogar an eine solche Frau, Janina Wojna. Eine ältere grauhaarige Frau, die verrückt geworden ist. Sie schrie: 'Wo ist mein Sohn?'"*



*Wo ist mein Sohn?' Sie rief den Sohn. Sie war auch so... Sie bewegte sich noch."*

"Aber wir wollten dieses Kind haben."

Drei Wochen nachdem der Transport aus Helmstedt-Beendorf Hamburg erreicht hatte, kapitulierte das Deutsche Reich bedingungslos. Maria Pawlak und ihr Kind befanden sich zu diesem Zeitpunkt bereits in einem englischen Krankenhaus, Stefania Frankowska in einem Sanatorium in Schweden, in dem zahlreiche KZ-Häftlinge medizinisch betreut wurden und sich von der Haftzeit erholen konnten. Die wenigen Tage, die sie nach dem Transport im Lager Sasel<sup>17</sup>, einem weiteren Außenlager des KZ-Neuengamme, zugebracht hatten, hinterließen wenig Spuren in Stefania Frankowskas Gedächtnis, eben weil sie von bedeutsameren Ereignissen, dem "Todestransport" einerseits, dem Aufenthalt in Schweden andererseits, überschattet wurden.

Sehr bald schon begannen die ehemaligen Häftlinge in Schweden, ein "normales" Leben zu führen, sich in den neuen Lebensumständen einzurichten. Nicht wenige von ihnen fanden hier eine zweite Heimat, gründeten eine Familie oder begannen zu arbeiten. Den Entschluß, in Schweden zu bleiben, mag auch beeinflußt haben, daß die Frauen die politische Entwicklung in ihrem Heimatland Polen<sup>18</sup> nicht guthießen. Ein Argument, daß Stefania Frankowska nicht gelten ließ: *"Aber ich habe gesagt: 'Trockenes Brot und Wasser, aber in Polen und in eigenen Trümmern.'"*

Schon bald nach ihrer Rückkehr nach Warschau, im Dezember 1945, begann Stefania Frankowska tagsüber in einem Büro zu arbeiten, um abends in einer Schule das Abitur nachzuholen. Ausbildung und Berufstätigkeit waren jedoch nicht ihr alleiniger Lebensinhalt. Stefania Frankowska wollte gerne eine Familie gründen und Kinder haben. Doch die Haftzeit hatte ihre Spuren hinterlassen.

*"Danach im Jahr 1951 habe ich geheiratet. Und ich wollte nur noch sagen, daß ich nach einem solchen, nun normalem Leben, nach dem Essen in Schweden, nach der Ernährung (...) habe ich ganz normal die Menstruation wiedergekommen. Aber ich konnte nicht, mindestens zwei Jahre konnte ich nicht schwanger werden. Ich konnte nicht! Wahrscheinlich passierte etwas in diesem Organismus, so daß ich mich ärztlich behandeln lassen mußte. Mein Sohn ist geboren, ja, später,*

<sup>17</sup>Vgl. Thomas KRAUSE, Plattenhaus Poppenbüttel, Geschichte des KZ-Außenlagers Hamburg-Sasel, Hamburg 1990, S. 16; Gymnasiums OBERALSTER (Hg.), KZ Sasel. Geschichte eines Außenlagers, Hamburg 1982.

<sup>18</sup>Vgl. Rainer W. FUHRMANN, Polen. Abriß der Geschichte, Hannover 1981, S. 135-168.

*nach zweieinhalb Jahren Ehe. Wir wollten das Kind früher haben, obwohl die Wohnverhältnisse schrecklich waren. (...) Aber wir wollten dieses Kind haben."*

Stefania Frankowska konnte ihren Wunsch nach Kindern realisieren, nachdem sich ihr Körper von den Torturen der Haftzeit erholt hatte. Die Geschichte ihrer Schwägerin Maria Pawlak zeigt jedoch, daß die Wiederherstellung der körperlichen Leistungsfähigkeit nur ein, wenngleich notwendiges, Element der Rekonvaleszenz darstellte. Eine weitergehende Erholung von den Folgen der Haftzeit umfaßte dagegen mindestens zwei Dimensionen, die physische Genesung und die psychische Verarbeitung des Geschehenen.<sup>19</sup> Am Ende des Interviews erzählte Stefania Frankowska vom Schicksal ihres kleinen Neffen, der im Konzentrationslager Helmstedt-Beendorf geboren wurde und der sogar den "Todestransport" nach Sasel überlebt hatte.

*Die Engländer "brachten sie [Maria Pawlak] mit dem Kind zum Krankenhaus, weil sie Fieber bekam. Weil sie zu schnell nach der Geburt in diesem Transport war. Das war doch... Das Kind war ein paar Tage alt. (...) Aber sie war bewusstlos. Sie war ungefähr zehn Tage bewusstlos. Das war das Kindbettfieber. Ja. Und dann, als sie wieder zum Bewußtsein kam, brachten sie ihr das Kind. Und sie sagt, daß es nicht ihr Kind sei. Daß das nicht ihr Kind ist. Ja, daß das nicht ihr Kind sei, weil das ein anderes Kind sei. Das sei nicht ihr Kind, so ein mageres, erschöpftes Kind. Ja, und dieses Kind... Sie haben dieses Kind nicht gerettet. Dieses Kind, dieses Kind ist im Krankenhaus gestorben. Sie ist allein zurückgekommen. Warum ist es gestorben? (...) Warum? Es war doch im Krankenhaus, die Engländer, sauber. Sie sagte: 'Das ist nicht mein Kind. Sie haben mir ein anderes Kind gegeben.'"*

---

<sup>19</sup>Vgl. das Kapitel "Geschichte als Trauma".

## **Karl Himmel: "Ich bin ein Mensch trotzdem."**

### Wie bitte?

Als Karl Himmel vor seiner Haustür in der Hamburger Innenstadt aus meinem Wagen stieg, drehte er sich nochmals um und winkte lächelnd. Er hatte mir kurz vorher erzählt, daß es ein selten schöner Tag für ihn gewesen sei. Wir haben gemeinsam die Gedenkstätte des Lagers Husum-Schwesing besucht, in dem Karl Himmel mehrere Monate als KZ-Häftling einsaß. Zwar war er von dem jetzigen Zustand des Geländes enttäuscht, aber die Begegnung mit dem Ort selbst war wichtig für ihn. Es war sein erster Besuch der grauen Stadt am Meer seit Kriegsende. Für die überwiegende Mehrzahl der KZ-Überlebenden hat der Ort ihrer Haft zweifellos eine "schrecklich-besondere" Bedeutung. Ihr Leiden in den Lagern ist für sie zu dem zentralen und entscheidenden Lebensereignis geworden. Seitdem gibt es für sie ein Leben vor und ein Leben nach dem Konzentrationslager. Nur für eine kleinere Gruppe von Überlebenden ist das nicht ganz so eindeutig, so auch für Karl Himmel. Nicht, daß ihm das Lager Neuengamme in seiner ganzen Grausamkeit nicht in Erinnerung geblieben ist. Für ihn aber ist seine Haft im Konzentrationslager nur ein Teil des unglaublichen Unrechts, was ihm angetan wurde. Wer dem Lebensbericht von Karl Himmel folgt, dem verschlägt es die Sprache angesichts der Kontinuität von Ausgrenzung, Diskriminierung, Unrecht und Verfolgung. Ich habe mich gefragt, wie jemand mit dieser Geschichte leben kann.

*"Als uneheliches Kind wurde ich, Karl Himmel, im Jahre 1919 von der Haushilfe Johanna Lose in Iserlohn geboren. Im Jahre 1922 heiratete meine Mutter den /.../meister<sup>1</sup> Himmel aus Iserlohn, der mich adoptierte, 1922. Die Volksschule besuchte ich von 1925 bis 1933."*

Die Sätze könnten einem Lebenslauf entstammen, wie er bei Bewerbungen oder ähnlichem üblich ist. Karl Himmel muß diesen Text wohl schon hundert Mal gesagt haben, vor Kommissionen, Gutachtern, Gerichten, Ärzten und Psychologen. Er spulte ihn, ebenso wie einige andere Formulierungen, die er immer im gleichen Wortlaut wiederholte, in standardisierter Form ab. In unserem Gespräch gab es häufiger Passagen, die einen formelhaften Charakter hatten. Dann waren die Antworten von Herrn Himmel auf meine Fragen für mich verständlicher, eben weil das Erfragte in diesen ritualisierten Formen der Lebenslaufdarstellung vermittelbar war. Dies ist aber in lebensgeschichtlich angelegten Interviews, die sich als offene Gespräche verstehen

und sich nicht allein an standardisierten Lebensläufen orientieren, in der Regel nicht der Fall. Als Folge erschienen weite Teile des Interviews mit Herrn Himmel auch ungeordnet und zusammenhangslos.<sup>2</sup> Dabei erschwerte seine undeutliche Sprechweise die Verständigung zusätzlich, aber das Kommunikationsproblem war nicht allein ein akustisches. Das Interview mit Herrn Himmel machte mir auf erschreckende Weise deutlich, welche vorstrukturierten Erwartungen ich an meine Gesprächspartner hinsichtlich der Form und des Stils ihrer Erzählungen stellte. Herr Himmel breitete vor mir ein Chaos aus, eine Informationsflut mit Brüchen, Unstimmigkeiten und Fragezeichen, die selten der geordneten Darstellung einer Biographie entsprach. Im Gespräch selbst stellte mich das zunächst vor das Problem, das Mitgeteilte überhaupt aufnehmen zu können. Viele Ereignisse blieben trotz Nachfragen unverstanden oder ihnen schien ein nachvollziehbarer Zusammenhang zu fehlen. Ich konnte ihm in seine Erinnerungen nicht folgen, weil sie nicht mit den Denkmodellen und Erzählstrukturen, die mir zur Verfügung standen, greifbar waren. Wir fanden keine gemeinsame Sprache und es war sehr anstrengend, seine zu lernen. Als Reaktion stellte sich dann manchmal auch Hilflosigkeit ein.

*"Karl Himmel: Ja, meine Mutter war ja beim Rotfrontkämpferbund, als sie Sopransängerin war. Mit 41 ist sie..., im Alter von 41 Jahren /.../ Magenkrebs auch. Naja. - Ich habe mich dann ein bißchen gekümmert, daß ich ein bißchen Französisch sprechen kann. Nicht viel. Englisch, Portugiesisch. Auf Portugiesisch sagt man: 'Una servesa venga. Mucho trabajo. Una servesa venga.'*

*Ulrike Jureit: Was heißt das?*

*Karl Himmel: Das heißt: 'Trinken wir ein Bier.' 'Mucho trabajo' heißt 'Viel Arbeit'. Der Italiener sagt ja: 'bella gracia', das heißt 'schönen Dank'. Und der Portugiese sagt: 'muche gracia', das heißt 'vielen Dank'.*

*Ulrike Jureit: Ja.*

*Karl Himmel: Französisch. Der Franzose sagt: 'Bon jour. Ca va.' - 'Guten Tag. Wie geht es Ihnen?' - Ach, die Bilder haben Sie mitgebracht. Ja.*

---

<sup>2</sup>Das Gespräch fand am 8. Juli 1991 in der Gedenkstätte Neuengamme statt.

*Ulrike Jureit: Ja. Sollen wir jetzt mal Schluß machen?"*

Die Auswertung eines Interviews birgt die Gefahr, sowohl eine Chronologie und Stringenz des Erzählten herbeizureden als auch im nachhinein eine Vernetzung der Ereignisse zu konstruieren, nur weil sie "logisch" erscheint und den landläufigen Ordnungskriterien entspricht. Verlangt die Dokumentation eines Interviews aber nicht geradezu nach geordneten Ereignisabläufen, stringenten Handlungszusammenhängen und stimmigen Sinnbezügen? Der Begriff der "Verwertbarkeit" eines Interviews mag zunächst erschrecken, drückt aber genau das Dilemma aus, mit welchem sich lebensgeschichtliche Befragungsprojekte auseinandersetzen müssen. Unser Ordnungssinn fragt nach Fakten, braucht den "roten Faden" einer Geschichte und sucht nach Kontinuitäten. Aber so "funktionieren" Lebensläufe nicht. Und schon gar nicht die Erinnerung an sie. Die Schwierigkeiten stecken sowohl in jedem einzelnen Detail als auch in der Komplexität von Lebenszusammenhängen. Und trotzdem bleibt der Versuch zu ordnen, zu rekonstruieren und damit zu verstehen. Es ist ein Versuch der Annäherung.

### Abgesehen von Einzelfällen...

Befragungen haben im Leben von Karl Himmel eine grausame Kontinuität. Sicherlich unterschieden sich die Fragenden, mit denen er in diesen Zusammenhängen zu tun hatte, vordergründig in dem, was sie wissen wollten. Aber in den meisten Fällen bewirkten gerade sie, die sich als Experten und Fachkräfte ausgaben, nur noch weitere Verletzungen und Zerstörungen. In welche Reihe habe ich mich eigentlich mit dem Interview eingefügt?

*"Das Gutachten wurde jedenfalls dann gefälscht und ich wurde daraufhin nach Bethel gebracht. Ich habe gedacht, jetzt muß ich nicht und dann mußte ich doch. Und nachher haben die gesagt..., die haben mir alles erzählt. Das Haus Nibor, heißt das, Nibeau. Die haben erzählt dann, was mit mir geschehen sollte. Die wußten was von mir. Da bin ich ausgerückt. Und dann hat man mich wohl aufgegriffen und dann zurück überführt. Aber zwangsweise bin ich da sterilisiert worden."*

Zwischen 1934 und 1945 sind im ehemaligen Deutschen Reich auf der Grundlage des "Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" schätzungsweise 400 000

Menschen zwangsweise sterilisiert worden.<sup>3</sup> Ein Großteil von ihnen war in den staatlichen Fürsorgeeinrichtungen untergebracht, so auch Karl Himmel. Er war als Jugendlicher immer wieder von zu Hause ausgerissen, da er sich weder mit seinem Stiefbruder noch mit seinem Stiefvater verstand. Auch die sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Familie veranlaßten Karl Himmel immer wieder wegzulaufen. Bereits als Kind erschienen ihm diese Fluchtversuche die einzige Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen. Seine Mutter konnte ihm anscheinend wenig helfen. Als sie 1938 im Alter von 41 Jahren an Magenkrebs starb, verlor Karl Himmel, der damals bereits in einem Heim untergebracht war, nicht nur seine einzige Bezugsperson, er verlor vor allem den einzigen Menschen, der ihm Halt und Hilfe hätte geben können. Zur grausamen Realität der damaligen Heimunterbringung gehörte es ebenso, daß Karl Himmel an der Beerdigung seiner Mutter nicht teilnehmen durfte. Doch war das bei weitem das Geringste, was die Heimleitung ihm antat. Gemäß dem im Januar 1934 in Kraft getretenen "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses"<sup>4</sup> waren auch Fürsorgeerziehungsanstalten zur Anzeige von Erbkrankheiten ihrer Heimbewohner verpflichtet.<sup>5</sup> Daß aber aus ihren Einrichtungen bei weitem die Mehrzahl der Anzeigen stammte und daß im gleichen Zuge in der Regel auch immer der Antrag auf Sterilisation gestellt wurde, was das Gesetz den Heimen nicht vorschrieb, verweist bereits auf den eindeutigen Zusammenhang zwischen dem sozialen Status der Betroffenen und der angeblichen "Diagnose". Das Gesetz kannte neun Formen von Erbkrankheiten, jedoch wurden 80% aller Sterilisationen mit "angeborenem Schwachsinn" oder mit "Schizophrenie" begründet. Diese Krankheitsbilder boten aufgrund damals fehlender medizinischer Fachkenntnisse auch die beste Gelegenheit diffuser Antragsbegründungen, denn nicht zufällig stammten nur 5% der Zwangssterilisierten aus bürgerlichen Schichten.<sup>6</sup> Das gesetzlich vorgesehene Testverfahren war nur eine Farce: Das Urteil des Erbgesundheitsgerichtes, das auch ohne Anwesenheit des Betroffenen sein Urteil fällen konnte, stand ohnehin fest, wenn der Angezeigte einen sozialen Hintergrund wie Karl Himmel hatte. Auch er kam 1937 zu

---

<sup>3</sup>Vgl. BOCK, Zwangssterilisation, sowie PROJEKTGRUPPE für die vergessenen Opfer des NS-Regimes in Hamburg e.V. (Hg.), Verachtet - Verfolgt - Vergessen. Zu den 'Vergessenen Opfern' des NS-Regimes, 2. Auflage, Hamburg 1988, S. 103.

<sup>4</sup>Als Kommentar vgl. Hans-Georg GÜSE, Norbert SCHMACKE, Zwangssterilisiert. Verleugnet - Vergessen. Zur Geschichte der nationalsozialistischen Rassenhygiene am Beispiel Bremen, Bremen 1984, S. 35ff.

<sup>5</sup>Carola KUHLMANN, Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933-1945, München 1989, S. 133.

<sup>6</sup>Andrea BRÜCKS, Zwangssterilisation gegen >Ballastexistenzen<, in: PROJEKTGRUPPE, Verachtet, S. 105.

einem Arzt nach Diepholz zur "Begutachtung". Der Standardfragebogen umfaßte achtzig Fragen zu geographischem, historischem, politischem und rechnerischem Wissen. Daß Karl Himmel keine Fragen mit politischen Inhalten beantwortet hat, wird dem Arzt die letzte Sicherheit gegeben haben, daß dieser junge Mann zwecks "allmählicher Reinigung des Volkskörpers"<sup>7</sup> zu sterilisieren ist. Herr Himmel charakterisiert diesen "Gott im weißen Kittel", der das grundlegende Gutachten für seine Zwangssterilisation erstellte, heute als "Drecksack". In seinen Augen sind diese Ärzte, die maßgeblich an Zwangssterilisationen und Euthanasie-Gutachten beteiligt waren, "Tierärzte". Genau so hat er diese menschliche Entwürdigung und Erniedrigung auch empfunden. Während der ärztlichen "Untersuchung" wußte Karl Himmel nicht, vor welchem Hintergrund sie stattfand. Erst als er aus dem Erziehungsheim in Freistatt/Kreis Sulingen - diese Häuser gehörten zu den Bodelschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld<sup>8</sup> - in die ausführende Station überführt wurde, erfuhr er von den dortigen Insassen, mit welchem Ziel er dorthin gebracht worden war. Wieder versuchte Karl Himmel, sich zu wehren: Er lief fort. Doch die Polizei griff ihn wenig später auf und überführte ihn zwangsweise. In dem Jahresbericht des Landesjugendamtes Westfalen, zu dem die Heime in Freistatt gehörten, hieß es dann für das Jahr 1937 auch entsprechend, daß alle Zwangssterilisationen "abgesehen von Einzelfällen" ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden konnten.<sup>9</sup>

Nach Kriegsende bemühte sich Karl Himmel um finanzielle Entschädigung für das ihm zugefügte Unrecht. Seine diesbezüglichen Anstrengungen führten ihn wiederum vor mehrere Kommissionen, zu zahlreichen Gutachtern und Psychologen, in unzählige Arztpraxen und Amtsstuben. Lange Zeit jedoch ohne Erfolg. Erst Mitte der achtziger Jahre hat Karl Himmel als "Entschädigung" für die während der nationalsozialistischen Regierungszeit an ihm durchgeführte Unfruchtbarmachung eine einmalige Zahlung von 5 000,- DM erhalten. Seine Haftzeit im Konzentrationslager blieb bis heute unentschädigt.

Dabei kann es angesichts der ausgebliebenen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit der deutschen Psychiatrie und der personellen Kontinuität der Ärzteschaft nicht verwundern, daß ihm Ärzte nach dem Krieg immer wieder bestä-

<sup>7</sup>"Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses", 1934, zit. nach: KUHLMANN, Erbkrank, S. 132.

<sup>8</sup>BETHEL-Arbeitsheft, Heft 1 und 2, Schriftenreihe der Bodelschwingschen Anstalten, Bethel 1973. Werner Villinger war dort seit 1939 Chefarzt und verantwortlich für zahlreiche Zwangssterilisationen. Daß er ab 1941 maßgeblich an den Gutachten sogenannter Euthanasieaktionen beteiligt war, stellte für seine Karriere als Vorsitzender der deutschen Vereinigung für Jugendpsychiatrie nach Kriegsende kein Hindernis dar. Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes.

<sup>9</sup>KUHLMANN, Erbkrank, S. 135.

tigten, daß er, auch wenn er seinerzeit auf die politischen Fragen des Testes nicht eingegangen sei, die anderen Fragen durchaus richtig beantwortet hätte. Herr Himmel glaubt daher auch an eine Fälschung des damaligen Gutachtens. Folgerichtig - so das ärztliche Fachurteil heute - habe für diesen medizinischen Eingriff kein Grund vorgelegen. Wäre die Zwangssterilisation bei einem anderen Testergebnis denn auch heute noch zu rechtfertigen?

*"Ja, ich habe viel Ärger mit der Wiedergutmachung gehabt. Ich wurde ja von verschiedenen begutachtet. (...) Ein Arzt hat gesagt, ich sei schizophren. Ja. Der eine sagt schizophren, der andere sagt, ich sei an der Grenze des Schwachsinn. Ich sei nicht dumm. Es gibt ja Menschen, [die] erreich[en] die Intelligenz der anderen Menschen nicht, heißt es ja. (...) Und ein anderer Arzt wieder sagte, ich wisse so viel, ich habe so viel Wissensstoff, daß man nicht weiß, ob das richtig ist oder falsch. Hat ein anderer Arzt zu mir gesagt. Und die anderen Ärzte haben [sich] beide dem Gutachten von Professor Jakob angeschlossen und haben gesagt, ich wäre für alles voll verantwortlich. Ich bin geistig gesund, hat er gesagt. Ja, hat er gesagt. "*

"Ich kämpfe nicht für das System..."

1940 arbeitete Karl Himmel in der Munitionsfabrik August Horn in Iserlohn im Sauerland. Nach seiner Entlassung aus der Fürsorgeerziehung war er in seinen Heimatort zurückgekehrt.

*"Da mußte ich so, so - ich habe die Maschinenpresse falsch bedient, habe ich auch nicht richtig gemacht. Ich mußte diese Hülsen, diese Sprenghülsen mußte ich da in die Maschinenpresse reindrücken und da hab´ ich das falsch gemacht. Die haben auch geschrieben, ich hätte die Maschinenpresse absichtlich falsch bearbeitet."*

Der Besitzer der Firma denunzierte Karl Himmel bei der Gestapo. Man warf ihm Sabotage vor, was anscheinend nicht nachweisbar war, denn die anschließende Verhaftung im Betrieb durch einen Gestapo-Beamten wurde mit "Heimtücke" begründet. Das "Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen"<sup>10</sup> vom 20.12.1934 stellte denjenigen vor Gericht, der mit einer "unwahren oder gröblich entstellte[n] Behauptung (...) das Wohl des Reiches oder

<sup>10</sup>Vgl. Martin HIRSCH, Diemut MAJER, Jürgen MEINCK (Hg.), Recht, Verwaltung und Justiz im Nationalsozialismus, Köln 1984, S. 453.



das Ansehen der Reichsregierung" schädigte. Damit sollte jegliche Kritik am nationalsozialistischen Staat bereits im Keim erstickt werden.

*"Als ich da rauskam, ging ich nach Iserlohn wieder. Und im Jahre 1940 wurde ich erneut festgenommen wegen Vergehen gegen das Heimtückegesetz. Ich war in einem Betrieb, in einem Munitionsbetrieb war ich beschäftigt da. - Ich habe gesagt: 'Hitler verliert sowieso den Krieg.' Und da wurde ich eingesperrt. Aber ich wurde dann nicht begnadigt, sondern die Strafe wurde ausgesetzt. In Iserlohn. Ich kam dann zur Bewährung nach Rastenburg in Ostpreußen, zur Bewährung."*

Als Grund für die "milde" Ahndung dieses Vergehens habe das Gericht die drei Jahre zuvor durchgeführte Zwangssterilisation angeführt. Aber Karl Himmel geriet durch dieses Gerichtsverfahren in die Fänge der nationalsozialistischen Justiz. Denn nun begann für ihn ein Lebensabschnitt, der von dem verzweifelten Versuch geprägt war, sich dem vom Staat geforderten Militärdienst zu entziehen. Ein Versuch, der bei Karl Himmel wohl weniger auf eine bewußte politisch-ideologisch fundierte Ablehnung der Regierung, sondern vielmehr auf seinen Erfahrungen mit einem Staat beruhte, der ihn als "minderwertig" und "krank" abgestempelt hatte. Die nächsten drei Lebensjahre sind für Karl Himmel heute kaum noch in einer chronologischen Reihenfolge zu rekonstruieren. Während unseres Gespräches bemühte ich mich um ein Verstehen der Ereigniskette, scheiterte aber letztlich mit dem Instrumentarium, das mir zur Verfügung stand. Welche Anmaßung steht aber hinter meiner Unzufriedenheit darüber? Habe ich wirklich geglaubt, jemand könne ein solches Leben wie eine "schöne Geschichte" erzählen?

*"Karl Himmel: Nee, ich hatte Urlaub und bin später zurückgekommen. Ich mußte ja nach 24 Stunden wieder zurück sein. Und dann ein paar Tage später wurde ich wieder bestraft. Jetzt kam ich nach Anklam ins Wehrmachtsgefängnis, Anklam. Und in Anklam hatte ich die Strafe und kam wieder zurück nach, sollte ich zurück nach Dingens hier, nach - 1. SSA [Schiffsschraubenabteilung] - nach Friedrichsort, Friedrichsort. Kennen Sie das?"*

*Ulrike Jureit: Ja.*

*Karl Himmel: Kasematten-Kaserne. Scherkaserne ist da. In Friedrichsort. Kasematten. Deutsche (?) in Friedrichsort. Und da bin ich..., da sollte ich hin. Ich wurde von Stralsund abkommandiert. Von Anklam, wollte ich sagen. Und dann habe ich die Fahrt unterbrochen.*

*Erstmal bin ich in Berlin..., in Berlin habe ich einfach ein paar Tage ...*

*Ulrike Jureit: Raus aus dem Zug?*

*Karl Himmel: Ich hab mir da vom Bahnhofsoffizier in Berlin so einen Zettel geben lassen: 'Zug verpaßt.' Und dann bin ich weitergefahren. Und dann habe ich mir wieder Zivil besorgt. Und bin nach Hamburg. Auf St. Pauli, ich wollte ja nicht wieder zurück. Ich habe mir gesagt, ich wollte nur da sein. Deswegen habe ich Urlaub. Da fährt man... und dann immer wieder. Sie können nicht den Nazistaat verteidigen, so wie wir das gemacht haben. Daran habe ich kein Interesse.*

*Ulrike Jureit: Gegen den Nazi-Staat zu kämpfen?*

*Karl Himmel: Und dann, nach ein paar Wochen ungefähr, hat man mich dann aufgegriffen. Kontrolliert. Gestapo.*

*Ulrike Jureit: Hier in Hamburg?*

*Karl Himmel: Ja. Dann wurde ich zur Graf-Goltz-Kaserne nach Rahlstedt gebracht. Graf-Goltz-Kaserne.*

*Ulrike Jureit: Hier in Rahlstedt.*

*Karl Himmel: In Rahlstedt. Von Rahlstedt aus wurde ich dann von 2 x 2 Feldjägern, die nennen die ja Feldjäger, was ja Unteroffiziere sind, abgeholt. Und dann wurde ich erst nach Kiel überführt. Und in Kiel bin ich dann erst..., bekam ich erstmal beim Arzt Rückenpunktion. Ich kriegte eine Rückenmarkpunktion. Der Arzt, der Stabsarzt in Kiel in einem Lazarett..., ich wurde überführt und kriegte dann Rückenmarkpunktion."*

Immer wieder scheint Karl Himmel sich den Forderungen der Wehrmacht widersetzt zu haben, ohne daß vielleicht im einzelnen die Konsequenzen für ihn abschätzbar waren. Sein diffuses Gefühl "nicht dazu gehören zu wollen" veranlaßte ihn dazu, sich auf die Art und Weise zur Wehr zu setzen, wie er es immer in seinem Leben getan hatte: Er lief davon. Für die Ordnungshüter waren seine "Fluchten" Grund genug, ihren Verfolgungsapparat in Bewegung zu setzen.

Deutlich in Erinnerung ist Karl Himmel geblieben, wie er sich 1941 während seiner

infanteristischen Ausbildung bei der Wehrmacht verhalten hat, als man ihn zum Dienst an der Waffe aufforderte.

*"Das war ein Offizier von der Infanterie zur Ausbildung. Also keine seemännische Ausbildung, sondern eine infanteristische Ausbildung. In Stralsund. Und er hat gesagt, ich soll aufstehen und soll das Gewehr reinigen. Hab' ich nicht gemacht. Hab' ich verweigert. Und dann, ich soll mit dem Arm so herum. Hab' ich auch nicht gemacht. Hab' ich ihm verweigert. Und da hat er gesagt: 'Sie werden jetzt...'. Da hat er mich angeschrien und da habe ich ihm etwas gesagt. Ich habe gesagt: 'Kannst mich am Arsch lecken.'"*

Daß dieses Verhalten ihm als Befehlsverweigerung mit weitreichenden Konsequenzen zur Last gelegt werden würde, wurde Karl Himmel wohl erst später klar. Er versuchte, sich den Folgen zu entziehen, jedoch griff ihn die Gestapo erneut auf und brachte ihn zunächst in die Graf-Goltz-Kaserne nach Hamburg-Rahlstedt. In dem anschließenden Verfahren wegen Befehlsverweigerung, Wehrkraftzersetzung und Fahnenflucht, - Delikte, auf die die Todesstrafe stand - ließ das Wehrmachtgericht die Zurechnungsfähigkeit Karl Himmels durch einen Stabsarzt in Kiel untersuchen.

*"Ich habe gesagt: 'Bewußt bin ich von der Truppe ferngeblieben. Weil ich einem Verbrechen zum Opfer gefallen bin, 1937', habe ich gesagt. Und dann hat er zu mir gesagt: 'Sie können doch Frontbewährung bekommen. Sie können an die Front gehen.' - 'Nee', sag' ich, 'ich kämpfe nicht für das System.' (...) Ich wäre gleich erschossen worden. Also, jedenfalls hat er gesagt zu mir: 'Verrückt bist Du nicht, aber (...) ich muß dir den Schutzparagraphen geben,', hat er gesagt."*

Karl Himmel wurde als vermindert zurechnungsfähig im Sinne des § 51 RStGB eingestuft und ins Wehrmachtsgefängnis Anklam eingewiesen. Während des Zweiten Weltkrieges waren dem Oberkommando der Wehrmacht zentrale Militärgefängnisse mit zahlreichen Wehrmachtsgefangenenabteilungen unterstellt, in denen aber die Verurteilten ihre Strafen nicht etwa abbüßten. Diese wurden nämlich weder "vollstreckt" noch "vollzogen". Die Urteile blieben bis zum Kriegsende ausgesetzt, und die Betroffenen wurden bis dato in "Verwahrung" genommen. Karl Himmel mußte ein Jahr lang demütigende Exerzierübungen, täglich zehn- bis zwölfstündige Arbeitseinsätze in einem Fliegerhorst sowie Schikanen und Schläge über sich ergehen lassen.<sup>11</sup> Seine Auseinandersetzungen mit anderen Inhaftierten führten dazu, daß Karl

---

<sup>11</sup>Fritz WÜLLNER, Fietje AUSLÄNDER, Aussonderung und Ausmerzungen im Dienste der "Manneszucht", in: Fietje AUSLÄNDER (Hg.), Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus, Bremen 1990, S. 65-89 (77, Anm.12.).

Himmel von dem Kommandoführer mit einem Gewehrkolben derartig am Kopf verletzt wurde, daß ein Aufenthalt im Greifswalder Krankenhaus erforderlich war. Sein Festhalten an der Verweigerung für "das System" zu kämpfen, wie es Herr Himmel heute ausdrückt, wird auch ein entscheidender Grund für seine Einweisung in die Nervenheilanstalt in Neustadt/Holstein gewesen sein.

### Sie kommen jetzt zur Erholung.

Die Einweisung in die Nervenheilanstalt an der Ostsee war in dem Gespräch mit Karl Himmel eine Zäsur. Zum ersten Mal zögerte er von dem zu berichten, was ihm widerfahren ist. Es fiel ihm offensichtlich besonders schwer, gerade von dieser Demütigung zu berichten, auch wenn er zuvor über intimste und bedrückendste Ereignisse sehr offen gesprochen hatte. Aber wie findet man die richtigen Worte, um einer fremden Person zu erzählen, daß man über längere Zeit in einer geschlossenen Anstalt war? Daß man als "schwachsinnig" und "minderwertig" abgestempelt worden ist? Erst im nachhinein verstand ich seine Andeutungen, um welche Art von "Krankenhaus" es sich gehandelt haben muß, in das er zu Beginn der vierziger Jahre zwangsweise überführt wurde. Sein Aufenthalt dort bleibt aber in seiner Lebensgeschichte weitgehend im Dunkeln. In dem Gespräch bestand ein unausgesprochenes Einverständnis, diesen Lebensabschnitt unberührt zu lassen, die Details wurden vernachlässigt, um das Gespräch fortsetzen zu können. Für Karl Himmel stand wohl die Angst im Vordergrund, als Zeitzeuge "unglaublich" zu erscheinen, auch in unserem Gespräch als nicht "zurechnungsfähig" zu gelten und abgestempelt zu werden. Denn in seinem Leben ist es immer um die Frage nach seinem "Geisteszustand" gegangen, es wurden von ihm immer Antworten gefordert, die er nicht geben konnte oder wollte. Auch in unserem Interview.

*"Und eines Tages kommt dann der Arzt zu mir und sagt: 'Sie sind ein verdammt Staatsfeind.' Im Krankenhaus. 'Sie müssen zur Erholung', hat er gesagt. Ich wäre ein Simulant und Staatsfeind. 'Ich kämpfe ja nicht fürs System', sage ich. 'Ich verachte Ihr System und die, die Menschen da abschlachten.' Und dann hat er gesagt: 'Sie kommen jetzt zur Erholung', hat er gesagt zu mir."*

Die verordnete "Erholung" des Arztes bedeutete für Karl Himmel die Einweisung ins Konzentrationslager Neuengamme. Er berichtet, daß er in der Anstalt durch

kriegsfeindliche Äußerungen und durch das Abhören des englischen Senders aufgefallen war, was die Anstaltsleitung dazu veranlaßte, ihn als Häftling der "Sonderabteilung Wehrmacht"<sup>12</sup> ins Lager zu überführen. Im Mai 1944 wurde Karl Himmel im Lager Neuengamme registriert, kam zunächst in die Quarantäne auf Block 19, wurde dann dem Rollkommando zugeteilt. Die Folgen seiner Kopfverletzung aus dem Wehrmachtsgefängnis in Anklam erforderten seine Aufnahme ins Krankenrevier, wo ihm allerdings wenig geholfen werden konnte. Anschließend war er dem Flechtkommando zugeteilt. Wenig später kam Karl Himmel auf Transport ins Außenlager Husum-Schwesing. Das mindestens 1 500 Häftlinge umfassende Kommando war seit September 1944 zum Bau von Panzergräben am sogenannten "Friesenwall" eingesetzt.

*"Aber wir sind jeden Morgen durch die Stadt marschiert, morgens. Die haben da zugeguckt, aber sprechen durften wir mit keinem. Ich meine, kaum so. Wir mußten alle in der Reihe bleiben. (...) Die haben geguckt auf die Straße. Die haben die Fenster aufgemacht."*

Der Weg führte die Kolonne täglich zum nahegelegenen Deich, wo die Häftlinge ohne entsprechende Ausstattung die Gräben ausheben mußten, in denen sie *"mit bloßen Füßen im Wasser"* standen. Als Karl Himmel Wochen später wieder ins Hauptlager Neuengamme kam, war er schwer krank und mußte erneut im Krankenrevier aufgenommen werden. Dort blieb er auch bis zur "Evakuierung" des Lagers. Durch seinen Revieraufenthalt gehörte er nicht zu den Häftlingen, die zur Lübecker Bucht transportiert wurden. Er kam in einen Krankentransport, der am 8. April 1945 eine Irrfahrt durch Norddeutschland antrat. Die näherrückende Front veranlaßte die Wachmannschaft immer wieder zu neuen Fluchtlinien.<sup>13</sup> Über Sandbostel, Stade und Kiel erreichte der Transport Flensburg, wo die Häftlinge endlich von alliierten Truppen befreit wurden. Hunderte hatten aufgrund der unmenschlichen Bedingungen diese Irrfahrt nicht überlebt. Karl Himmel war schwer krank, kämpfte in den nachfolgenden Monaten im Martinsstift in Flensburg um sein Leben.

*"Und nachher, als ich dann einigermaßen aufstehen konnte, bin ich Schritt für Schritt gelaufen."*

---

<sup>12</sup>Die Häftlinge der Sonderabteilung Wehrmacht (SAW) in den Konzentrationslagern erhielten ebenso wie die politischen Häftlinge einen roten Winkel. Der Unterschied bestand darin, daß die Spitze des Winkels nach oben zeigte.

<sup>13</sup>Vgl. den Bericht von Robert HEINS, Todestransport durch Norddeutschland, in: BAUCHE, Arbeit und Vernichtung, S. 238.

*Ich habe zwei Schritte gemacht. War ja nur noch Haut und Knochen, Muselmann. Naja, es wurde dann Oktober, wo ich dann als gebessert, nicht geheilt, nur als gebessert entlassen wurde. Hatte sich gebessert, ne. Und dann kam ich nochmals ins Krankenhaus rein, ja. (...) Zwei Jahre noch."*

### Was die Schweine alles gemacht haben.

Karl Himmel hat bis heute schwere gesundheitliche Schäden behalten. Die Folgen seiner Haftzeit zwingen ihn immer noch zu ständigen Arztbesuchen und Krankenhausaufenthalten. Schon bald nach Kriegsende war er trotz seines gesundheitlichen Zustandes gezwungen gewesen, für seinen Lebensunterhalt selbständig aufzukommen. Er erhielt einen Arbeitsplatz als Heizer beim britischen Besatzungsamt in Iserlohn. Zu dieser Zeit traf er dann in seinem Heimatort den Mann wieder, der ihn 1940 bei der Gestapo denunziert hatte.

*"Und da habe ich den einen, der mich denunziert hat, den habe ich dort wiedergetroffen, der von der Firma Horn. Und dann habe ich ihm ein paar reingeschlagen. Und dann haben sie mich wieder festgenommen, weil ich ihm ein paar reingeschlagen habe."*

Dieser Vorfall war daraufhin Gegenstand eines Gerichtsverfahrens, in dem Karl Himmel wegen Körperverletzung verurteilt wurde. Die Strafe mußte er mehrere Wochen im Gefängnis verbüßen. Nach der Entlassung verließ er seine Heimatstadt Iserlohn und zog nach Hamburg. Über Jahre war er als Hilfsarbeiter im Hamburger Hafen und bei verschiedenen anderen Firmen beschäftigt. Da er keine Wohnung bekam, lebte Karl Himmel bis 1986 in einer städtischen Sammelunterkunft, die er selbst als "Männerlager Billbrook" bezeichnet. Die einmalige Entschädigungszahlung von 5 000,- DM ermöglichte dann die Aufnahme in eine Wohnungsbaugesellschaft, und Herr Himmel erhielt eine Wohnung in der Hamburger Innenstadt. Seine soziale Situation ist bis heute schwierig. Noch heute haftet denjenigen Verfolgten, die als Deserteure oder ungehorsame Soldaten, als Arbeitsverweigerer oder sogenannte "Minderwertige" von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, der Makel der "Anormalität" und "Asozialität"<sup>14</sup> an. Entsprechend ihrer gesellschaftlichen Ausgrenzung vor und im Zweiten Weltkrieg blieben häufig auch nach Kriegsende die Stigmatisierungen bestehen, sogar schien sich ihre Verfolgung während des "Dritten Reiches" im

<sup>14</sup>Detlef GARBE, Einleitung, in: PROJEKTGRUPPE , Verachtet, S. 9.

nachhinein dadurch zu rechtfertigen, daß die Betroffenen weiterhin als "unproduktiv" und "belastend" für die Gesellschaft galten. Nicht selten wurde ihnen ein eigenes Verschulden an ihrer Verfolgung unterstellt. Eine Anerkennung als Verfolgte des NS-Regimes blieb diesen "vergessenen Opfern" lange Zeit verweigert. Auch diese Kontinuität der Diskriminierung und Ausgrenzung hatte für jeden der Betroffenen existentielle Folgen. Am Ende unseres Gespräches zog Herr Himmel selbst eine Art Resümee aus seinem Leben.

*"Was die Schweine alles gemacht haben. Ich meine, was ich draus gemacht habe: Ich will mal sagen, ich konnte keine Familie gründen. Konnte ich ja gar nicht. Ich hätte eine Familie gegründet, aber ich bin ja einem Verbrechen zum Opfer gefallen. (...) Ich bin nur..., ich habe gesagt..., ich bin ein Mensch trotzdem."*

## Stefan Roman: "Entschuldigung, ich bin aus dem KZ gekommen."

### Ein Pulverfaß

Slowenien ist heute ein unabhängiger Staat, in dem knapp zwei Millionen Menschen leben. Mit einer Fläche von 20 000 Quadratkilometern ist diese Region so groß wie das Land Hessen, sie hat aber nicht einmal halb so viele Einwohner. Kurze Zeit nach der Unabhängigkeitserklärung Sloweniens im Juni 1991 endete im nördlichsten Staat des ehemaligen Jugoslawiens ein Bürgerkrieg, der in anderen Republiken in seiner ganzen Brutalität und mit einem menschenverachtenden Terror bis heute fortbesteht. Seit mehr als einem Jahr bemüht sich in Slowenien nun eine von Belgrad unabhängige Regierung um den wirtschaftlichen Aufbau und die Weiterentwicklung des Landes. Dessen jetzige Ausrichtung nach Mitteleuropa spiegelt sowohl ökonomische Notwendigkeiten und Abhängigkeiten als auch kulturelle Traditionen wider, die auf die jahrhundertelange Zugehörigkeit dieses Landes zum habsburgischen Herrschaftsbereich bis zum Ersten Weltkrieg verweisen.<sup>1</sup> Ein Großteil der Slowenen unterstützte 1991 die Loslösung vom jugoslawischen Zentralstaat, empfand die Unabhängigkeit als ein bereits lang überfälliges Bekenntnis zur nationalen Identität, die ihnen über Jahrzehnte verweigert worden war. Trotzdem ist für die Slowenen das Thema "Jugoslawien" keinesfalls passé. Der Bürgerkrieg in Bosnien-Herzegowina und Kroatien betrifft die Menschen in Slowenien nicht nur als Nachbarn, sondern die Sorge gilt ihren Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden in den südlichen Kriegsgebieten. Hunderttausende von Flüchtlingen suchen in ihrem Staat, der selbst um sein ökonomisches Überleben kämpft, Zuflucht vor Terror und Krieg. In einer derartigen nationalen Spannungssituation war es für die Zeitzeugen als Überlebende der deutschen Konzentrationslager nicht leicht, teilweise sogar unmöglich, von ihren Erinnerungen an das Konzentrationslager Neuengamme zu berichten. Stefan Roman hatte sich trotzdem dazu bereit erklärt.<sup>2</sup>

*"So ein Haß, so ein Haß, so ein..., so ein Terror, ich weiß nicht. Was hat das für einen Zweck? Das alles jetzt zu bombardieren. Früher unten in Sarajevo, das war eine schöne Stadt. Das war*

<sup>1</sup>Slowenien war seit dem 10. Jahrhundert Teil des deutschen Staatsverbandes und daher traditionell stärker mit Mitteleuropa verbunden als andere jugoslawische Republiken.

<sup>2</sup>Das Interview fand am 19. Mai 1992 in Jesenice/Slowenien statt. Herr Roman sprach auf eigenen Wunsch während des Interviews Deutsch, obwohl dies für ihn eine Fremdsprache ist. Der Text des Interviews wurde daher im nachhinein sprachlich überarbeitet.



*eine Grenze zwischen West und Ost. Unten in Sarajevo sind Moscheen (...) Das war doch eine historische... . Das muß man erhalten, das war ein Denkmal unserer Vergangenheit. Das ganze Land Jugoslawien, und ich meine 'unsere'. Nun, und das ist jetzt alles zerstört. Und ich glaube nicht, daß Kroaten und Serben noch einmal zusammenkommen. Ich glaube das nicht. Jetzt ist so ein Haß ausgebrochen. Das geht nicht. Es ist viel zuviel passiert."*

Herr Roman steht heute fassungslos vor einem zusammengebrochenen Staat, der im Chaos des Bürgerkrieges versinkt. Nationale und religiöse Konflikte, Vorurteile gegenüber anderen ethnischen Gruppen im Land und das wirtschaftliche Nord-Südgefälle lassen den "Balkan" zu einem Pulverfaß für ganz Europa werden. Dabei sehen viele Slowenen in dem brutalen Vorgehen serbischer Militärs in den Kriegsgebieten den Hauptgrund für die nicht enden wollenden Kämpfe. Serbien symbolisiert für sie die Vormacht des jugoslawischen Zentralstaates, von dem sie sich lange Zeit bevormundet fühlten. Diese Emotionen sitzen tief. Sie müssen auch vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gesehen werden.

### Todesangst

Jugoslawien verfolgte bis 1940 eine Sicherheitspolitik mit dem Ziel der Beibehaltung und Festigung der eigenen staatlichen Unabhängigkeit gegenüber Nazi-Deutschland und der Sowjetunion.<sup>3</sup> Eine Politik, die im eigenen Land nicht unumstritten war, erhoffte sich doch Kroatien mit Hilfe der Deutschen seine Unabhängigkeit durchsetzen zu können. Nach der raschen Niederlage Frankreichs 1940 und der sich nun als bedeutungslos erweisenden deutschen Garantieerklärungen änderte sich der Kurs jugoslawischer Politik: Man suchte Sicherheit in bilateralen Verträgen mit dem Deutschen Reich. Am 25. März 1941 trat Jugoslawien schließlich dem Dreimächtepakt bei. Infolgedessen stürzte das Militär die Regierung Cvetkovic. Keine vierzehn Tage später begann der "Balkanfeldzug Marita", in dessen Folge Slowenien von deutschen, ungarischen und italienischen Truppen besetzt wurde.<sup>4</sup>

<sup>3</sup>Jugoslawien war Mitglied des französischen Sicherheitssystems der "Kleinen Entente" und ab 1934 auch in die Balkanentente eingebunden.

<sup>4</sup>Mit der Besetzung des Landes wurde Slowenien in italienische, ungarische und deutsche Verwaltungsgebiete aufgeteilt. Jesenice, die Heimatstadt Stefan Romans, gehörte zum Gau Krain, später Oberkrain genannt, der unter deutscher Verwaltung stand.

*"Und so kam es am 6. April zum Angriff auf Jugoslawien. Damals wurde Beograd bombardiert und so weiter. Naja, am 17. April hat unsere Armee kapituliert. Wir waren besetzt von den Deutschen. Ljubljana und der südliche Teil von Italienern. Kroatien ist selbständiger Staat geworden. Und Serbien war ein Gouvernement von den Deutschen. Wie war das: Bosnien, die gehörten zu den Kroaten, meine ich. So war das, na. Und bei uns hat sich eine Widerstandsbewegung formiert. Bei uns genannt als Osvobodilna Fronta, Befreiungsfront in Deutsch. Und die meisten Leute, bestimmt Slowenen, sympathisierten mit dieser Organisation. Und somit war ich auch ein Sympathisant dieser Osvobodilna Fronta geworden."*

Stefan Roman hatte es sich mit seiner Entscheidung gegen die deutsche Besatzungsmacht in Jesenice nicht leicht gemacht. Schließlich war er, wie er selbst sagt, ohne Haß gegen Deutsche und Österreicher, von denen eine Vielzahl bereits vor dem Krieg im Land lebte, aufgewachsen. Sein Elternhaus, er wuchs mit fünf Geschwistern auf, war katholisch und sozialdemokratisch geprägt. Durch die Grenzlage Jesenices zum österreichischen Nachbarn waren intensive Kontakte zu Deutschen und Österreichern alltäglich. Stefan Roman war gemeinsam mit deutschen Kindern zur Schule gegangen. Sein bester Freund war Deutscher. Doch bereits vor Ausbruch des Krieges gegen Polen 1939, Stefan Roman war damals siebzehn Jahre alt, änderte sich auch ihr Verhältnis zueinander. Die "Volksdeutschen" hatten sich in nationalistischen Vereinen formiert, auf slowenischer Seite wuchs die nationale Ablehnung ihnen gegenüber, was sich auch in der Organisation sozialistischer und kommunistischer Gruppen und Parteien niederschlug. Stefan Roman wollte zunächst mit allen "gut Freund sein", wie er es nennt, aber der beginnende Terror gegen politisch Andersdenkende zwang ihn zu einer Entscheidung. Im Dezember 1941 kam es im ganzen Land zu einem Aufstand gegen die Besatzungsmächte. Auch Stefan Roman beteiligte sich an den Demonstrationen in seinem Heimatort Jesenice. Bereits am 19. Januar 1942 verhaftete ihn die Gestapo in dem örtlichen Eisenstahlwerk, in dem er seit fast zwei Jahren als Elektroschweißer arbeitete. Wie alle anderen Verhafteten brachte die Gestapo ihn ins Gefängnis Begunje, unweit von Jesenice, wo zahlreiche Gefangene ohne Gerichtsurteil erschossen wurden.

*"Abends, schon nach dem Abendessen, haben wir hier unten gelegen, wir haben auf dem Stroh gelegen, keine Betten, nur Stroh auf dem Boden und zwei oder drei Decken. Wir haben schon geschlafen. Und dann kommt die Wache herein, macht die Tür auf, ein Gestapo-Offizier kommt rein, für mich ganz unbekannt, wir mußten alle aufstehen. Stubenältester rief gleich 'Achtung' und so. Und da stehen wir im Halbkreis vor der Tür. Und hinten war die ganze Belegschaft."*

*Und dann er war..., er hat eine Peitsche gehabt und eine Matte und guckte uns einen nach dem anderen so an. Und dann ruft er mich, ich stand ganz unten: 'Du.' Ich wußte erst nicht, daß er mich haben wollte. Und dann hat er gesagt: 'Ja, du, du. Komm her.' Gut, ich gehe nach vorn. Und dann fragte er mich was: 'Wie heißt du?' Guckte in die Mappe: 'Wann bist du geboren? Wo?' Ich habe gesagt: 'Ja, hier in Jesenice.' usw. Und dann hat er mir gesagt: 'Hast du schon dein Borscht [Bauch] gewaschen? Daß die Kugel nicht so schmutzig wird von deiner schmutzigen Haut. Weil du morgen erschossen wirst.' So hat er mir das gesagt. Und wir wußten: schon zwei Tage haben die Häftlinge Gräben gegraben hier im Lager. Wir haben nur gewartet, wann dieser Tag kommt. Das war für mich so eine schreckliche, ... . Ich konnte es nicht glauben und er fragte mich: 'Hast du das verstanden?' Obwohl ich das verstanden habe, habe ich nicht geantwortet. Und ich guckte ihn nur an. Und dann fragte er den Stubendienst, den Stubenältesten, er solle das übersetzen. Und dann hat er es in Slowenisch gesagt, dann wußten alle, worum es ging. Das war eine schreckliche Nacht. Ich kann Ihnen sagen, da habe ich nicht geschlafen."*

Stefan Roman wurde noch zwei Monate in Begunje festgehalten und kam dann im März 1942 auf Transport. Über Klagenfurt wurde er zunächst ins Konzentrationslager Dachau deportiert, wo er vier Monate im Strafkommando arbeiten mußte. Daß für die slowenischen Häftlinge diese erschwerten Bedingungen des Strafkommandos in Dachau galten, beruhte auf einer Anweisung der Gestapo in Begunje, die die Häftlingskarteien der Überstellten mit dem Zusatz "Rückkehr unerwünscht" versehen hatte. Für Stefan Roman und seine Kameraden bedeutete dies bereits in den ersten Wochen der Haft eine enorme Schwächung der Kräfte. Als im August des Jahres der Transport ins Konzentrationslager Neuengamme erfolgte, war Stefan Romans Gesundheit schon massiv angegriffen. In den nächsten Wochen litt er an Blutdurchfall und einem eitrigen Hautausschlag an den Beinen, der durch die Arbeit im Elbekommando, das zum Ausbau der Dove-Elbe eingesetzt war, hervorgerufen wurde. Das Krankenrevier, in das Stefan Roman kurz nach seiner Ankunft aufgenommen wurde, erwies sich jedoch nicht als der sichere Ort, der er für viele Häftlinge zunächst zu sein schien.

*"Das war 42. Nun, und eines morgens, vormittags kam der /.../, das Revier war ganz voll, zwei und drei in einem Bett usw., und einen Morgen kam ein Wärter [Häftlingspfleger] zu mir ohne Worte, faßte mich an und wir gingen ganz ans andere Ende der Baracke. Er hat einen Raum aufgemacht, wo alle möglichen Sachen aufbewahrt wurden, verschiedene, ich weiß nicht, was alles drin war. (...) Dann hob er eine große Holzwanne, verstehen Sie?, zum Baden hoch. Und er*

sagte mir: 'Los, hier runterlegen.' Er hat mich mit der Wanne wieder bedeckt. Und das hat er mir noch gesagt: 'Du sollst ganz still sein, wenn jemand kommt. Ganz still.' Ich wußte nicht, worum es geht. Warum das alles. Nun, ich war schwach. Ich konnte kaum noch gehen. Ich zitterte unter der Wanne, verstehen Sie? Etwas Fieber hatte ich vielleicht noch. Es war kalt, im November. Aber ich war so schwach, so daß ich die Zeit verschlafen habe, ich weiß nicht wie lange es gedauert hat. Dann kam er zu mir, um mich abzuholen. Er hat mir geholfen, wieder zurück in die Stube. Und ich gucke: alle Betten fast leer. Alle Betten, wo vorher zwei oder drei lagen. Alle waren leer. Was ist geschehen? Dann habe ich nachgedacht: Ich hatte schon von Selektionen im Revier gehört. Wenn du zu lange krank bist, wenn du aussiehst, als können sie dich nicht mehr heilen ... ."

### Bürokraten und Rassisten

Daß die nationalsozialistischen Machthaber in ihrem rassistischen Wahn nicht allein zwischen Juden und Nicht-Juden unterschieden, sondern auch andere ethnische Gruppen nach ihrer "rassischen Wertigkeit" einstuften, ist allgemein bekannt. Bekannt sind auch die Folgen dieser menschenverachtenden Ideologie. Ein Blick in die damalige pseudowissenschaftliche Legitimierung dieses Menschenbildes schokkiert ob ihres bürokratisch-systematischen Charakters. Dabei läßt sich eine bis ins Detail ausgearbeitete Hierarchisierung der verschiedenen Volksgruppen in den von Deutschland besetzten Gebieten feststellen. Auch in Slowenien wurden nach dem Einmarsch der deutschen Truppen von einer "Musterungskommission" des Rasse- und Siedlungshauptamtes sogenannte "rassenbiologische Untersuchungen" durchgeführt, die für jeden, der nicht Deutscher war oder als "Volksdeutscher" galt, verpflichtend waren.<sup>5</sup> Dabei unterteilten die Untersuchenden die Bevölkerung gemäß ihres "rassischen Wertes" in vier verschiedene Gruppen.<sup>6</sup> Den Untersuchungsergebnissen entsprechend wurden die "negativen Gruppen"<sup>7</sup> - gemeint sind "nicht-arische" Bevölkerungsteile - erfaßt. Der Abschlußbericht des "Reichskommissars zur Festigung

<sup>5</sup>Aktennotiz des Chefs des Rasse- und Siedlungshauptamtes SS über seine Fahrt durch die Südsteiermark und die besetzten Gebiete Kärntens und Krains vom 24.5.1941, in: QUELLEN zur nationalsozialistischen Entnationalisierungspolitik in Slowenien 1941-1945, Maribor 1980, S. 124-126.

<sup>6</sup>In der genannten Aktennotiz heißt es dazu: "Die Bevölkerung wurde bei der rassistischen Wertung in 4 Gruppen aufgeteilt: Eine Gruppe I, in die vorwiegend nordische und fälische Sippen, eine Gruppe II, in die ausgeglichene Mischlings-Sippen, eine Gruppe III, in die unausgeglichene Sippen, und eine Gruppe IV, in die vorwiegend fremdblütige und sonst unerwünschte Sippen eingeordnet wurden." Vgl. Aktennotiz des Chefs des Rasse- und Siedlungshauptamtes SS, in: QUELLEN, S. 125.

<sup>7</sup>Ebd., S. 126.

deutschen Volkstums" stellte dann für die Gebiete Kärntens und Krains fest: "Rund 50% der Bevölkerung zeigt blaue Augen, und auch helles Haar ist sehr häufig. Beide Merkmale sind wohl vorwiegend auf nordische Rassenanteile zurückzuführen."<sup>8</sup> Ein nun eingerichteter Bürokratenstab koordinierte eine umfassende Umsiedlung slowenischer Familien ins Deutsche Reich oder in andere besetzte Gebiete beziehungsweise im Gegenzug die Neuansiedlung deutscher, vielmehr "arischer" Bevölkerungsgruppen in Slowenien.<sup>9</sup>

Auch Stefan Roman hatte sich vor seiner Verhaftung dieser menschenverachtenden Prozedur unterziehen müssen, ihr aber keine weitreichende Bedeutung zugemessen. Im Lager war er zwar über Monate von den politischen Entwicklungen in seinem Heimatland abgeschnitten, erfuhr jedoch im Oktober 1942 durch einen Brief seiner Familie, daß der Gau Krain, zu dem seine Heimatstadt Jesenice seit der deutschen Besetzung gehörte, ins Deutsche Reich eingegliedert werden solle<sup>10</sup> und eine Amnestie diejenigen begnadige, die an dem Aufstand im Dezember 1941 beteiligt waren. Stefan Roman konnte dieser Mitteilung nur wenig Glauben schenken. Aber selbst wenn sich diese Nachricht wider Erwarten als richtig erweisen sollte, war für ihn die entscheidende Frage: Wann? Werde ich das solange aushalten?

Im März 1943 wählte die SS Stefan Roman aufgrund seiner fachlichen Qualifikation als Schweißer für das Außenlager Salzgitter-Drütte aus.<sup>11</sup> Dieses Lager war im Oktober 1942 aufgrund des Arbeitskräftebedarfs der Hermann-Göring-Werke eingerichtet worden. Mehr als 2 500 Häftlinge mußten in der Rüstungsproduktion zur Herstellung von Granaten arbeiten, waren aber auch zu Aufräum- und Bauarbeiten auf dem Werksgelände eingesetzt. Stefan Roman war zunächst dem "Blockbrecherkommando" zugeteilt, einem Kommando, das Kalteisen zu bearbeiten hatte und von den Häftlingen ein hohes Maß an Präzision und Kraft forderte. In Folge eines Fluchtversuches zweier russischer Häftlinge, mit denen Stefan Roman gemeinsam an einer Maschine gearbeitet

---

<sup>8</sup>Bericht über die Ergebnisse der rassischen Bewertung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten Kärntens und Krains, o. Datum, in: QUELLEN, S. 348.

<sup>9</sup>Die systematische Erfassung der Bevölkerung im besetzten Slowenien diente als Grundlage sowohl für umfangreiche Umsiedlungen als auch für die Erstellung von Deportationslisten. Außerdem wurden diejenigen Kinder, die als "rassisch hochwertig" galten, ausgewählt und zwangsweise dem sogenannten "Lebensbornprogramm" zugeführt.

<sup>10</sup>Am 1. Oktober 1942 wurde den nach rassischen Gesichtspunkten als "Oberkrainern" anerkannten Slowenen die deutsche Staatsbürgerschaft auf Widerruf zuerkannt. Damit war die männliche Bevölkerung zum Militärdienst verpflichtet. Auch Verwandte von Herrn Roman wurden aufgrund dieser Zuerkennung 1942/43 zur deutschen Wehrmacht einberufen. Vgl. Proklamation des Chefs der Zivilverwaltung in den besetzten Gebieten Kärntens und Krains über die Aufnahme der Bewohner in den Kärntener Volksbund und Verleihung der Staatsangehörigkeit auf Widerruf, in: QUELLEN, S. 506.

<sup>11</sup>Vgl. WYSOCKI, Kriegsproduktion.

hatte, bestrafte die SS die Häftlinge dieses Kommandos mit Prügel.

*"Ich hatte mir geschworen, daß ich nicht schreien werde. Ich werde ihnen keine Freude machen. So war ich besser. Und es war so. Mich haben sie auch über den Stuhl gespannt. Ich habe nur feste Hände gehabt und die Zähne zusammengebissen, kein Wort gesagt. Nur die Schläge zählen: Schläge eins, zwei, drei, vier ... Vorher war alles laut und so, Schläge usw. Alle sind gleich ganz still geworden. Ich habe nur gehört: 'Du sollst besser schlagen. Fester arbeiten.' Ich war ganz zurück, ich wollte überhaupt kein Wort sagen. Aber die Tränen konnte ich nicht halten, das ist schwer. Das sind Schmerzen. Und dann höre ich den Lagerkommandanten von weit weg, den Lagerführer, den Arbeitskommandoführer, er war dabei, er hat gesagt: 'Hose ausziehen. Runterziehen.' Und da haben mir zwei Kapos die Hose runtergezogen und dann wieder weiter, wieder weiter. (...) Ich weiß nicht mehr, wie das war. Ich weiß nur, daß ein Kapo mich in den Waschraum gelegt hat, ich war ganz naß und ohne Hose. Und er hat mir gesagt: 'Du sollst aufstehen zum Mittagessen.' Dann noch vor dem Mittagessen mußten wir so einen Trauermarsch machen. Ich habe so gesagt, um die beiden Russen anzusehen. Die liegen da hinter einer Baracke, einem Block. Sie waren ganz blutig geschlagen. Von Hunden gebissen, wissen Sie was. Einer hat noch die Augen aufgemacht gehabt. Na, was soll ich... . Mir fiel das sowieso schwer. Ich konnte selbst kaum gehen, verstehen Sie?"*

Stefan Roman hatte Glück. Ein Kapo ermöglichte ihm eine erneute Aufnahme ins Revier und folglich war er in den nächsten Wochen von körperlicher Arbeit befreit. Von einer Heilung seiner Verletzungen konnte zwar nicht die Rede sein, aber der Revieraufenthalt verschaffte doch eine vorübergehende Schonung. Anschließend gelang es Stefan Roman einen Arbeitsplatz zu erhalten, der zu den begehrteren im Lager Drütte gehörte. Er wurde Kranfahrer. Im Dezember 1943, heute weiß Herr Roman, daß es genau am Nikolaustag war, geschah dann das für ihn Unfaßbare.

*"Abends wurde immer die Post verteilt, verstehen Sie? Nach dem Abendessen dann hat der Stubenälteste oder wer, der Stubendienst die Post verteilt oder Pakete oder so was. Oder wenn ein Befehl ausgegeben wurde und Strafen auch. Es wurden auch jeden Tag verschiedene Häftlinge geschlagen, so für ganz kleine Verbrechen. Kommst du gleich an die Reihe zum Schlagen. Na und, ich höre meine Nummer: '8906 kommt nach vorne.'- 'Häftling', nur '8906 kommt nach vorne.' Das heißt, daß du etwas hast. Und ich hörte auch meine Nummer und ging nach vorn. Ich komme dahin, er ruft noch einmal: '8906.' Ich habe gesagt: 'Ja, hier.' - 'Was?', er schaute meine Nummer an. 'Was bist du für ein Landsmann?' Ich habe gesagt: 'Jugoslawe.' 'Jugoslawe. Das stimmt nicht. Hier steht Oberkrainer.' oder was. Ich habe gesagt: 'Ja, das gibt es*

*auch.' 'Wie heißt du?' Ich habe es gesagt. 'Wo bist du geboren?' Ich habe gesagt: 'In Jesenice, usw.' 'Ja, dann bist du der Richtige.' Und er reichte mir so die Hand und hat gesagt: 'Du bist der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Du wirst entlassen.' Hören Sie mal zu. Was war das für eine, für eine... "*

### Ein langer Heimweg

Tatsächlich wurde Stefan Roman im Dezember 1943 zunächst vom Außenlager Drütte ins Stammlager Neuengamme transportiert und dort, gemeinsam mit einem slowenischen Freund, aus dem Konzentrationslager entlassen. Jedoch bedeutete dies für beide keinesfalls die sofortige Rückkehr in ihr Heimatland. Die SS überstellte Stefan Roman dem Arbeitsamt Bergedorf. Ihm wurde daraufhin ein Arbeitsplatz als Schweißer in einer nahegelegenen Firma zugewiesen. Stefan Roman kam als Zivilarbeiter in das Barackenlager Lohbrügge und erhielt die Auflage, sich nicht weiter als zehn Kilometer von diesem Lager zu entfernen. Seine Lebensbedingungen besserten sich, jedoch verschlimmerten sich die schmerzlichen Entzündungen an seinen Beinen.

*"Und ich hatte Angst zum Arzt zu gehen. Verstehen Sie? Ich habe so viel Angst im Lager gehabt, da hast du überall eine Gefahr gesehen. Aber dann konnte ich überhaupt nicht mehr gehen. Und dann ging ich eines Abends, das war kurz vor Silvester, Ende des Jahres, Silvester, ging ich zum Lagerkrankenwärter. Das war eine Stelle des Roten Kreuzes für uns. Da war ein Wärter. Ein alter Mann war da, ich ging dahin. 'Was willst du, Junge?', so freundlich hat er das zu mir gesagt, so freundlich. Und dann habe ich ihm meine Beine gezeigt: 'Ich habe Schwierigkeiten mit meinen Beinen.' Und dann hat er das gesehen: 'Was machst du denn? Bist du verrückt? Du kannst deine Beine verlieren. Du mußt gleich zum Arzt gehen. Warum bist du nicht früher gekommen?' Da habe ich zu ihm gesagt: 'Entschuldigung, ich bin aus dem KZ gekommen.'"*

Der Sanitäter sollte recht behalten. Stefan Roman wurde umgehend ins Bergedorfer Krankenhaus eingewiesen, wo die Ärzte lange Zeit eine Amputation beider Beine für notwendig erachteten. Aber der Patient konnte eine derartige Operation abwenden. Während der drei Monate seines Krankenhausaufenthaltes fand Stefan Roman näheren Kontakt zu einer deutschen Krankenschwester, die sich für sein Schicksal interessierte. Er erzählte ihr, warum er im KZ inhaftiert gewesen war und daß er so schnell wie möglich wieder nach Hause wolle. Seine gute Behandlung im Krankenhaus hat er wohl

vornehmlich ihrer Zuwendung zu verdanken.

*"Nächstes Mal ist sie wieder gekommen, wieder ein paar Worte und so. Und dann habe ich einmal gehört, daß sie Nachtdienst gehabt hat, als Dienstschwester in der Nacht, und dann habe ich mehr erzählt. Sie hat Zeit gehabt. Ich habe dann mehr erzählt, wie es war. Da habe ich gesagt: 'Das war unser freier Staat. Wir haben schön gelebt. Dann kam der Krieg, wir wurden okkupiert, Terror usw. Ich war ein Befreiungskämpfer gegen die Faschisten, Nazisten.' 'Ach so, so ist das. Ich habe mir gleich gedacht, daß du kein Krimineller bist, kein Dieb usw.' Das war komisch."*

In den letzten Kriegsmonaten wurden die Zivilarbeiter des Barackenlagers Lohbrügge mehr und mehr zum Bau von Panzerabwehrgräben herangezogen. Auch Stefan Roman sollte diesen Arbeitskommandos zugeteilt werden. Da das Kriegsende bereits absehbar war, entschloß er sich, sein Leben nicht noch in den letzten Kriegswochen für die deutsche Seite aufs Spiel zu setzen. Anfang April 1945 floh Stefan Roman aus Hamburg, in der Hoffnung, sich per Zug bis nach Slowenien, das immer noch von den Deutschen besetzt war, durchschlagen zu können. Ein waghalsiges Unternehmen, verfügte er doch weder über eine Fahrerlaubnis oder Ausweispapiere noch über Lebensmittelkarten. Aber die Wirren der letzten Kriegswochen ermöglichten es tatsächlich, daß er nach einer Woche Jesenice, von den Deutschen in Asslingen umbenannt, erreichte.

*"So bin ich nach Hause gekommen. Das war der 17. April. Das habe ich mir gemerkt. Da kam ich hier nach Jesenice. Es war ein schlechter Tag, viel Regen und gar nicht so freundlich, so daß ich etwas überrascht war. Wir waren noch unter deutscher Verwaltung. Soldaten usw. (...) Bestimmt. Meine Mutter war froh. Alle Brüder waren..., die Brüder waren Partisanen. Meine Schwester war Zuhause. (...) Aber ich bin nach Hause gekommen, viele sind an der deutschen Front gefallen, viele sind im Lager gestorben. Viele sind als Partisanen gefallen. Überall. Nach allem, was ich durchgemacht habe, mußte ich immer zufrieden sein. Durchgekommen. Das war alles. Ende des Krieges. Dann mußte ich aber in unserer - haha - freundlichen Armee noch drei Jahre Soldat sein."*

Es sind nicht nur Gefühle der Freude, die Herrn Roman bewegen, wenn er an die Zeit seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager und seine Rückkehr nach Slowenien zurückdenkt. Die Ambivalenz seiner Emotionen stand auch während des Interviews zunächst unausgesprochen, aber greifbar im Raum. Erst als Herr Roman über sein Leben nach dem Krieg in Jugoslawien berichtete, gewann dieses atmosphärische



"Knistern" Konturen. Herr Roman hat nach Kriegsende wenig Anerkennung als NS-Verfolgter erfahren. Ganz im Gegenteil. Nicht sie, die aus den Konzentrationslagern wiederkehrten, waren die "Helden" des jungen, kommunistischen Jugoslawiens, sondern die Partisanen, die den Untergrundkampf gegen die Besatzungsmächte überlebt hatten. Den Heimkehrenden aus Deutschland begegnete man mit Mißtrauen, wenn nicht sogar mit offenen Vorwürfen. Herr Roman arbeitete nach dem Krieg in dem gleichen Eisenstahlwerk, in dem er auch vor seiner Haftung als Schweißer beschäftigt war. Trotz seiner Parteimitgliedschaft und seinem Engagement für den Staat wurden ihm soziale Aufstiegsmöglichkeiten verwehrt. Ausdruck für die ausgebliebene Anerkennung als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung im eigenen Land ist für Herrn Roman aber vornehmlich die Tatsache, daß er 1945 sofort zu einem dreijährigen Militärdienst herangezogen wurde. Den ehemaligen Partisanen war diese Pflicht erlassen worden.

*"Ich war so schockiert, das kann ich Ihnen sagen. Ich wollte schon aus unserer Armee desertieren. Ich war unten an der Grenze. Wir, unsere Brigade hat die Grenze bewacht. Und ich war an der Grenze bei Triest. (...) Ich war schon einmal so mit meinen Nerven runter, daß ich schon desertieren wollte. Ich war schon ganz fertig, um über die Grenze zu gehen, mit der Mütze, mit den Waffen und mit allem. Und dann habe ich gesagt: 'Was soll ich jetzt tun? Wieso soll ich jetzt mit den Faschisten gehen?' Aus Jugoslawien sind nur Tschetniken und Ustachen<sup>12</sup> weggelaufen usw. Welche sich die Hände blutig gemacht haben. Welche haben sie ..., also ... . Ich habe gesagt: 'Was soll ich jetzt tun? Nach Italien, Flüchtling sein? Wo ich wieder nur eine Nummer werde?' Da habe ich gesagt: 'Nein... .' "*

---

<sup>12</sup>Die Ustascha war eine in Kroatien gegründete faschistische Bewegung, die eine Unabhängigkeit Kroatiens anstrebte, sich ab 1941 dann mit Deutschland und Italien verbündete. Die Tschetniks waren eine den Widerstand gegen die Deutschen tragende Organisation, die sich der Rückkehr des Königs und dem Wiederaufbau der Monarchie verpflichtet fühlten.

## Willem Schreuder: "Ja, was muß ich dazu sagen?"

### Putten – Lübecker Bucht

Putten ist ein kleines, beschauliches Städtchen. Es liegt circa 80 Kilometer westlich von Amsterdam und seine Einwohner leben bis heute überwiegend von der Landwirtschaft. Nichts scheint sich hier seit Jahrhunderten verändert zu haben, nichts scheint den Ort von anderen Dörfern des Umlandes zu unterscheiden. Gleichwohl ist Putten jedem Niederländer bekannt, steht der Name doch – wie der des Dorfes Lidicé in der Tschechoslowakei – für eine Vergeltungsmaßnahme der Nationalsozialisten nach einem Anschlag auf deutsche Militärs. Die Ereignisse sind schnell geschildert<sup>1</sup>: In der Nacht zum 1. Oktober 1944 verübte eine niederländische Widerstandsgruppe in der Umgebung von Putten ein Attentat auf ein Wehrmachtsfahrzeug, bei dem ein deutscher Offizier erschossen, ein weiterer verletzt wurden. Der Wehrmachtsbefehlshaber in den besetzten Niederlanden, General Christiansen, befahl daraufhin, das Dorf Putten niederzubrennen und die männlichen Einwohner zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich zu deportieren. Der Befehl wurde umgehend ausgeführt: Am Abend des 2. Oktober stand Putten in Brand, 589 Männer wurden in das KZ-Neuengamme verschleppt. Nur 49 von ihnen überlebten das Konzentrationslager.<sup>2</sup>

Sieben Monate nach den Ereignissen in Putten war die militärische Niederlage des Deutschen Reiches besiegelt. Kam diese für die Mehrheit der deutschen Bevölkerung einem Zusammenbruch gleich, bedeutete sie für die Insassen der Konzentrationslager Rettung aus ihrer verzweifelten Lage. Die sehnlich erwarteten Befreier brachten die Gefangenen des Konzentrationslagers Neuengamme jedoch in eine erneut bedrohliche Lage:

Die SS ließ Ende April 1945 das Lager Neuengamme räumen; die circa 10 000 Lagerinsassen wurden in Güterzügen nach Neustadt gebracht und dort auf das renommierte Passagierschiff "Cap Arcona" und die Frachtschiffe, "Thielbek" und "Athen"<sup>3</sup>, die bereits zu Beginn der vierziger Jahre von der Kriegsmarine requiriert worden waren, ver-

<sup>1</sup>Vgl. GEMEENTE Putten (Hg.), "Als daar met moord en brand ...". Een beschrijving van de gebeurtenissen in Putten op 1 en 2 Oktober 1944, Putten o.J.; Tj. WOUTERS (Hg.), Het drama van Putten. Terreur over een nederlands dorp – October 1944, Laren 1949.

<sup>2</sup>WOUTERS, drama, S. 334.

<sup>3</sup>Ein viertes Schiff, die "Deutschland", sollte ebenfalls Häftlinge aufnehmen, wozu es jedoch aufgrund der Ereignisse des 3. Mai 1945 nicht mehr kam.

laden.<sup>4</sup> Am 3. Mai griffen britische Jagdflugzeuge die in der Bucht vor Anker liegenden Schiffe "Thielbek" und "Cap Arcona" sowie die im Neustädter Hafen liegende "Athen" an und bombardierten sie – offensichtlich in der Annahme, es handele sich um Kriegsschiffe mit deutscher Besatzung. Während die "Athen" nur leicht getroffen wurde und weitgehend unversehrt blieb, so daß die circa 2 000 im Schiffsrumpf untergebrachten Häftlinge überlebten, gerieten die sich in der Lübecker Bucht befindenden Schiffe "Cap Arcona" und "Thielbek" in Brand. Nur wenige hundert Häftlinge konnten sich von den kenternenden Schiffen retten.

Die beiden, hier nur kurz benannten, Ereignisse, die sich in Putten und in der Lübecker Bucht zutrugen, verweisen auf zwei tragische Momente, an denen die Geschichte des Nationalsozialismus reich ist: Menschen, die sich zunächst in keiner Weise in das politische Geschehen involviert sahen, werden aus ihrem vertrauten Lebenszusammenhang gerissen und in ein Konzentrationslager verschleppt; Häftlinge, die Monate und Jahre der Lagerhaft überlebten, verlieren durch die Bomben derjenigen ihr Leben, die die Herrschaft des Nationalsozialismus in Europa brachen, der Verfolgung ein Ende bereiteten und die Gefangenen befreiten. Die Wahrscheinlichkeit, die Vergeltungsaktion der deutschen Militärs in Putten sowie die Bombardierung der Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht zu überleben, war äußerst gering.

Willem Schreuder ist einer der wenigen Menschen, die beide Katastrophen überlebt haben. Ich besuchte ihn im November 1991 in seinem Heimatdorf Putten, das er nach dem Zweiten Weltkrieg nie mehr länger als für einige Tage verlassen hat, um mit ihm im Rahmen des Projektes ein lebensgeschichtliches Interview zu führen.<sup>5</sup> Das, was er mir über die Vergangenheit erzählte, kreiste um die beiden oben beschriebenen Ereignisse, waren sie es doch, die eine Zeitphase begrenzten, die sein Leben aus den scheinbar vorherbestimmten Bahnen warfen.

Auf die Bitte, seinen Lebensweg von Kindheit an zu schildern, antwortete Willem Schreuder mit einer Assoziationskette, die seine Verwurzelung mit der Heimat widerspiegelt, und damit auch zeigt, was es für ihn bedeutete, aus dieser gewaltsam und

---

<sup>4</sup>Die Ereignisse in der Lübecker Bucht sind noch immer nicht hinreichend erforscht. Vgl. die auf der Grundlage von Augenzeugenberichten erstellte Arbeit eines Überlebenden: GOGUL, Cap Arcona; mehr eine Schiffsgeschichte denn eine historische Analyse der Ereignisse auch Heinz SCHÖN, Die Cap Arcona-Katastrophe. Eine Dokumentation nach Augenzeugen-Berichten, Stuttgart 1989; wissenschaftlichen Ansprüchen schon eher gerecht wird Wilhelm LANGE, Cap Arcona. Das tragische Ende der KZ-Häftlings-Flotte am 3. Mai 1945, Neustadt 1988.

<sup>5</sup>Das Interview mit Willem Schreuder, an dem sich auch Frau Schreuder intensiv beteiligte, fand am 14.11.1991 in Putten statt. Martin Randt übersetzte.

unerwartet herausgerissen zu werden.

*"Ich bin hier nebenan geboren, hier, das ist das Haus meiner Eltern [zeigt auf ein gegenüberliegendes Haus]. Hier [in diesem Haus] wohne ich jetzt schon fast 40 Jahre. Damals wohnte ich dort drüben. Da haben sie meinen Vater, zwei Brüder und mich aufgegriffen. Das Viertel hier war am schwersten betroffen [zeigt zu anderen Häusern]. Da [haben sie] zwei, dort den Bauern und den Knecht, da noch einen Bauern, da zwei, da einen, dahinter einen [aufgegriffen ...]."*

Wenige Fragen und Assoziationen später war Willem Schreuder in Gedanken bereits im Mai 1945 und den Ereignissen in der Lübecker Bucht angekommen.

*"Erst waren wir auf einem Schiff, den Namen weiß ich nicht mehr genau. Die 'Deutschland' oder die 'Cap Arcona' war das. Mit dem kleinen Schiff gingen wir an Land, und da war ein Marinelager in Neustadt und die polnischen Juden mußten auch noch darauf. Und in dieser Zeit wurden wir befreit und die Schiffe wurden bombardiert. Und der Dolmetscher [ein Mithäftling], der ist an Land geschwommen, der kam aus Vinkenveen. Ich habe nachher noch Briefe von ihm gekriegt, und er schrieb, daß von den 8 000 ungefähr 600 überlebt haben."*

Die beiden Ereignisse, die Deportation aus Putten sowie die Bombardierung der Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht, hatten und haben in Willem Schreuders Leben zentrale Bedeutung. Sie waren es daher, die er an den Beginn seiner Lebenserinnerungen stellte und erst nachdem er sie geschildert hatte, konnte die gemeinsame Anstrengung unternommen werden, seine Lebensgeschichte zu rekonstruieren.

### Putten

Willem Schreuder wuchs, als zweiter von drei Brüdern, in Putten auf und folgte nach dem Ende seiner Schulzeit der Tradition seiner Familie. Bereits in jungen Jahren begann er, wie er am Ende des Interviews erzählte, in einer Fabrik zu arbeiten:

*"Ich war 14, als ich begann zu arbeiten. 14 Jahre habe ich in einer Holzfabrik gearbeitet und 1 1/2 Jahre bei der Eisenbahn, fünf Jahre Kabel verlegen. Als ich aufgegriffen wurde, war ich 20"*

*Jahre alt und mit 54 konnte ich nicht mehr, damals kam der Rückschlag."*<sup>6</sup>

Der Alltag der Familie Schreuder änderte sich durch den Überfall des Deutschen Reiches auf die Niederlande<sup>7</sup> im Mai 1940 nur geringfügig, das politische Geschehen, die Kriegsschauplätze in Europa schienen in Putten, zumindest im näheren Umfeld von Willem Schreuder, kaum eine Bedeutung erlangt zu haben. Der Gedanke an ein Vorgehen gegen die deutschen Besatzer<sup>8</sup>, der anderen jungen Niederländern nahe lag, kam bei ihm nicht auf, im Gegenteil. Auf die Frage, ob er selbst, bevor er gefangengenommen wurde, politisch gearbeitet und sich im Widerstand betätigt habe, gab Willem Schreuder zur Antwort:

*"Niemals, niemals, niemals. Politik ist das Gemeinste, was es gibt. Das sehen wir jetzt auch wieder, das konnte man gestern im Fernsehen sehen. (...) Der eine Minister, De Kosta. Der Anschlag. [Einen Tag vorher war ein Bombenanschlag auf Kosto, den niederländischen Staatssekretär für Ausländerfragen, verübt worden]. Die Holländer, die sind auch nicht nur brave Leute, nicht wahr?"*

Gleichwohl wurde die Familie Schreuder auch ohne ihr Zutun in das politische Geschehen involviert. In den ersten Oktobertagen wurde – wie oben beschrieben – Putten zum Schauplatz einer Vergeltungsaktion für das von einer niederländischen Widerstandsgruppe verübte Attentat auf ein Wehrmachtssfahrzeug. Willem Schreuder hat sich ein eigenes Urteil über die damaligen Vorgänge, die auch sein Leben so einschneidend veränderten, gebildet.

*"Die Deutschen haben sich gerächt damals mit dem Überfall. Persönlich finde ich es [das Attentat] einen feigen Überfall. Was bringt das, zwei Personen? (...) Da drüben ist die Autobahn und daneben ist die Kreuzung und ich fand das sehr feige. Da drüben wohnt ein Bauer und da haben sie das Auto vom Heuhaufen aus beschossen und dann weg. Die echten Täter sind niemals aufgetaucht. (...) Wenn der wirkliche Täter sich gemeldet hätte, dann glaube ich nicht, daß das [die Vergeltungsmaßnahme] geschehen wäre. Meiner Meinung nach. Auf dem Markt mußten wir alle antreten und jeder, der etwas wußte, mußte vortreten. Das mußttest du*

<sup>6</sup>Willem Schreuder wurde 1924 geboren. Er ist seit 1978 aufgrund der Folgen seiner Inhaftierung Rentner.

<sup>7</sup>Vgl. Frederic S. PEARSON, *The weak state in international crisis. The case of the Netherlands in the german invasion crisis of 1939–40*, Washington 1981.

<sup>8</sup>Vgl. Gerhard HIRSCHFELD, *Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940–1945*, Stuttgart 1984.

*dir auch zutrauen ... Auch der Fahrradhändler, der hat gesagt, daß er Schüsse gehört hat und den haben sie freigelassen."*

Auch wenn Willem Schreuder implizit diejenigen für die Vergeltungsaktion der Deutschen, und das heißt letztendlich, für seine Haftzeit im Konzentrationslager, verantwortlich macht, die den Anschlag verübten, so ist er doch gleichzeitig auch solidarisch mit ihnen. Zumindest zögerte er noch heute, fast fünf Jahrzehnte nach den Ereignissen, ihre Identität preiszugeben. Auf die Fragen, ob ihm die Attentäter bekannt und ob sie Bewohner des Dorfes Putten gewesen seien, antwortete Willem Schreuder:

*"Ja, Piet Oosterbroek, ... aber – Und da waren auch zwei – und gleich daneben wohnt ein Neffe von mir und der hört die Schüsse, es war tagheller Mond an diesem Abend und sofort danach sieht er sie durch den Garten kommen, und da waren es zwei aus dem Dorf. Ein Seekontrolleur, der war damals kein Puttener und der andere wohnte hier um die Ecke. Aber die Frau lebt noch, also kann ich da nicht drüber reden."*

Einen Tag nach dem Attentat wurde die vom Wehrmachtsbefehlshaber in den Niederlanden, General Christiansen, angeordnete Vergeltungsmaßnahme durchgeführt. Die deutschen Soldaten ließen den Frauen des Dorfes vier Stunden Zeit, ihre Habe zusammenzupacken und Putten zu verlassen, bevor sie die Anwesen anzündeten und 661 Männer des Dorfes in das "Polizeiliche Durchgangslager Amersfoort"<sup>9</sup> verschleppten. 59 Puttener, darunter auch Willem Schreuders Vater, wurden hier wieder freigelassen. Weiteren 13 Männern gelang es, während des Transport Mitte Oktober 1944, der die Gefangenen in das Konzentrationslager Neuengamme brachte, zu fliehen. Auch dies, die Umstände der Deportation, ist Willem Schreuder präzise in Erinnerung geblieben.

*"Ja, und da saßen wir mit 13 Mann in einem Abteil und der Deutsche hatte sein Gewehr abgestellt und schlief. Ja, die Tür stand offen und in der ersten Nacht sind noch verschiedene Leute rausgesprungen und der Zug fuhr ganz langsam. Das tat der Lokomotivführer mit Absicht. Alle, die rausgesprungen sind, haben überlebt. In der zweiten Nacht waren die Türen geschlossen! (...) Sonntag Abend sind wir losgefahren mit dem Zug und es gab nichts zu essen und da hat der deutsche Soldat das, was er von seiner Ration übrig hatte, mit uns, 13 Leute, geteilt."*

---

<sup>9</sup>Vgl. Armando Hans VERHAGEN, Maud KEUS, *Geschiedenis van een Plek. Concentratiekamp Amersfoort*, Amsterdam 1980.

## KZ-Neuengamme

Der Transport erreichte am 14. Oktober 1944 das Konzentrationslager Neuengamme. Den größten Teil ihrer Haftzeit verbrachten die Gefangenen aus Putten in Außenlagern des KZ-Neuengamme, in denen sie zur Zwangsarbeit in militärisch als bedeutsam erachteten Bereichen herangezogen wurden. Willem Schreuder war zunächst im Außenlager Husum-Schwesing<sup>10</sup> inhaftiert, dann in Ladelund<sup>11</sup> und schließlich in Meppen.<sup>12</sup> Die einzelnen Kommandos und die jeweiligen Arbeitsbedingungen waren einander sehr ähnlich, zwang die SS die KZ-Häftlinge doch in allen drei Lagern, Panzerabwehrgräben, die die vermeintlich<sup>13</sup> oder tatsächlich näherrückenden Verbände der Alliierten aufhalten sollten, auszuheben. Die Gleichartigkeit der Lebens- und Arbeitsbedingungen in den drei genannten Außenlagern machte eine präzise geographische Zuordnung einzelner Ereignisse, die Willem Schreuder im Gedächtnis geblieben waren, nicht immer möglich.

Relevanter als die generelle Schwierigkeit in einem Erinnerungsinterview, einzelne Ereignisse oder Lebensumstände trotz der Ähnlichkeit der Lebens- und Arbeitsbedingungen im Lager geographisch exakt einzuordnen, war jedoch, daß Willem Schreuders Erinnerung, die die Umstände der Deportation sehr präzise bewahrt hatte, an die folgende Phase, an die Haftzeit im Konzentrationslager, nunmehr eigenen Kategorien und Gesetzen folgte. Sie widersetzte sich dem in lebensgeschichtlichen Erzählungen meist üblichen Bemühen um Chronologie und Stringenz.<sup>14</sup> Statt an einer strukturierten Beschreibung, die sich in der zeitlichen Abfolge der Haftzeit an einzelnen Außenlagern oder Arbeitskommandos orientiert, festzuhalten, erzählte Willem Schreuder assoziierend einzelne Episoden aus der Vergangenheit, die sein Gedächtnis

---

<sup>10</sup>Vgl. BÄSTLEIN, Husum Schwesing.

<sup>11</sup>Vgl. KIRCHENGEMEINDE, Ladelund.

<sup>12</sup>In Meppen bestanden von November 1944 bis März 1945 zwei Außenlager des KZ-Neuengamme: eines in Meppen-Dalum und eines in Meppen-Versen. Die ca. 800 bzw. 1 700 männlichen Häftlinge mußten für die Firma Hochtief Panzergräben bauen. Willem Schreuder selbst ist unklar, in welchem der beiden Lager er inhaftiert war. Die historische Forschung behauptet, daß die Häftlinge aus Putten in Meppen-Versen Zwangsarbeit leisten mußten. Vgl. WOUTERS, drama, Karte S. 80b.

<sup>13</sup>Seit Sommer 1944 existierten bei der Wehrmachtsleitung Pläne zur Sicherung der nördlichen Grenzen des Deutschen Reiches. Zwei Befestigungsanlagen sollten die befürchtete alliierte Invasion aus dem Norden aufhalten. Vgl. BÄSTLEIN, Husum Schwesing, S. 30-34; KIRCHENGEMEINDE, Ladelund, S. 13 u. 24f.

<sup>14</sup>Vgl. die Kapitel "Mündlich erfragte Geschichte" bzw. "Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden".

bewahrt hatte, vielleicht weil sie sich von den üblichen Abläufen des Zwangsarbeitstages unterschieden. Nicht immer gelang es, die einzelnen Geschichten zeitlich oder geographisch im Gesamtzusammenhang der Lebensphase seiner KZ-Gefangenschaft einzuordnen beziehungsweise ihre innere Logik nachzuvollziehen. Willem Schreuder schien dies offensichtlich weitaus weniger Probleme zu bereiten als mir.

Ein für die Interviewsituation charakteristisches Beispiel sei an dieser Stelle zitiert. Willem Schreuder antwortete auf meine Frage, ob die Häftlinge auf dem Weg zur Arbeitsstelle auch Zivilisten gesehen hätten, folgendes:

*"Fast nie. Wir kamen abends von der Arbeit und es gibt Menschen, die geben niemals auf und da war ein Holländer, der sang: 'Wir wollen Holland behalten' und das 'Wilhelmus'. Das war in einem Dorf bei Flensburg. Und da waren deutsche Soldaten, die wurden böse, aber die normalen Bewacher, die normalen Soldaten riefen die Holländer nach vorne, die mußten alle singen."*

(...)

*Karin Orth: "Aber sie durften nicht das gleiche Lied weitersingen?" –*

*Willem Schreuder: "Doch, aber die deutschen Soldaten waren böse. Die Niederlande, Holland, war angeschlossen beim Roten Kreuz, das war international. Weißt Du, wann wir Pakete bekamen? Eine Woche vor der Befreiung. Das wurde uns alles geklaut von den Russen. Die dänischen Häftlinge, die hatten gute Kleider, und die Wagen des Roten Kreuzes fuhren da jeden Tag ins Lager, aus Dänemark. Aber wir bekamen sie nicht."*

Das Zusammenleben der KZ-Gefangenen, das vielfach durch die, von der SS intendierten, Konflikte der Häftlinge untereinander geprägt war, wurde in Erzählzusammenhängen wie der eben zitierten Passage von Willem Schreuder eindrücklich thematisiert, entsprach diese Erzählweise doch seiner, ganz eigenen Art und Weise, die Vergangenheit zu schildern. Meine Frage nach dem Verhältnis der einzelnen nationalen Gruppen der KZ-Gefangenen untereinander mutete im Vergleich dazu, eben weil sie sich seinem Erzählstil nicht einfügte, seltsam abstrakt an und stieß berechtigterweise auf Willem Schreuders Unverständnis. Seine Irritation, die die beiden unterschiedlichen Ebenen der verbalen Kommunikation offenbarte, äußerte sich in einer Gegenfrage: *"Ja, was muß ich dazu sagen?"*

### Lübecker Bucht – Putten

Die näherrückende Front veranlaßte die SS in den letzten Kriegsmonaten, die Häftlinge



der Konzentrationslager zu "evakuieren". Auch die nahe der niederländischen Grenze bestehenden Außenlager des KZ-Neuengamme, Meppen-Dalum und Meppen-Versen, wurden in den letzten Märztagen des Jahres 1945 geräumt. Die SS-Bewacher brachten einige Lagerinsassen, unter denen sich auch Willem Schreuder befand, über Bremen-Farge, wo ein weiteres Außenlager des KZ-Neuengamme bestand<sup>15</sup>, zurück ins Hauptlager Neuengamme, andere Häftlinge der Kommandos in Meppen wurden in das Lager Sandbostel<sup>16</sup> transportiert.

Die Räumung des Hauptlagers Neuengamme führte zu der oben beschriebenen Katastrophe in der Lübecker Bucht, bei der circa 7 000 Menschen ums Leben kamen. Willem Schreuder befand sich während der Bombardierung der Schiffe am 3. Mai 1945, so läßt sich aus seinen Schilderungen schließen, auf der "Athen", dem Schiff, das im Neustädter Hafen lag und nahezu unversehrt blieb. Wenige Stunden nach der Bombardierung der Schiffe wurden die Häftlinge, die im Schiffsrumpf der "Athen" eingesperrt waren, von der englischen Armee befreit und anschließend in verschiedenen Lazaretten der näheren und weiteren Umgebung medizinisch versorgt. Im Sommer 1945 konnte Willem Schreuder den Rückweg nach Putten antreten, doch auch dieser barg eine Reihe von Komplikationen:

*"Dann stiegen wir auf drei LKW's der Kanadier in Tilburg. In Tilburg vom Zug holten sie uns ab, als ob wir noch unter schwerer Bewachung standen, echt wahr. Sonntag Morgen um 10 Uhr 30 fuhren die Wagen ab in Tilburg, von Tilburg nach 's Hertogenbosch, Nijmegen, Deventer, Zwolle, von Zwolle nach Apeldoorn und es war kalt! Und du warst so mager, daß du fast nicht mehr sitzen konntest. Und von Zwolle zurück nach Apeldoorn. Aber da war es Abend und sie haben uns auf dem Marktplatz abgesetzt. Das war das Rote Kreuz. Und wir mußten selber sehen, wie wir nach Hause kamen."*

Die wenigen Männer aus Putten, die die Haftzeit im Konzentrationslager Neuengamme überlebt hatten und in ihr Heimatdorf zurückkehrten, litten jedoch nicht nur unter der mangelnden Unterstützung seitens des niederländischen Roten Kreuzes beziehungsweise der niederländischen Regierung<sup>17</sup>, sondern auch unter dem Verhalten der Dorfbevölkerung. Sie mußten mit deren mehr oder minder offen ausgesprochenen Vor-

---

<sup>15</sup>Vgl. JOHR, Bunker.

<sup>16</sup>Vgl. BORGSEN, Stalag , S. 172-188.

<sup>17</sup>Willem Schreuder berichtete, daß er nach seiner Rückkehr nach Putten keinerlei materielle Unterstützung seitens des niederländischen Staates erhalten habe. Erst seit Anfang der 80er Jahre bekämen sie – so Frau Schreuder – eine monatliche Rente.

würfen leben, mit den Deutschen kollaboriert zu haben. Direkt oder indirekt äußerten die Dorfbewohner die Vermutung, daß die Zurückgekehrten sich im Konzentrationslager zu Handlangern der SS haben degradieren lassen.

*"Da sagten die Menschen, daß der Mann [der erste nach Putten heimgekehrte KZ-Häftling] wohl ein Kapo gewesen war in Deutschland. Ja, wirklich wahr. Sie konnten es nicht glauben. Mein Vater hatte nach Kriegsende so ein Bajonett von einem deutschen Soldaten. Er dachte [über diesen Mann]: 'Wenn sich herausstellt, daß du wirklich einen von unseren Jungen geschlagen hast, dann ersteche ich dich auf der Stelle.'"<sup>18</sup>*

Willem Schreuder hat in den vergangenen Jahrzehnten bei anderen Menschen nur höchst selten Verständnis für seine Erfahrungen und seine Lebensgeschichte gefunden; sein Urteil über die Mitmenschen steht deshalb fest: *"Der Mensch"*, sagte er in der Rückschau auf das, was ihm angetan wurde, *"ist häßlich."*

### Putten

Die Ereignisse, die sich im Oktober 1944 in Putten zutrugen, rissen Willem Schreuder unerwartet und grundlos aus einem vertrauten und bis dahin durch nichts in Frage gestellten Lebenszusammenhang. Die sich anschließende Haftzeit im KZ-Neuengamme endete mit der Bombardierung der Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht durch diejenigen, die militärisch das Ende der Herrschaft des Nationalsozialismus erzwangen, genauso tragisch und lebensbedrohlich wie sie begann. Die Unbegreiflichkeit dessen, was Willem Schreuder vor nahezu fünf Jahrzehnten widerfuhr, ist bis heute geblieben und sie spiegelte sich auch in dem Gespräch wider, das Willem Schreuder und ich im November 1991 führten. Nur mühsam ließ sich während des Interviews das rekonstruieren, was in anderen lebensgeschichtlichen Erzählungen – eben weil die meisten Gesprächspartner selbst großen Wert darauf legten – zum Ausdruck kam: die Chronologie des Lebensweges, der auf leidvolle Weise mit der Geschichte des nationalsozialistischen Deutschen Reiches verknüpft war.

Willem Schreuder jedoch ist kein Mensch, der Reflexion und theoretischer Analyse bedarf, um von der Vergangenheit zu sprechen; er machte durch seine ganz persönliche

---

<sup>18</sup>Willem Schreuder erzählte nicht, ob sein Vater auch ihm selbst vorwarf, mit der SS kollaboriert zu haben.

Art des Erzählens deutlich, daß sich die Erfahrungen der Gefangenschaft im Konzentrationslager Kategorien wie Chronologie und Stringenz entziehen. Und Willem Schreuder tut gut daran, die Zuhörenden zu verwirren. Ist es nicht vielmehr absurd zu erwarten, die Realität der Konzentrationslagerhaft, die sich in ihrer Pathologie der menschlichen Vorstellungskraft entzieht, könne "logisch" oder "stringent" geschildert werden?

Jegliche "Ordnungs"-Kriterien erweisen sich letztendlich als inadäquat, die Erfahrungen der im Lagerkosmos Gefangenen zu erfassen. Das Festhalten an den Ordnungsmaßstäben zeigt vielmehr die Hilflosigkeit des Erzählers und in erster Linie des Zuhörers, dem Thema Konzentrationslagerhaft zu begegnen. Es ist der Versuch, das sinnlose Grauen zumindest für die eigene Gedankenwelt ordnen und kategorisieren zu wollen; die Barbarei des Lagers in ihrer Sinnlosigkeit ist mit Hilfe der Kategorien wieder gebannt. Scheinbar.

Willem Schreuders Lebensbericht folgte eigenen, nicht immer durchschaubaren Regeln und Gesetzen. Der Wissenschaft bleibt das klägliche und hilflose Bemühen, seine Schilderung gleichwohl in eine konsistente Form zu zwingen.

## Robert Wolter: "Da war ich auch dabei."

### "Sie sind doch Deutscher?"

Es läßt sich darüber streiten, wie stark die nationale Zugehörigkeit den einzelnen Menschen in seinem Denken und Handeln beeinflusst, wie wichtig sie für seine Identität ist. Angesichts der im 20. Jahrhundert erfolgten, und bis heute anhaltenden Umbrüche in Europa erscheinen landläufige Zuordnungen als relative Größen. Zumindest ist die Beantwortung der Frage nach ethnischer Zugehörigkeit nicht immer leicht zu beantworten, impliziert sie doch die Überlegung, was es denn ausmacht, daß sich jemand als Pole, als Russe oder als Deutscher fühlt.

Eine Stadt, die in einem heftig umstrittenen Grenzgebiet liegt, hat im Laufe dieses Jahrhunderts sicher schon zu verschiedenen Hoheitsgebieten gehört. Cernovcy<sup>1</sup> ist ein solcher Ort. Nach den jüngsten politischen Entwicklungen gehört die über 200 000 Einwohner zählende Stadt zum ukrainischen Staatsgebiet. Das war nicht immer so. Als Robert Wolter 1914 im damaligen Tschernowitz geboren wurde, war die wirtschaftliche und kulturelle Metropole der Bukowina österreichisches Kronland. Die Eltern Wolter waren österreichische Staatsbürger, ebenso wie der sechs Jahre ältere Bruder.

Mit dem Ersten Weltkrieg begann auch in diesem östlichsten Zipfel des österreichischen Imperiums ein weitreichender Umbruch, Tschernowitz mußte im Vertrag von Sant Germain 1919 an Rumänien abgetreten werden. An diese politischen Ereignisse hat Herr Wolter<sup>2</sup> keine eigenen Erinnerungen mehr, sie waren aber für seinen weiteren Lebensweg von entscheidender Bedeutung. Sein Vater, der Familientradition folgend Offizier der österreichischen Kavallerie, verließ 1920 aufgrund der veränderten politischen Verhältnisse in der Bukowina das Land. Die Gelegenheit, im neu gegründeten Polen eine Sektfabrik vom Schwager zu übernehmen, bot Anlaß genug, einem Land, welches dem Vater politisch nicht mehr zusagte, den Rücken zu kehren. Robert Wolter wuchs daher seit seinem sechsten Lebensjahr in Polen auf, in einem neuen Staat, der auch in den zwanziger und dreißiger Jahren durch politische und wirtschaftliche Instabilität gekennzeichnet war.<sup>3</sup> Bis heute fühlt sich Herr Wolter als Pole, weil er dort aufgewachsen ist, sagt er, und weil sein Charakter dort geprägt wurde.

<sup>2</sup>Das Interview mit Robert Wolter fand am 18. Januar 1992 in Ebreichsdorf/Österreich statt.

<sup>3</sup>Vgl. HOENSCH, Geschichte Polens, S. 250ff.

*"Ich war eine Zeitlang in Warschau und dann hat es geheißen, die Deutschstämmigen sollen sich registrieren lassen. Da bin ich von Warschau weg und bin nach Krakau. Dort habe ich dann eine Zeitlang gelebt. Dann sind sie aber auch daraufgekommen, der Name usw. Und ich habe zwei Vorladungen auf die Gestapo gehabt. Und ich habe irgendwie, muß ich sagen, Glück gehabt, weil ich an einen - ich weiß nicht mehr heute, wie er hieß, dieser Gestapooffizier in Krakau -, wie er gesagt hat: 'Sie sind doch Deutscher?' - sag' ich: 'Wenn schon, bin ich gebürtiger Österreicher.' - 'Österreich existiert nicht.' - 'Ja, für Sie.' - Sagt er: 'Na gut. Aber es ist heute Deutschland. Warum wollen Sie nicht Volksdeutscher werden?' - sage ich: 'Vor allem einmal nicht deswegen, weil wenn ich richtig informiert bin, halten Sie auch nicht viel von den Volksdeutschen.' Da hat er geschmunzelt. 'Und dann', sage ich ihm, 'Sie sind doch Offizier?' Sagt er: 'Ja, selbstverständlich.' - 'Würden Sie je den Eid, den Sie auf Ihre Fahne gelegt haben, brechen?' - Sagt er: 'Nie.' - 'Warum verlangen Sie das von mir?' Daraufhin war er still, ... ."*

Daß Robert Wolter einen anderen Eid auf eine andere Fahne abgelegt hatte als dieser Gestapooffizier, hängt sicherlich mit seiner gesellschaftlichen Verwurzelung in Polen zusammen. 1942, zu dieser Zeit fand dieses Gespräch statt und es sollte nicht der letzte Kontakt mit der Gestapo bleiben, lebte Herr Wolter bereits mehr als zwanzig Jahre in Polen. Er war dort verheiratet, sozial und kulturell mit seiner "zweiten Heimat" eng verbunden. Heute nach dem Verhältnis zwischen Polen und den in Polen lebenden Deutschstämmigen vor dem Zweiten Weltkrieg befragt, antwortet er, dies sei völlig normal gewesen. *"Sie haben genau dieselben Rechte gehabt wie wir."* Daß dieses "wir", "wir Polen" bedeutet, ist dabei für ihn ebenso selbstverständlich wie sein charmanter Wiener Akzent, mit dem er es versteht, auch schwierigen und unangenehmen Ereignissen eine gewisse Leichtigkeit zu geben.

Als die deutsche Wehrmacht 1939 Polen angriff, kämpfte Robert Wolter in der polnischen Kavallerie gegen den Aggressor aus dem Westen. Er setzte mit seiner Meldung zur Kavallerie eine Familientradition fort, was seiner Erziehung entsprach. Sein zwei Jahre zuvor verstorbener Vater hätte das wahrscheinlich auch von ihm erwartet, seine Entscheidung gegen die Deutschen aber vielleicht weniger respektiert. Ob es zu einem derartigen Konflikt zwischen Vater und Sohn gekommen wäre, bleibt Spekulation, aber die sich andeutende Zerrissenheit der Familie findet ihren Ausdruck in einer anderen Tatsache. Der sechs Jahre ältere Bruder ging einen anderen Weg als Robert Wolter. Er verfolgte zwar auch eine militärische Karriere, aber nicht auf polnischer Seite. Er ging 1943 zur SS.

*"Seine Beziehung [zu Polen] war nicht so stark wie bei mir. So daß ich ihm das nicht übel*

*nehme, daß er umgeschwenkt hat. Er war charakterlich vielleicht ein bißchen schwach und hat sich nicht widersetzen können, wie sie ihm da die SS anbedungen haben. (...) Na, '43 im Februar habe ich ihn hier in Wien gesehen, weil da unsere Mutter gestorben ist. Er war aus Frankreich da und ich aus Polen. Da haben wir uns das letzte Mal gesehen. (...) Ich habe ihm nur damals gesagt, wie wir auseinandergeschieden sind: 'Franzl, werden mal sehen, wer auf's bessere Pferd setzt. Du oder ich.' Als wir uns dann in Salzburg [nach dem Krieg] wiederbegegnet sind, sage ich: 'Nun, ich glaube, ich habe das Rennen gewonnen.'"*

### Grenzgänge

Ich lernte Herrn Wolter im Januar 1992 kennen. Seine Adresse in der Nähe von Wien hatten wir von einem ehemaligen Mithäftling aus Paris erhalten. Auf unsere briefliche Bitte nach einem Gespräch reagierte er zunächst nicht, war dann aber bei einer telefonischen Nachfrage gern bereit, sich mit mir zu treffen. Robert Wolter lebt in Ebreichsdorf, einem kleinen Ort dreißig Kilometer von der österreichischen Hauptstadt entfernt. Seine Wohnung ist Teil eines Nebengebäudes des örtlichen Schlosses, wo er bis zu seiner Pensionierung als Reitlehrer gearbeitet hat. Auch heute noch reitet Herr Wolter beinahe täglich, "um fit zu bleiben". Mit fast achtundsiebzig Jahren ist dieser sportliche Einsatz schon bemerkenswert, ebenso wie die Tatsache, daß sich mein Gastgeber während meines Besuches in die Küche stellte und Mittagessen für uns kochte.

Am Ende unseres Gespräches kommentierte Herr Wolter, daß er nun doch mehr erzählt habe als er eigentlich wollte. Seine Überraschung darüber ist für ihn Anlaß zur Heiterkeit, für mich zeigt sie am Ende nochmals die Ehrlichkeit, die er mir entgegenbrachte. In den vergangenen Stunden hatte er mir von seiner Kindheit und Jugend in Polen, von seiner Verhaftung und Deportation nach Deutschland erzählt. Nach vierwöchiger Haft in Auschwitz war Robert Wolter für neun Monate dem Konzentrationslager Buchenwald überstellt worden, wo er in verschiedenen Kommandos arbeitete<sup>4</sup>, bevor er dann im Sommer 1944 ins Lager Hannover-Misburg, einem Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme, gebracht wurde. Über das Lager Buchenwald haben wir fast gar nicht gesprochen. Das mag daran liegen, daß Herr Wolter vielleicht dachte, ich interessiere mich überwiegend für das Lager in Hannover. Es hatte aber wohl auch damit zu tun, daß sich die Lebensverhältnisse in Misburg im

---

<sup>4</sup>Unter anderem war Herr Wolter in der Poststelle vom KZ-Buchenwald tätig und kam dann später in ein Außenkommando nach Düsseldorf.

Vergleich zu Buchenwald für Herrn Wolter verbessert hatten, es daher leichter war, über diese Zeit zu reden. So erscheint Buchenwald häufig als eine Art Folie, als das, was dem allgemein bekannten Bild eines Konzentrationslagers entspricht. Herrn Wolter beschäftigen aber viel eher die Ereignisse während seiner Haftzeit, die nicht in dieses Bild passen: Korruption, Schwarzmarktgeschäfte oder sein Verhältnis zu den Bewachern.

*"Der 'Schwarze Peter'<sup>5</sup> zum Beispiel, mit dem war ich schon so befreundet, daß er ins Magazin gegangen ist - er hat sein Zimmer dort gehabt - ich habe bei ihm gesessen, er hat seine Knarre runtergenommen und hat gesagt: 'Du kennst Dich aus, putz sie mir.' So wie sie war, geladen mit den Patronen. Er hat mir seine Knarre gegeben, ich habe sie auseinandergenommen, geputzt und habe sie ihm wieder zurückgegeben. Mit dem habe ich lange Diskussionen geführt, mit dem Peter."*

Die Szene kennzeichnet das, was Herr Wolter mit "Zerfall" der Lagerstrukturen meint. Die SS-Posten in Hannover-Misburg 1944/45 "waren lange nicht mehr das, was sie am Anfang waren", die Bewacher waren überwiegend frontuntaugliche Wehrmachtssoldaten, Zwangsverpflichtete der Organisation Todt oder sogenannte Landeschützen.<sup>6</sup> Die scheinbare Normalität des Umganges zwischen Häftlingen und Bewachern, ihre Annäherung stellte nur eine subtilere Form von Grausamkeit dar und war letztlich Produkt eines langen Unterdrückungsprozesses. Herr Wolter verschaffte sich innere Distanz zu seinen Erlebnissen mit Ironie und einem etwas makabren Humor. Vielleicht ermöglicht es ihm diese Perspektive überhaupt erst, dem sprachlosen Entsetzen zu entkommen.

Am 7. April 1945 ließ die SS die Außenlager in Hannover räumen<sup>7</sup> und für die Häftlinge begann ein "Evakuierungsmarsch" nach Bergen-Belsen. Herr Wolter wußte damals, was ihn in diesem Lager erwartete.<sup>8</sup> Tausende starben an Typhus, die Häftlinge waren ohne jegliche Versorgung sich selbst überlassen.

<sup>5</sup>Es war unter Häftlingen allgemein üblich, den namentlich nicht bekannten SS-Leuten und Wachposten Spitznamen zu geben. Über die Bedeutung des Namens "Schwarzer Peter" könnte man sicherlich lange spekulieren.

<sup>6</sup>Es handelte sich dabei um Teilnehmer des Ersten Weltkrieges, die altersbedingt nicht zum Fronteinsatz geeignet waren. Daß sie im eigentlichen Sinn nicht der SS angehört haben, hat sich vielmals, mußte sich aber nicht unbedingt positiv für die Häftlinge auswirken. Das Ermittlungsverfahren gegen den Landeschützen Richard W. (Staatsanwaltschaft Hannover 11 JS 12/73) ist hierfür ein Beispiel.

<sup>7</sup>Vgl. FRÖBE, Hannover, S. 503ff.

<sup>8</sup>Im Lager Buchenwald hatten ihm andere Häftlinge von Bergen-Belsen erzählt. Als Herr Wolter erfuhr, daß sie dorthin gingen, glaubte er kaum noch an ein Überleben.

Bergen-Belsen ist in unserem Gespräch eine Zäsur, die das Bisherige durchbricht - eine schützende Distanz läßt sich an diesem Punkt nicht mehr aufrechterhalten. "*Dieses Bergen-Belsen war schon das Ärgste, was ich gesehen habe. Das war schon das Ärgste... .*" Für einige Sekunden steht alles das im Raum, was ganz und gar unverständlich bleibt, das absolut Sinnlose. Schweigen. - Als Herr Wolter mir dann ein Buch über die Befreiung von Bergen-Belsen reicht, wird mir klar: die Grenzen des Sagbaren sind erreicht.

Eine Rückkehr nach Polen verzögerte sich erst durch seine Erkrankung an Typhus, dann erwog Herr Wolter ein Bleiben im Westen, kehrte schließlich im Dezember 1946 doch zurück.<sup>9</sup> Wie er selbst sagt, war "*das einzige, was ich konnte, eben Reiten. Kavallerie gab es keine, so habe ich einen Reitlehrerkurs gemacht, damit man ein Papier in der Hand hat. Dabei bin ich also geblieben. Das ist kein Traumberuf gewesen.*"

Bis 1959 arbeitete er in Polen, ergriff dann die Möglichkeit der Ausreise, als er seine Schwester in Wien besuchte. Er kehrte einem Land, dessen politisches System ihm nicht gefiel, den Rücken zu. Die Suche nach einem zu Hause scheint in der Familie Wolter Tradition zu haben. Getrieben von den politischen Umbrüchen in Europa ist es aber auch immer ein konsequentes Sich-Abwenden von Dingen gewesen, die nicht so waren, wie sie sein sollten oder wie man sie sich wünschte. Die Ausreise nach Österreich ließe sich als Rückkehr zu den eigenen Wurzeln, als ein sich nun schließender Kreis interpretieren. Dem würde aber Herr Wolter mit Recht vehement widersprechen.

"Und wir sind weitergegangen."

Robert Wolter wurde am 22. September 1943 in Jaslo/Polen aufgrund einer Denunziation von der Gestapo verhaftet. Seit Ausbruch des Krieges hatte er als Offizier in der polnischen Armee gekämpft. Auch nach deren Kapitulation gelang es ihm, nicht in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Seine perfekten Deutschkenntnisse waren bei der sich seit Kriegsbeginn in Polen aufbauenden Untergrundarbeit wichtig und hilfreich, er fungierte im Rang eines Oberleutnants als Abwehroffizier. Seit Ende September 1939 organisierte sich nämlich bereits unter General Karaszewicz-Tokarzewski ein Widerstandskern polnischer Offiziere, dem sich besonders im Generalgouvernement zahlreiche konspirative Gruppen anschlossen. Bis 1942 kommandierte General Rowecki

---

<sup>9</sup>In der Zwischenzeit reiste Herr Wolter durch Deutschland und Österreich, wo er Verwandte suchte und nach ehemaligen Mithäftlingen forschte. In Misburg besuchte er einen Zivilangestellten der DEURAG Albert Dohm, zu dem er während der Haftzeit ein gutes Verhältnis hatte.



etwa 100 000 illegal operierende Soldaten, die am 14. November 1942 in die "Armia Krajowa" ("Armee im Lande") überführt wurden. Ende 1943 zählte diese Organisation über 300 000 Mitglieder.<sup>10</sup> Ihr Hauptziel war es, die deutsche Kriegsführung im Osten durch Sabotage und Attentate zu stören und einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten. Aus einer anfänglichen Defensivität entwickelte sich, besonders nach den ersten deutschen Niederlagen, ein offener Guerillakampf, der seinen Höhepunkt im Warschauer Aufstand 1944 fand. Robert Wolter war zu dieser Zeit bereits seit fast einem Jahr im Konzentrationslager.

*"Es sind Schienen in unser Lager hinein. Da war ein Drahtzaun vorher. Aber wir konnten bis zu diesen Schienen eigentlich vorgehen, da war nur ein Drahtverhau. Da konnten wir alles ganz genau gesehen: die Juden, die da ausquartiert worden sind, die sind schon dort auf der Rampe sofort verteilt worden. Einen Teil nach rechts, einen Teil nach links. Furchtbare Szenen, weil ganze Familien auseinandergerissen wurden. Kinder und Alte, Arbeitsunfähige auf die eine Seite und die Gesunden und Jungen auf die andere Seite. Die sind zur Arbeit gegangen. Die anderen sind alle ins Gas gegangen."*

Daß es sich bei dieser Beschreibung um Auschwitz-Birkenau handelt, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Robert Wolter war dort die ersten vier Wochen inhaftiert, bevor er dem Konzentrationslager Buchenwald überstellt wurde. Seine Haftzeit in Auschwitz hatte für ihn persönlich eine ganz besondere Bedeutung. "Natürlich", werden viele daraufhin sagen, für jeden KZ-Überlebenden hat Auschwitz eine "besondere Bedeutung". Sein Leben aber ist mit diesem Ort in vielfacher Hinsicht verstrickt: Das Gelände, auf dem Auschwitz erbaut wurde, war Teil seiner Kindheit und Jugend, denn sein Vater hatte 1926 vier Kilometer von Oswiecim entfernt ein Gut gepachtet. Dort wuchs Robert Wolter auf, entdeckte seine Liebe zu den Pferden und ging zur Schule. Es ist das Land seiner Kinderträume und Jugendstrieche, mit dem ein jeder eng verbunden bleibt. Auf den Feldern seines Vaters, auf denen er sich als Junge keine Gedanken über Polen und Deutsche, über den Unterschied von Juden und Nicht-Juden machte, erbauten die Besatzer das Lager Auschwitz-Monowitz. Und noch ein weiteres: Robert Wolter kam als junger polnischer Kavallerist in die Kaserne, deren Gebäude 1940 den Grundstock des Hauptlagers Auschwitz bildeten. *"Auf dem Appellplatz, wo ich dann gestanden bin, bin ich vorher geritten und gesprungen. Also, ganz... ich habe dort alles gekannt."*

---

<sup>10</sup>Vgl. HOENSCH, Geschichte Polens, S. 282ff.

Also, ganz "normal", wollte er sagen, aber Auschwitz hat mit Normalität nichts zu tun. Die Sprache stockt. Etwas Alltägliches, gar Banales damit zu verbinden, eine vielleicht glückliche Kindheit an dem Ort erlebt zu haben, an dem später Hunderttausende ermordet wurden und dessen Name Synonym für die Vernichtung der europäischen Juden ist, erscheint mit allem, wofür Auschwitz steht, unvereinbar zu sein. Kann ein solcher Ort in der Erinnerung noch "Heimat" bleiben? Herr Wolter beschreibt sein Gefühl selbst als "doppelt" und "komisch", wenn er von dem elterlichen Gut erzählt. Das ging mir während unseres Gespräches ähnlich.

*"Schauen Sie, jeder polnische Gutsbesitzer hat seine Juden gehabt. Auch wir. Wir haben einen Getreidejuden gehabt, einen Milchjuden gehabt, einen Fischjuden gehabt. Einen Pferdejuden gehabt, nicht. Jedes Gut hat das dort gehabt. Sie waren die, die diese Produkte abgenommen haben. Wir haben Fischwirtschaft, eine Teichwirtschaft, wir haben einen gehabt, der die Milch abgeholt hat, der Getreide gekauft hat."*

Die Natürlichkeit, mit der Herr Wolter diese Sätze sagt, ist mir fremd. Die Art der Erzählung zeigt mir eine Selbstverständlichkeit, mit der man damals über Juden sprach, mit der man sie beurteilte und auch ausgrenzte. Es hat etwas Abwertendes - aber auch etwas Leichtes und Unbefangenes, das ich nicht kenne. Er erzählt von einer Zeit, die ich mir auch nicht vorstellen kann: eine Zeit, in der nicht Auschwitz - Majdanek - Treblinka im Raum standen, wenn über Juden gesprochen wurde. Seine Erinnerungen sind wie aus einer anderen Welt. Für mich gibt es keine Erinnerung ohne Auschwitz.

Mein Unbehagen hing aber auch mit dem Wissen zusammen, daß Judenhaß und Antisemitismus zu den menschenverachtenden Traditionen europäischer Kultur gehören, daß auch die Ermordung der europäischen Juden eine Vorgeschichte hatte, über deren Länge man sich streiten kann. Ich bin daher froh, als Herr Wolter selbst den in der Zwischenkriegszeit bestehenden Antisemitismus in Polen anspricht. Daß es ihn gegeben hat und er damals weit verbreitet war, scheint Polen und Deutsche wieder auf eine Stufe zu stellen, auch in diesem Gespräch. Aber es bleibt ein entscheidender Unterschied: Die Deutschen haben die Juden getötet, nicht die Polen.

*"Im Quarantänelager in Birkenau waren die ganzen Funktionshäftlinge polnische Juden. Angefangen vom Lagerältesten, über den Blockältesten, Stubendienst, Kapo, Vorarbeiter, alles Juden, polnische. Und die haben sich uns gegenüber schändlichst benommen. Die haben uns gedrillt und gepiesackt wie sie nur konnten. Das war natürlich wieder Absicht von den Deutschen, damit der Judenhaß bei uns noch größer wird. (...) Und diese blöden Juden haben*

*sich dazu hergegeben. Um mit den Deutschen gegen uns, uns zu piesacken und so weiter. Weil sie sich Vorteile erhofft haben dadurch. Was war der Effekt? Zum Schluß haben sie eh alle in den Ofen geschickt und wir sind weitergegangen."*

Die deutsche Besatzungsmacht hat es verstanden, bestehende Vorurteile und Resentiments in der polnischen Bevölkerung zu schüren und für ihre Interessen zu nutzen. Auch das System der sogenannten "Häftlingsselbstverwaltung"<sup>11</sup> erfüllte diesen Zweck. Das Zugestehen bestimmter Privilegien an einzelne spaltete die Masse der Häftlinge in verschiedene Interessensgruppen, verhinderte ihre Solidarisierung gegen den eigentlichen Feind. Häftlinge bewachten andere Häftlinge, sie schlugen, prügelten, töteten, um selbst Vorteile zu haben. Vorteile, die ihnen vielleicht das eigene Überleben sicherten. Wer will diese Häftlinge als "Täter" bezeichnen?

### Überleben

Mehrere Häftlinge sitzen am Tisch und essen ihre kargen Suppen. Ein Vorarbeiter fordert einen Franzosen auf, sich endlich zu waschen, um nicht noch mehr Läuse ins Lager zu bringen. Er befürchtet sich anzustecken. Der Beschuldigte winkt ab. Ein Blockältester wird hinzugezogen und man beschließt den Häftling gegen seinen Willen zu "waschen". Mit Bürste und Seife bewaffnet überwältigen einige Hinzugerufene den Mann, schleppen ihn zum Wasserhahn und schrubben ihn unter lautem Protest und Schreien ab - bis das Wasser rot ist.

Diese Geschichte hat mir Robert Wolter erzählt.<sup>12</sup> Es ist eine merkwürdige Geschichte. Auf den ersten Blick erscheint sie doch harmlos, erinnert sie eher an einen dummen Jungenstreich oder an die altbekannten, etwas derben Anekdoten von jungen Soldaten. Ihre Harmlosigkeit ist dieser Geschichte aber durch ihren Handlungsschauplatz genommen. Es bleibt ein bitterer Nachgeschmack. Dabei sind es eigentlich zwei Momente, die zum Nachdenken anregen. Alltäglichkeiten, Banalitäten und harmlose Geschichten haben im "Lagerkosmos" immer eine existentielle Dimension. Für den Franzosen konnte diese unfreiwillige "Waschprozedur" eine lebensbedrohliche

---

<sup>11</sup>Die Tatsache, daß im Quarantänelager in Auschwitz-Birkenau polnische Juden die wichtigsten Funktionen innehatten, kann auf andere Lager nicht übertragen werden. In der Regel besetzten dort politische Häftlinge und/oder "Berufsverbrecher" mit grünen Winkeln diese Positionen.

<sup>12</sup>Sie ereignete sich im Lager Hannover-Misburg, wo Herr Wolter seit Juli 1944 inhaftiert war.

Verschlechterung seiner ohnehin angeschlagenen Gesundheit bedeuten, hingegen war auch das Interesse an einem ungezieferfreien Lager ein Kampf gegen Krankheit und Tod. Daß der Wille zum eigenen Überleben auch vor gewaltsamen Handlungen nicht zurückschreckte, mag schockieren. Dabei wird aber vergessen, daß auch eine indirekte Lebensbedrohung zum Tod führen konnte.

Wer Monate und Jahre in den Lagern festgehalten wurde, versuchte allein sein eigenes Überleben zu ermöglichen. Deutlich erkennbar waren die Wege, die zum Tod führten. Es gab aber auch die Spur einer Chance, die jeder für sich zu finden hoffte. Funktionshäftling zu werden, bot die Möglichkeit sich der körperlichen Arbeit zu entziehen, zusätzliche Essensrationen oder Zigaretten zum Tauschen zu erhalten.

*"Wie wir noch in der Raffinerie das Lager gehabt haben, ist einmal der Rapportführer, ein Oberfeldwebel von der Artillerie, er hat mich einmal gerufen und gesagt: 'Paß auf, dort ist ein riesen Bogen Sohlenleder. Beim nächsten Alarm bringst Du mir das mit.' - Sage ich: 'Wieso, ich kann doch das nicht stehen?' - 'Du bringst es mit.' - 'Aha. Was krieg ich dafür?' - Sagt er: 'Na, was willst Du?' - Sag ich: 'Sechzig Zigaretten und zwei Packerln Tabak.' 'Du bist aber teuer.' - Sag ich: 'Ja, ich riskier auch viel.' Also gut, abgemacht. Da ist der nächste Alarm, da haben wir nicht lange warten brauchen, das war jeden Tag beinah Fliegeralarm. Und ich packe dieses Leder unter den Mantel und meine Kameraden helfen mir noch, diesen Mantel zuzumachen und ein deutscher Vorarbeiter, der Nazi, hat das gesehen."*

Auch diese Szene wirkt durch ihren Dialogcharakter sehr plastisch und konkret. Zwei scheinbar gleichberechtigte Gesprächspartner handeln ein illegales Geschäft aus, von dem sich beide Vorteile versprechen. Derjenige, der das größere Risiko eingeht, bestimmt den Preis. Daß es sich dabei um einen politischen Häftling und einen SS-Bewacher handelt, springt nicht ins Auge. Und doch ist es das Wichtigste an dieser Geschichte, denn Robert Wolter erinnert mehrere Ereignisse wie dieses. Es sind Situationen, in denen er seinen Verfolgern aufrecht und gleichberechtigt gegenübergetreten ist - wo er etwas *"riskiert (hat), um zu leben"*. Die Häufigkeit, mit der diese Erinnerungen hochkommen, verweist sowohl auf ihre Bedeutung damals als auch auf ihre Wichtigkeit heute. Es gab eben auch Situationen, in denen man sich selbst treu blieb und Haltung bewahrte - es muß sie gegeben haben.

*"Dort war auch in einem dieser Ziegelöfen ein großes Lager von Kartoffeln. Weil dort stand auch eine kleine Flakeinheit. Die Geschütze nicht, aber die haben dort kaserniert oder was. Sie haben so ein Kartoffelfelding im Keller gehabt. Und wir waren ja organisiert. Als wir*

*hingekommen sind, sind alle vom Auto runter, zwölf Mann, glaube ich. Jeder hat seine Funktion gehabt: Zwei sind arbeiten gegangen, zwei haben hinter dem Magazin, so haben wir das organisiert, so ein großes Faß Wasser geholt und drei sind gegangen, Kartoffeln gramschen in diesem Flakkeller. Einer ist draußen Schmiere gestanden. Zwei sind mit den Kartoffeln nach hinten und haben Feuer gemacht und haben Kartoffeln gekocht. Der Posten, wenn er das erste Mal mit uns war, ist ganz erschrocken, wie wir alle auf einmal verschwunden waren. Ich bin bei ihm gestanden: 'Regen Sie sich nicht auf, die kommen alle wieder. Sie kriegen dafür eine Portion Kartoffeln.'*"

### Prominentenbaracke

Ende Juni 1944 entstand in Hannover-Misburg ein weiteres Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme. Die seit 1931 bestehende Deutsche Erdölraffinerie-Aktiengesellschaft (DEURAG) mit ihrer 1936 erfolgten Erweiterung durch die Gründung der Neuen-Erdöl-Raffinerie-Aktiengesellschaft (NEURAG) verzeichnete einen enormen Arbeitskräftebedarf, produzierte sie doch während des Krieges bis zu einem Drittel des deutschen Gesamtbedarfes an Flugmotorenöl.<sup>13</sup> Durch zahlreiche Bombardierungen seit 1940 mußte die Produktion immer wieder unterbrochen werden, um Anlagen wieder herzurichten. 1944 erfolgte dann die Eingliederung in das sogenannte Geilenberg-Programm.<sup>14</sup> Der ansonsten übliche bürokratische Weg der "Anforderung" von KZ-Häftlingen als Arbeitskräfte dauerte im Fall von Hannover-Misburg nur wenige Tage. Bereits im Juni erreichten die ersten tausend Gefangenen aus dem Hauptlager Neuengamme das Gelände zwischen dem Mittellandkanal und der Hannoverschenstraße. Sie fanden weder Baracken noch andere Unterkunfts-möglichkeiten vor. Es wurden zunächst auf der bislang als Schafweide genutzten Fläche direkt neben dem Firmengelände Zelte errichtet. Am 23. Juli 1944 erreichten weitere

<sup>13</sup>Vgl. FRÖBE, Hannover, S. 131ff.

<sup>14</sup>Nach den verheerenden Bombenangriffen auf deutsche Rüstungsbetriebe 1944 beauftragte Hitler den Rüstungsindustriellen Edmund Geilenberg mit der sofortigen Wiedererrichtung kriegswichtiger Produktionsstätten und stattete ihn zu diesem Zweck mit umfassenden Kompetenzen aus. Die ihm erteilten Vollmachten bezogen sich auch ausdrücklich auf den verstärkten Einsatz von KZ-Häftlingen innerhalb dieses Wiederaufbauprogrammes. Dabei wurde deren rücksichtslose Ausbeutung billigend in Kauf genommen.

zweihundert Häftlinge aus dem Lager Buchenwald das Kommando, unter ihnen Robert Wolter. Bis Oktober waren es schätzungsweise 1 400, seit dem Spätherbst dann nur noch etwa 600 Inhaftierte<sup>15</sup>, die sowohl zum Aufbau von Baracken als auch zu Bau- und Aufräumarbeiten für die Raffinerie eingesetzt wurden. Ein direkter Arbeitseinsatz der Häftlinge in der Produktion ist nicht bekannt.

Im Lager bestanden mindestens sechzehn verschiedene Kommandos, die durch die Schwere der Arbeit und durch das unterschiedliche Verhalten der zugeordneten Kapos und Vorarbeiter geprägt waren. Das "Reichsbahnkommando" hatte die für die Raffinerie wichtige Aufgabe, die zerstörten Bahnanlagen auf dem Werksgelände wieder herzurichten. Das Fehlen von Maschinen und das Hantieren mit schweren Lasten bei völliger Entkräftung erhöhte das Risiko schwerer Arbeitsunfälle. Herr Wolter mußte anfangs in diesem Kommando arbeiten, bevor es ihm gelang, im sogenannten "Magazinkommando" einen Posten als Vorarbeiter zu bekommen. Dieser Arbeitsbereich galt unter den KZ-Häftlingen als "besseres" Kommando, da die Arbeit nicht im Freien stattfand und das Verhältnis zu den dort arbeitenden Zivilangestellten als "gut" beschrieben wird. Aufgrund der fortgesetzten Bombardierungen verlegte die Raffinerie einen Teil des Magazins in ein Ausweichlager in Altwarmbüchen, einem kleinen Ort zwischen Celle und Hannover. In einer alten Ziegelei lagerte nun das nicht ständig benötigte Material. Robert Wolter wurde mit einer aus elf Mann bestehenden Kolonne diesem Kommando außerhalb des eigentlichen Werkes überstellt. Jeden Morgen verließen sie mit einem Posten, in der Regel einer der Landeschützen, per LKW das Lager, kehrten dorthin nach zehn bis zwölf Stunden Arbeit zurück. Durch die Lage des Einsatzortes abseits vom eigentlichen Gelände war es möglich, Arbeitsbedingungen zu haben, die im Vergleich zu anderen Kommandos als erträglich galten.

Herr Wolter berichtet selbst nicht darüber, wie er Vorarbeiter im Lager wurde. Dies erfuhr ich von einem ehemaligen Mithäftling, der in seiner Kolonne arbeitete. Da die Anzahl der deutschen Häftlinge in Hannover-Misburg begrenzt war, es sollen etwas dreißig bis vierzig gewesen sein<sup>16</sup>, bestimmten die Kapos auch Häftlinge anderer Nationalitäten zu Vorarbeitern, wenn sie nur Deutsch sprechen konnten. Robert Wolter erhielt so die Möglichkeit in der sogenannten "Prominentenbaracke" zu wohnen, und hatte damit zwangsläufig engeren Kontakt zu den sogenannten "Grünen", die im Lager

---

<sup>15</sup>Durchschnittlich waren ab Oktober 1944 zwischen 600 und 800 Häftlinge in Hannover-Misburg. Die Anzahl schwankte je nach Bedarf der Erdölraffinerie an billigen Arbeitskräften, das heißt je nach Stärke und Intensität der alliierten Bombenangriffe.

<sup>16</sup>Vgl. FRÖBE, Hannover, S. 184.

Misburg die wichtigsten Funktionen innerhalb der "Häftlingsselbstverwaltung" besetzten.

*"Und einen haben wir gehabt, auch einen Grünen, so einen kleinen Dicken, so einen Bankangestellten, ein Mordsnazi. Der hat die ganze Zeit von der Atomzertrümmerung gesprochen. 'Ihr werdet sehen, der Hitler macht das.' Und der tschechische Boxer, der da abgehauen ist, sagte: 'Du bist der erste, den ich aufhänge, wenn wir frei sind. Am ersten Ast hier wirst du hängen. Du Drecksau.'"*

Die in den Lagern mit grünen Winkeln gekennzeichneten "Befristeten Vorbeugehäftlinge (BV)" wurden von den Nationalsozialisten als "Berufsverbrecher" bezeichnet, das heißt sie wurden entweder anstatt oder im Anschluß an eine Gefängnishaft ins Konzentrationslager verschleppt, da man ihnen auch in Zukunft weitere Straftaten unterstellte. Dabei variierten die tatsächlichen oder vermeintlichen Haftgründe in Schwere und Ausmaß. In wohl allen Konzentrationslagern galt ein Großteil der sogenannten "Kriminellen" als verlängerter Arm der SS. Die zu Kapos aufgestiegenen Häftlinge waren in den Augen der SS am ehesten geeignet, die geforderte Disziplin, wenn nötig mit Gewalt, durchzusetzen. Daß einige von denen ihre Positionen ausnutzten, um ihren Sadismus auszuleben, war für ihre Opfer grausame Realität.

Von den Schikanen und Prügeleien der Kapos in Hannover-Misburg erzählt Herr Wolter wenig. Es ist nicht anzunehmen, daß er sie nicht erinnert. Persönlich betrafen sie ihn aber nicht, denn auch nach Aussagen anderer Zeitzeugen kamen im "Magazinkommando" derartige Übergriffe nicht vor.

Einen weiteren Aspekt sollte man aber im Auge behalten: Jeder Häftling, der eine wie auch immer geartete "Funktion" im Lager erfüllte, muß bis heute befürchten, mit dem üblichen Bild eines Kapos in Verbindung gebracht zu werden. Die an die Überlebenden herangetragenen Rechtfertigungsforderungen führen bis heute zu einem energischen und konsequenten Abgrenzen der ehemals politischen Gefangenen von den "Grünen" im Lager. Mit denen hatte man damals und will man auch heute nichts zu tun haben.

Bei Herrn Wolter ist das anders. Während des Interviews erzählte er sehr ausführlich über die "grünen" Kapos im Lager. Er ließ auch keinen Zweifel daran, daß sie diejenigen waren, mit denen er am meisten zu tun hatte. Die ansonsten übliche Abgrenzung von dieser Häftlingsgruppe fehlte. Wie schwierig und ambivalent dieses Thema generell ist, zeigte sich aber auch in unserem Gespräch: Erst gegen Ende des Interviews gab mir Herr Wolter zu verstehen, daß er Vorarbeiter einer Häftlingskolonne in Hannover-Misburg war. Durch eine kleine Randbemerkung im Zusammenhang mit der

"Prominentenbaracke" des Lagers - dort waren Kapos und Vorarbeiter untergebracht - teilte er mir das mit, was so schwer zu sagen war: "*Da war ich auch dabei.*"



## **II. Begegnungen mit der Geschichte**

## Begegnungen mit der Geschichte

Im zweiten Teil des vorliegenden Buches werden die Inhalte der lebensgeschichtlichen Schilderungen sowie die Erfahrungen und Probleme mit den Interviews des Befragungsprojektes, die in den zuvor geschilderten biographischen Porträts anhand von einzelnen Gesprächen offenbar wurden, auf einer allgemeineren Ebene aufgegriffen und diskutiert. Zunächst sollen zentrale theoretischen Annahmen und Prämissen, unter denen das Befragungsprojekt durchgeführt wurde, kurz vorgestellt werden. Zum notwendigen theoretischen Instrumentarium eines solchen Projekts gehören in erster Linie die Methode der Oral-History sowie die Vergegenwärtigung der besonderen psychischen Situation der Zeitzeugen, die unter den traumatischen Zuständen im Konzentrationslager zu leiden hatten.

In einem zweiten Schritt werden die erörterten Thesen und Modelle - zumindest in einigen zentralen Facetten - mit der konkreten Forschungspraxis des Befragungsprojektes in Beziehung gesetzt. Im Zentrum der Reflexion stehen die folgenden Fragestellungen: Hat sich das Instrumentarium der Oral-History für die Befragung von Menschen, die traumatische Erfahrungen machen mußten, als sinnvoll und praktikabel erwiesen? Waren die Interviews tatsächlich - wie aus anderen Befragungsprojekten bekannt - von ritualisierten Formen des Erzählens und Zuhörens geprägt oder entziehen sich Gesprächsthemen wie die Erfahrungen der Haft im Konzentrationslager nicht gerade solchen allgemein üblichen Kommunikationsstrukturen? Entsprachen diese Schilderungen der Zeitzeugen denjenigen Thesen über die (Zwangs-)Gesellschaft der Häftlinge im Konzentrationslager, die in der historischen Forschung vertreten werden? Und schließlich: Welche Faktoren beeinflussten und bestimmten die Kommunikation zwischen den Zeitzeugen und den Interviewenden? Welche Aspekte erwiesen sich letztendlich als prägend für die gesamte Interviewsituation und damit für das gesamte Befragungsprojekt?

Ziel des Oral-History-Projekts der Gedenkstätte Neuengamme war es, Quellenmaterial zusammenzutragen, zu archivieren und der historischen Forschung zugänglich zu machen. Abschließend werden daher die Perspektiven weiterer Forschungen diskutiert sowie erörtert, welche Fragestellungen durch das erhobene Quellenmaterial untersucht werden können. Gleichzeitig verdeutlichen sich damit auch die Grenzen der "Verwertbarkeit" lebensgeschichtlicher Interviews.

## Mündlich erfragte Geschichte

### Oral History als Methode

Die Rahmendaten der Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme sind bekannt.<sup>1</sup> Viele Themen sind jedoch (noch) nicht bearbeitet. Die Gründe für dieses Defizit sind einerseits darin zu suchen, daß die Quellenlage es oftmals nicht erlaubte, Antworten auf die gestellten Fragen zu formulieren, andererseits aber auch darin, daß viele Fragestellungen erst in den letzten Jahren entwickelt wurden und nun ihrer Beantwortung harren. Das Erkenntnisinteresse des Historikers ist heute – zumindest teilweise – ein anderes als noch vor zehn oder zwanzig Jahren.<sup>2</sup>

Noch immer geht es auch darum, die Geschichte des Lagers Neuengamme und der zugehörigen Außenlager in bestimmten Einzelaspekten zu erhellen, sei es, daß einzelne Arbeitskommandos oder bestimmten Phasen der Lagergeschichte zu erforschen sind. Darüber hinaus aber wurden in der letzten Zeit Problemfelder und Fragestellungen entwickelt, die sich auf die soziale Struktur der Häftlinge im Konzentrationslager beziehen, die nach dem Erleben und der Wahrnehmung derjenigen fragen, die innerhalb dieser (Zwangs-)Gesellschaft Konzentrationslager lebten und litten.<sup>3</sup> Ein Thema ist beispielsweise, welche Regeln und Normen innerhalb der Häftlingsgemeinschaft bestanden und welche Sanktionen denjenigen drohten, die gegen sie verstießen. Die Frage nach der Solidarität und den Auseinandersetzungen der KZ-Gefangenen ist gestellt.

Die Häftlinge gerieten jedoch nicht nur als soziale Gruppe in den Blick, sondern auch das Erleben und die Erfahrungen des Individuums wurden als Forschungsfeld definiert.<sup>4</sup> Wie erlebte und verarbeitete der oder die einzelne die Gewaltverhältnisse, denen er beziehungsweise sie ausgeliefert war? Welche "vorkonzentrationsären"

<sup>1</sup>Vgl. dazu das Kapitel "Das KZ-Neuengamme" in diesem Buch.

<sup>2</sup>Einen Überblick über die verschiedenen Forschungsansätze der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft im allgemeinen, die sich auch in den Forschungen über das spezielle, hier betrachtete Thema - die Geschichte der Konzentrationslager - widerspiegeln, geben z.B. Hans-Ulrich WEHLER, Geschichtswissenschaft heute, in: Jürgen HABERMAS (Hg.), Stichworte zur 'Geistigen Situation der Zeit', 2. Band, Politik und Kultur, Frankfurt am Main 1979, S. 709-753. Zuletzt Georg G. IGGERS, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein historischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1993.

<sup>3</sup>Erste - theoretische - Antworten auf diese Fragen bietet die Untersuchung von SOFSKY, Ordnung.

<sup>4</sup>Auch in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft wurden in den letzten Jahren wieder verstärkt biographische Fragestellungen entwickelt und verfolgt. Zu Fragestellungen und Beispielen vgl. Andreas GESTRICH, Peter KNOCH, Helga MERKEL (Hg.), Biographie - sozialgeschichtlich, Göttingen 1988.

Erfahrungen trugen dazu bei, daß die Häftlinge sich in diesen Verhältnissen behaupten konnten?<sup>5</sup> Und: ermöglichten individuelle Bedingungen das Überleben?<sup>6</sup> Diese beispielhaft genannten Fragen können und müssen um weitere ergänzt werden.

Die Ausweitung des Erkenntnisinteresses und der Fragestellungen spiegeln für den hier beschriebenen konkreten Forschungsbereich - also der Geschichte der Konzentrationslager - noch einmal die allgemeine historiographische Diskussion der letzten Jahre um die Ansätze einer "Geschichte von unten" oder "Alltagsgeschichte" wider, der es darum geht, den - vermeintlichen - Objekten der Geschichte ihre Subjektivität zurückzugeben.<sup>7</sup>

Um diesem Forschungs- und Erkenntnisinteresse gerecht werden zu können, erwies sich - zumindest in der Zeitgeschichte - das Instrumentarium der Oral-History, die lebensgeschichtliche Befragung von Zeitzeugen, als geeignete Methode.<sup>8</sup> Auch für die genannten Fragestellungen und Problemfelder im Zusammenhang mit der Geschichte der Konzentrationslager läßt die "mündlich erfragte Geschichte" - so die deutsche Umschreibung des Begriffes Oral-History<sup>9</sup> - weitreichende Erkenntnisse erhoffen.

Die Wahrnehmung und Perspektiven derjenigen, die "nur durch den Filter ihrer Gegner zu Wort"<sup>10</sup> kamen, nämlich die der Inhaftierten, die bislang - wenn überhaupt - lediglich aus den Quellen und damit der Perspektive der Nationalsozialisten betrachtet werden konnten, sind mit der Methode der Oral-History - wenn auch durch den Prozeß der Erinnerung vermittelt - rekonstruierbar, und sie können sich gleichzeitig "als

<sup>5</sup>Auch dies ist eine Frage, die zwar seit einiger Zeit gestellt, aber noch immer nicht beantwortet wurde. Vgl. z.B. PINGEL, Häftlinge, S. 51-60.

<sup>6</sup>Zu den Theorien des Überlebens vgl. POLLAK, Grenzen, S. 166ff.

<sup>7</sup>Zu den theoretischen Ansätzen vgl. z.B. Hubert C. EHALT, Geschichte von unten. Umgang mit Geschichte zwischen Wissenschaft, politischer Bildung und politischer Aktivierung, in: DERS. (Hg.), Geschichte von unten, Wien 1984, S. 11-39; Alf LÜDTKE (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main, New York 1989. Zur - z.T. polemischen - Kritik vgl. Jürgen KOCKA, Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme, 2. Auflage, Göttingen 1986, S. 162-174; Hans-Ulrich WEHLER, Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen (1984), in: DERS., Aus der Geschichte lernen?, München 1988, S. 130-151.

<sup>8</sup>Zu den theoretischen Ansätzen der Oral-History vgl. Lutz NIETHAMMER (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der 'Oral-History', Frankfurt am Main 1980, v.a. S. 7-26 sowie die Bände des LUSIR-Projektes der Fernuniversität Hagen. Zur Theorie- und Ortsbestimmung der Oral-History vgl. zuletzt Lutz NIETHAMMER, Fragen-Antworten-Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral-History, in: DERS., Alexander von PLATO, "Wir kriegen jetzt andere Zeiten." Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin, Bonn 1985, S. 392-445.

<sup>9</sup>Zu Begriff und Inhalten der "mündlich erfragten Geschichte" vgl. Herwart VORLÄNDER, Mündliches Erfragen von Geschichte, in: DERS. (Hg.), Oral-History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 7-28.

<sup>10</sup>Lutz NIETHAMMER, Einleitung des Herausgebers, in: DERS. (Hg.), "Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll." Faschismuserfahrung im Ruhrgebiet, Berlin, Bonn 1983, S. 7-29 (19).

Pfadfinder zu neuen Fragestellungen<sup>11</sup> erweisen. Der heuristische Wert der Oral-History erweist sich wegen des Mangels an schriftlichen Quellen, die Auskunft über das Geschehen im Konzentrationslager geben könnten, gerade auch in Gesprächen mit ehemaligen KZ-Gefangenen.

Betrachtet man die Häftlinge als soziale Gruppe, so besteht die Möglichkeit durch die Befragung der Überlebenden die Verhältnisse und Zwänge, die von außen auf die Häftlingsgemeinschaft einwirkten und solche, die sich in dieser selbst entwickelten, zu betrachten sowie die Konsens- und Dissenselemente dieser (Zwangs-)Gesellschaft zu bestimmen. Aussagen von Überlebenden können unter Umständen Zweifel an verkürzten Generalisierungen, zum Beispiel über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Lager, wecken.

Im Gespräch mit den Zeitzeugen wird die Dynamik innerhalb einer Biographie sichtbar, Vorerfahrungen, die in der Haftzeit möglicherweise eine entscheidende Rolle für die Selbstbehauptung in diesen Verhältnissen spielten, können unter Umständen aufgedeckt werden. Durch die Methode der Oral-History gerät das Individuum mit seinen Wahrnehmungen und Erfahrungen, seiner Subjektivität in den Blick.<sup>12</sup>

Ein Bereich, der sozusagen als "klassisches" Anwendungsgebiet der Oral-History gilt, läßt sich allerdings nicht bruchlos auf den hier betrachteten Forschungsgegenstand übertragen. Durch lebensgeschichtliche Befragungen sollen – so die Erwartung – alltäglichen Routinen und Handlungen dem Gedächtnis der Zeitzeugen und damit der Vergangenheit entlockt werden. Die Zeitzeugen erweisen sich bei sachkundiger Befragung als "Experten des Alltags" (Lutz Niethammer). Der größte Teil des Alltäglichen besteht aus unbewußten Vollzügen, in der Gewohnheit routinierter und kaum merklich variiertes Wahrnehmungen und Handlungen. Diese werden durch die Sozialisation gelernt und haben sich dem Gedächtnis eingeschrieben. Die täglichen Abläufe<sup>13</sup> lagern – so Lutz Niethammer – im Gedächtnis "offenbar in einer Art Latenzzustand, der ihre Unschuld bewahrt, weil sie nicht interpretiert werden müssen, sondern gesucht und im Wiederauffindungsfall beschrieben werden können."<sup>14</sup>

<sup>11</sup>NIETHAMMER, Jahre, S. 17.

<sup>12</sup>Vgl. PLATO, Erfahrungswissenschaft, v.a. S. 97f.

<sup>13</sup>Zu Problemen mit dem "Alltag" vgl. z.B. Norbert ELIAS, Zum Begriff des Alltags, in: Kurt HAMMERICH, Michael KLEIN, Materialien zur Soziologie des Alltags, Opladen 1978, S. 22-29; Klaus TENFELDE, Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: Geschichte und Gesellschaft, 10 (1984), Heft 3, S. 376-394.

<sup>14</sup>NIETHAMMER, Jahre, S. 20. Die Besonderheit des Alltäglichen wird erst dann bewußt, wenn sich die tägliche Praxis ändert oder aber wenn sie gleichsam "von außen" – etwa durch die Fremdwahrnehmung des Historikers – betrachtet wird. Zu ähnlichen Vorgehensweisen in der Ethnologie und ethnologischen Fragestellungen in der Oral-History vgl. Hans MEDICK, "Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: LÜDTKE, Alltagsgeschichte, S. 48-84.

Alltägliche Routinen und Verläufe in diesem Sinne hat es jedoch im Konzentrationslager nicht gegeben. Die Häftlinge kannten keinen "Alltag", der sich wegen der ständigen Wiederholung bestimmter Handlungen und Abläufe dem Gedächtnis eingeschrieben hätte und dort bewahrt worden wäre. Vielmehr waren die Tage der Haftzeit durch eine ständige Bedrohung, die vielerlei Gestalt annehmen konnte, durch eine permanente Instabilität der Verhältnisse charakterisiert. Auch wenn der "Alltag" im Konzentrationslager keine immer gleichen Routinen und Abläufe kannte, die im Gedächtnis der Zeitzeugen gesucht und gefunden werden könnten, so haben sich jedoch möglicherweise die Erfahrungen im Lager, eben weil sie traumatischer Natur waren, dem Gedächtnis der Überlebenden minuziös eingeprägt. Daß die Erinnerungen an die Haftzeit jedoch in einem "Latenzzustand" konserviert worden sind, der sie vor nachträglicher Interpretation schützte, steht nicht zu erwarten.

Der Nationalsozialismus sowie die Geschehnisse in den Konzentrationslagern im besonderen sind vielmehr in allen europäischen Ländern – und den meisten außereuropäischen Staaten ebenso – in der einen oder anderen Form Thema einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung und Interpretation geworden. Die Erinnerung der Überlebenden an die Haftzeit ist durch diesen gesellschaftlichen Diskurs – wie immer er auch ausgetragen wurde<sup>15</sup> – überformt. Eine besondere Rolle für die Sichtweise der Vergangenheit spielen für die Überlebenden Subsysteme der Gesellschaft, wie zum Beispiel informelle Kontakte der ehemaligen Häftlinge zueinander oder die institutionalisierten Verfolgtenverbände, da hier meist eine gleichsam "offiziell gültige" Sichtweise auf das historische Geschehen und die sozialen Verhältnisse im Konzentrationslager entstand, gegen die sich eine möglicherweise abweichende, individuelle Erinnerung nur schwerlich behaupten kann.

Die Ereignisse im Konzentrationslager, auch das eigene Verhalten, werden von den ehemaligen Häftlingen von heute aus betrachtet und vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Interpretation des Nationalsozialismus beurteilt und geschildert. Der "Alltag" der Gefangenen – im Sinne einer Abfolge von (Haft-)Tagen – wird daher auch mit den Mitteln der Oral-History nicht "abgerufen" und an sich betrachtet werden können. Er ist immer auch mit nachträglichen Deutungen und Wertungen versehen. Im Gespräch mit Überlebenden der Konzentrationslager steht die identitätsstiftende Funktion der Erinnerung, die die Vergangenheit aus der aktuellen Situation heraus konstru-

---

<sup>15</sup>Die Form des Diskurses ist sicherlich zwischen West- und Osteuropa verschieden und veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte nach Kriegsende. Unter Umständen bedeutete der gesellschaftliche Diskurs über die NS-Zeit, daß die KZ-Überlebenden ihre Haftzeit verschweigen mußten, um sich nicht dem Vorwurf der Kollaboration mit dem Feind aussetzen zu müssen.

iert, im Vordergrund und nicht das Wiederauffinden eines wie auch immer gearteten "Alltags" im Konzentrationslager.

### Das lebensgeschichtliche Interview

Soweit die theoretischen Prämissen der Oral-History. Wie aber sieht die Forschung im Konkreten aus?

Im Unterschied zu anderen Bereichen der Heuristik sind die Quellen nicht unmittelbar zugänglich. Sie werden durch eine "biographische Kommunikation" (Herwart Vorländer) erst erstellt. Mit anderen Worten: Der Historiker schafft sich seine Quellen, indem er Zeitzeugen befragt. Dabei bietet die lebensgeschichtliche Befragung gegenüber einem strukturierten Interview, das an einem detaillierten Fragebogen festhält, wesentliche Vorteile.<sup>16</sup> Der vergangene Kontext wird, indem der Befragte seine Lebensgeschichte Revue passieren läßt, in hohem Maß wieder lebendig und zuverlässiger erinnert als bei Detailfragen. Verarbeitungsformen und Einschätzungen werden sichtbar.<sup>17</sup>

In der Forschungspraxis der Oral-History hat sich ein dreiphasiges Modell der lebensgeschichtlichen Befragung durchgesetzt. Zunächst wird der Zeitzeuge gebeten, in der ihm angemessen erscheinenden Form über sein Leben zu berichten. Nachfragen dienen lediglich dazu, die Erzählung nicht versiegen zu lassen. Erst wenn der Befragte signalisiert, daß er seinen Bericht abgeschlossen hat, werden gesprächsimmanente Fragen gestellt. In einer dritten Phase erfolgt eine stärkere Orientierung an einem vorher erstellten "Leitfaden", um so auch Themen anzusprechen, die nicht behandelt wurden.<sup>18</sup> Immer aber sollte der Wissenschaftler in der Lage sein, den Assoziationsketten des Zeitzeugen zu folgen, dessen Wahrnehmungen und Deutungen nachzugehen. Zu fragen bleibt, ob sich dieses Modell angesichts der Erfahrungen der KZ-Überlebenden einhalten läßt.

<sup>16</sup>Interviews in der Oral-History unterscheiden sich also grundlegend von standardisierten Interviews, die in der empirischen Sozialforschung erhoben werden.

<sup>17</sup>Zur Quellenkritik an Quellen, die mit den Methoden der Oral-History erhoben wurden vgl. PLATO, Erfahrungswissenschaft, S. 109; VORLÄNDER, Erfragen, S. 15 u. 19f.

<sup>18</sup>NIETHAMMER, Jahre, Anm. 33, S. 28 drückt es im "Wissenschaftscode" aus: Es handelt sich um ein "diachron angelegtes Intensivinterview mit einem narrativen, lebensgeschichtlichen Element (mit freier dialogischer Vertiefung) und einem halbstrukturierten Teil, der auf Alltagsbedingungen und individuelle Deutungsmuster bezogen ist".

Der Interviewer und seine Fragen sind an der Entstehung der Quelle beteiligt. Mehr noch, sie sind ein Teil von ihr. Die Rolle des Historikers als Zuhörer und Fragender hat wesentlichen Einfluß auf das Erinnernte und das Gesagte. Umgekehrt erweitert der Befragte den Horizont und das Erkenntnisinteresse des Historikers. Die biographische Kommunikation zwischen beiden ist jedoch nicht frei aushandelbar, sondern sie ist bereits vorstrukturiert. In jeder Gesellschaft bestehen ritualisierte Formen des Erzählens und der Entgegennahme von biographischen Angaben. Der Befragte berichtet nicht nur für sich selbst, sondern immer auch als Mitglied einer oder mehrerer sozialer Gruppen. Individual- und kollektivgeschichtliche Aspekte des Bewußtseins sind meist untrennbar verbunden.<sup>19</sup> Vielfach zeigen die Erinnerungen der Zeitzeugen wie prägend sich teilkulturelle Systeme auswirken können. Darüber hinaus formen andere Komponenten die Interviewsituation.

### Der "Beziehungsaspekt" der biographischen Kommunikation

Beide, Interviewer wie Interviewter, haben sich zu einem Gespräch bereit erklärt. Nicht immer ist es jedoch möglich, die zumeist unterschiedlichen Motive, die zu einem solchen Schritt führten, offenzulegen.<sup>20</sup> Die Gesprächssituation selbst wird von einer Vielzahl von Faktoren bestimmt. Das Alter der Interviewpartner, ihr Geschlecht und ihre Nationalität haben Einfluß auf das Gespräch. Ebenso können die Schichtzugehörigkeit und der Bildungsstand der Beteiligten, unter Umständen auch die Religionszugehörigkeit eine Rolle spielen. Nicht zu vergessen ist, daß der Historiker vom Befragten nicht als Privatperson, sondern als Vertreter einer Institution (in diesem Falle der Gedenkstätte) angesehen wird. Herwart Vorländer geht in dieser Begegnung von einer grundsätzlich "asymmetrischen Relation"<sup>21</sup> aus.

Einige, den äußeren Rahmen der Gesprächssituation betreffende, Aspekte sind benannt. Andere lassen sich weniger genau fassen, obwohl sie das Interview wesentlich prägen

<sup>19</sup>Vgl. Maurice HALBWACHS, Das kollektive Gedächtnis, dt. Ausgabe, Stuttgart 1967; POLLAK, Grenzen, S. 19: Jede individuelle Geschichte und Erinnerung ist "in eine kollektive Geschichte und Erinnerung eingebettet".

<sup>20</sup>NIETHAMMER, Fragen, S. 404, weist darauf hin, daß es wenig Sinn hat, jemanden zu einem Interview zu "überreden": "Das Erinnerungsinterview ist kein Verhör, sondern eine freie Übereinkunft, und die fragile Suchbewegung des Gedächtnisses wird nur beginnen, wenn im Verhältnis zwischen den Beteiligten nicht mehr Mißtrauen keimt, als ihrer Begegnung angemessen ist."

<sup>21</sup>VORLÄNDER, Erfragen, S. 16.



können. Die Interviewpartner empfinden – aus welchen Gründen auch immer – Sympathie oder Antipathie füreinander, Vertrauen kann gewährt oder entzogen werden, die Beteiligten können ohne ihr Zutun in bestimmte Rollen gedrängt werden. Wie in jeder Gesprächssituation ist neben dem "Inhaltsaspekt" der "Beziehungsaspekt" der Kommunikation zu beachten und zu analysieren.

Die in der Oral-History entstandene Quelle ist Folge eines "dialogischen Prozesses", der ungleich mehr beinhaltet als das, was auf den Toncassetten zu hören ist.<sup>22</sup> Die Reduktion auf die akustische Sinneswahrnehmung ist ein eindeutiges Phänomen. Aber nicht nur die visuellen Elemente, Gestik und Mimik des Interviewpartners, fehlen auf der Toncassette, sondern auch die "emotionalen" Aspekte des Gespräches. Um die Quelle angemessen bearbeiten zu können, müssen diese, das "Setting" der Gesprächssituation insgesamt, in die Analyse und Interpretation einbezogen werden. Ein Vorgehen, das in vergleichbaren Erhebungssituationen (zum Beispiel in der Psychotherapie oder in der empirischen Sozialforschung) längst befolgt wird.<sup>23</sup> Der Historiker muß sich – eben weil er Teil des Gespräches und somit Teil der Quelle ist – Rechenschaft über sein Verhalten im Interview geben. Eine Reflexion der eigenen Rolle als Forschender und Fragender ist unumgänglich. Bei den hier betrachteten Interviews mit Zeitzeugen, die traumatische Erlebnisse zu verarbeiten hatten, ist es wünschenswert, wenn nicht notwendig, daß sich der Historiker einer Supervision unterzieht.

### Der "Inhaltsaspekt" der biographischen Kommunikation

Bleibt die Frage nach dem "Inhaltsaspekt" der lebensgeschichtlichen Erzählung. Kann diese ohne Vorüberlegungen betrachtet werden oder ist auch sie bereits vorstrukturiert? Letzteres scheint zuzutreffen. Lebensgeschichtliche Erzählungen orientieren sich – zumindest in den industriellen Gesellschaften – in hohem Maße an Darstellungen des Lebenslaufes, wie sie etwa in Bewerbungen gefordert werden. Doch auch wenn der Erzähler ins Erzählen kommt und sich von den formalen Einteilungen immer weiter

<sup>22</sup>NIETHAMMER, Fragen, S. 405, nennt das Ergebnis des Erinnerungsinterviews in einer treffenden Umschreibung ein "Geräuschprotokoll, d.h. eine Abfolge von Toncassetten, auf denen diejenigen Geräusche verzeichnet sind, die während des Interviews das Mikrofon erreichten".

<sup>23</sup>Vgl. NIETHAMMER, Fragen, S. 396–400; Ronald J. GRELE, Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral-History, in: NIETHAMMER, Lebenserfahrung, S. 143–161 (151f): Die entstandene Quelle ist das Produkt einer "kooperativen Anstrengung" und kann "nur über die in dieser Struktur enthaltenen Beziehungen verstanden werden".

entfernt, so wird er sich kaum von sozial- und individualpsychologischen Normen lösen. Der Berichtende wird sein Leben, wenn nicht chronologisch, so doch logisch und stringent darstellen. Das Leben wird – von ihm und anderen – als kohärenter und kontinuierlicher Zusammenhang gesehen und folglich geschildert. "Leitlinien"<sup>24</sup> des Erzählens tauchen auf, die zwar subjektiven Gliederungsprinzipien folgen, aber sehr wohl auch eine soziale Komponente haben. Gesprochene Sprache will verstanden werden. Konsistenz und Kontinuität gelten gesellschaftlich als Merkmale einer gefestigten Identität, mehr noch als "allgemeingültige Kennzeichen für Selbstbewußtsein und Glaubwürdigkeit".<sup>25</sup> So sind zum Beispiel Brüche innerhalb der Biographie gesellschaftlich gewissermaßen "erlaubt", aber sie müssen "bezogen auf die aktuelle Lage als sinnvoll ausgewiesen werden"<sup>26</sup>; Kontinuität entsteht. Sie erfüllt einen doppelten Sinn: Sie ist sozial erforderlich, macht sie doch das Handeln des Einzelnen vorhersehbar und planbar. Individualpsychologisch betrachtet, schützt sie das Individuum vor Überforderungen.

Die sinngebende Rekapitulation des Lebens in der verbalisierten Erinnerung wird begleitet von anderen Erzählpflichten: Ereignisse müssen ausgewählt und prägnant geschildert werden. Der Erzähler will sich "darstellen"<sup>27</sup>, wobei die Selbstdarstellung von Stilisierung über Rechtfertigung bis zur bewußten Verfälschung reichen kann. Immer wird sich der Berichtende seiner Zuhörerschaft versichern wollen. Er oder sie kann dies durch eine besonders dramatische oder komische Schilderung tun, meist indem Geschichten erzählt werden, die sich an anderer Stelle bewährt haben. Gesellschaftliche und sprachliche Normen werden jedoch – um der eigenen Darstellung und der Zuhörerschaft willen – höchst selten verlassen.

In dem Bedürfnis, das Leben in einem stringenten und erzählbaren Zusammenhang darzustellen, treffen sich Erzähler und Zuhörer in einer geheimen "Komplizenschaft". Schließlich haben beide, das "Subjekt und das Objekt der Biographie (der Fragende und der Untersuchte) (...) in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichtenden Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz) zu

---

<sup>24</sup>Zu Begriff und Bedeutung vgl. Albrecht LEHMANN, *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*, Frankfurt am Main, New York 1983, v.a. S. 19-27; Hans Joachim SCHRÖDER, *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992.

<sup>25</sup>POLLAK, *Grenzen*, S. 147.

<sup>26</sup>Martin KOHLI, *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt, Neuwied 1978, S. 27.

<sup>27</sup>In der Soziologie wird dieser Vorgang auch als "Selbstkonstruktion" bezeichnet und als ein Schwerpunkt der Lebenslauf- und Biographieforschung untersucht. Vgl. z.B. Wolfgang VOGES (Hg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987.

akzeptieren."<sup>28</sup>

Problematisch wird der dialogische Prozeß dann, wenn Ereignisse geschildert oder angesprochen sein wollen, die sich gesellschaftlichen und/oder sprachlichen Normen entziehen. Historiker wie Zeitzeuge unterliegen Projektionen und Erwartungen, die mit denen des anderen kollidieren können. Nicht immer gelingt die biographische Kommunikation.

### Der "Wahrheitsgehalt" lebensgeschichtlicher Interviews

Die biographische Kommunikation mißlingt auch dann, wenn an sie falsche Erwartungen geknüpft werden. Wer mit der Hoffnung in ein Interview geht, nun "die Wahrheit" zu erfahren, wird enttäuscht werden. Das - lebensgeschichtliche - Erzählen geschieht nicht im Modus der Wahrheit.<sup>29</sup> Ein Ereignis ist von der Erinnerung daran prinzipiell verschieden. Das historische Geschehen wird erlebt, das heißt mit allen Sinnen erfahren und wahrgenommen. Indem das Individuum versucht die neue Erfahrung in Einklang mit bekannten Mustern zu bringen, wird das ursprüngliche Ereignis verarbeitet und gleichzeitig verfremdet. Im Moment der Erinnerung an das Erlebte wird die Verarbeitung fortgesetzt, muß sich doch der Betreffende für eine Version oder Sichtweise entscheiden. Die Reduktion nimmt zu, indem der Zeitzeuge das Erlebte in Worte zu fassen sucht. Sprachliche Zwänge und gesellschaftliche Normen lassen oft keinen Raum für eine authentische Erinnerung. Bei wiederholter Schilderung eines Erlebnisses oder Vorganges verfestigt sich oftmals ein Erzählmuster, das dann sogar an die Stelle der Erinnerung treten kann. Die Veränderung, der ein Ereignis in der Erinnerung unterworfen wird, ist nicht zwangsläufig abhängig von der Zeit, die zwischen beiden Vorgängen liegt. Das heißt, daß die Erinnerung an Vergangenes nicht "automatisch" nach einigen Jahren verblaßt. Umgekehrt ist es eine Illusion zu glauben, daß jedes Ereignis im Gehirn gespeichert wird und von dort - im Erinnerungsfall - nur abgerufen werden muß. Die sich in dieser Vorstellung spiegelnde "Lokalisationstheorie"

<sup>28</sup>Pierre BOURDIEU, Die biographische Illusion, in: BIOS 3 (1990), Heft 1, S. 75-81 (76).

<sup>29</sup>Vgl. Hans-Paul BAHRDT, Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität, in: Rolf Wilhelm BREDNICH, Hannsjost LIXFELD, Dietz-Rüdiger MOSER, Lutz RÖHRICH, Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung, Freiburg 1982, S. 18-45 (27); BRÜGGEMEIER, Aneignung, S. 149; LEHMANN, Erzählstruktur, S. 27; NIETHAMER, Jahre, S. 19.

(der Anschaulichkeit halber auch "Videorecorder"-Theorie genannt) wurde mittlerweile selbst von der Naturwissenschaft verworfen.<sup>30</sup>

Die Erinnerung ist vielmehr ein fragiler Prozeß. Der "Kern" eines Ereignisses scheint meist recht zuverlässig erinnert zu werden, nicht jedoch seine Begleitumstände. Viele Faktoren können bereits durch eine (Suggestiv-)Frage verändert werden. Anderes wird zeitweise oder gänzlich vergessen. Verdrängungsmechanismen oder Amnesien sind jedoch nicht ausschließlich negativ zu bewerten, übernehmen sie doch meist eine Schutzfunktion für das Individuum. Auch eine objektive Unwahrheit kann für den Einzelnen Sinn machen, subjektiv die "Wahrheit" sein. Erinnerung ist ein Teil der menschlichen Identität. Lebensgeschichtliche Erzählungen können geradezu als "Indikatoren der Identität genommen, als Ausdruck des Selbstwertgefühls einer Person, ihrer Autonomie und ihrer Gruppenzugehörigkeit und -abhängigkeit"<sup>31</sup> verstanden werden. Ändern sich die Lebensumstände des Betreffenden, kann dies mit der Umwertung von Erfahrungen einhergehen, so daß auch vergangene Ereignisse anders wahrgenommen und eingeschätzt werden. Jedem Zeitpunkt kann daher eine Lebensgeschichte entsprechen, eine Erinnerung an die vergangenen Ereignisse.<sup>32</sup> Die "Wahrheit" einer Lebensgeschichte ist immer nur einer speziellen Konstellation von Erfahrungen und Gefühlen geschuldet. Ändert sich ein Bedingungsfaktor in diesem Gefüge, kann ein neues Bild, eine neue "Wahrheit" entstehen.

Die Konsequenzen für die Interviewsituation liegen auf der Hand. Statt irgendwelche, "falsch" erinnerten Fakten "richtig"-zustellen, sollte der Historiker im Erinnerungsinterview versuchen, das Beziehungsgefüge von Erfahrungen und Gefühlen, das der Erinnerung zugrundeliegt, zu verstehen. Er muß – auch wenn das manchmal schwer fallen mag – akzeptieren, "daß eine Lebenslüge oder ein Verdrängungsprozeß vielleicht

---

<sup>30</sup>Vgl. z.B. Hinrich RAHMANN, Die Bausteine der Erinnerung. Gedächtnisforschung erzielt erste Erfolge, in: Bild der Wissenschaft 19 (1982), Heft 9, S. 74–86; Siegfried SCHMIDT (Hg.), Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1991; Frederic VESTER, Denken, Lernen, Vergessen, Stuttgart 1975, geht noch von der "Videorecorder"-Theorie aus.

<sup>31</sup>POLLAK, Grenzen, S. 146; Vgl. Emil ANGEHRN; Geschichte und Identität, Berlin, New York 1985; BAHRDT, Identität, S. 21; Keijo RAHKONNEN, Der biographische Fehlschluß. Einige kritische Bemerkungen, in: BIOS (1990), Heft 2, S. 243–246, v.a. S. 245.

<sup>32</sup>Das ist auch die Erfahrung vieler oral-historians, die nach einiger Zeit dem Interviewpartner die Transkription des Gespräches zuschicken und erstaunt oder befremdet darauf hingewiesen werden, daß vieles "falsch" sei. Die unterschiedlichen Erinnerungen werden auch offenbar, wenn man nach einiger Zeit ein zweites lebensgeschichtliches Interview mit einem Zeitzeugen führt. Vgl. Rolf DEGEN, Andreas HUBER, Gedächtnis: Unser Kino im Kopf?, in: Psychologie heute, 19 (1992), Heft 7, S. 58–63 (63): "Erinnerungen sind immer im Lebenskontext eingebaut – und werden je nach Lebenskontext erinnert."

nötig sind, um den Zusammenhang einer Lebensgeschichte aufrechtzuerhalten."<sup>33</sup> Inquisitorische Rückfragen sollten tunlichst unterlassen werden, zwingen sie doch den Interviewpartner zu Rechtfertigungen und Legitimationen, um die es im Erinnerungsinterview nicht gehen kann. Ein Historiker, der Oral-History betreibt, übernimmt in hohem Maße ethische Verantwortung.<sup>34</sup> Er muß seinen Gesprächspartner ernst nehmen und dessen Erinnerungsformen akzeptieren. Kein Historiker hat – um einer wie auch immer gearteten "historischen Wahrheit" willen – das Recht, bei seinem Gegenüber eine Identitätskrise auszulösen. Der Interviewte hat Anspruch auf Wahrung seiner persönlichen Integrität.

---

<sup>33</sup>Ulrike HOPPE, Petra PLAMBECK, *Erfahrung – Erinnerung – Geschichte. Probleme im Umgang mit lebensgeschichtlichen Interviews*, Hamburg 1989, S. 12. Vgl. LEHMANN, *Erzählstruktur*, S. 27: "Die Persönlichkeit, das "Selbst", mit ihren Problemen und Bedürfnissen muß in vollem Umfang ernstgenommen und toleriert werden. Falls jemand "objektiv" die Unwahrheit erzählt, so müssen wir zunächst unbesehen voraussetzen, daß dazu immer eine einleuchtende lebensgeschichtliche Begründung gegeben ist."

<sup>34</sup>Vgl. Jörg WEIDENHAMMER, *Die Retraumatisierung – Ethische Fragen in der Interviewtechnik*, in: Dan BAR-ON, Friedhelm BEINER, Manfred BRUSTEN (Hg.), *Der Holocaust*, Wuppertal 1988, S. 74-78.

## **Geschichte als Trauma**

### Lagerhaft als pathogene Situation

Für einen Forschungsbereich, der sich mit den Erinnerungen von KZ-Überlebenden beschäftigt und diese als historische Quellen sichern möchte, ist es zum eigenen Verständnis der Interviews und seiner Gesprächspartner notwendig, sich mit der Fachliteratur über die sozialen und psychischen Folgen der Konzentrationslagerhaft auseinanderzusetzen. Damit dringt der Historiker oder die Historikerin naturgemäß in die Arbeitsfelder der Psychologie und Psychotherapie ein. Da es bis heute nur Ansätze eines interdisziplinären Austausches auf diesem Gebiet gibt, soll im folgenden auch der Frage nach den Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen dieser Fachrichtungen nachgegangen werden. Welche Ergebnisse der psychotherapeutischen und psychologischen Forschung über die Spätfolgen von KZ-Haft sind für den Historiker, der Überlebende nach ihren Erinnerungen befragt, richtungsweisend? Welche Krankheitsbilder lassen sich bei Überlebenden der Konzentrationslager festmachen und sind diese für die Gesprächssituation zwischen Interviewer und Zeitzeuge maßgebend? Welche Anforderungen ergeben sich daraus für die Gesprächsführung? Inwiefern ist der oder die Forschende mit traumatischen Erlebnissen seiner Gesprächspartner konfrontiert und wie kann er auf sie reagieren? Letztendlich geht es auch um die Frage, ob und wenn ja, mit welchem Erkenntnisinteresse Gespräche mit Überlebenden der Konzentrationslager tatsächlich ein Arbeitsfeld für Historiker darstellen oder vielmehr der Psychologie vorbehalten bleiben sollten.

Um sich dem Gegenstand der psychischen Spätfolgen von KZ-Überlebenden nähern zu können, ist es zunächst notwendig, sich die Bedingungen von Konzentrationslagerhaft auf einer allgemeinen Ebene zu vergegenwärtigen.<sup>1</sup> Dies kann an dieser Stelle nur überblicksartig geschehen. Die Betroffenen waren kürzeren oder längeren Inhaftierungen im Zustand völliger Hilf- und Wehrlosigkeit ausgesetzt, ohne daß sie für sich selbst ein Ende absehen konnten. Die Lagerhaft beinhaltete eine lebensbedrohende Gesamtlage mit erschöpfender Zwangsarbeit und kaum vorhersehbaren Strafen für nicht zufriedenstellende Leistungen. Die Häftlinge litten unter chronischem Hungern und Dursten bis zum Eintritt körperlichen Verfalls. Sie waren zusätzlich Mißhandlungen, systematischer Folter und/oder medizinischen Experimenten ausgesetzt. Jeder einzelne erfuhr individuelle Demütigungen und Degradierungen bis

hin zur Entmenschlichung und systematischer Beeinträchtigung der persönlichen Identität und des Selbstgefühls. Es kam zum Verlust individueller und kollektiver Normbegriffe. Im Lager ereigneten sich wiederkehrende Terror- und Schreckenserlebnissen, wie zum Beispiel Selektionen, ohne jede Möglichkeit der Flucht. Insbesondere jüdische Häftlinge erlitten einen vollständigen oder nahezu vollständigen Verlust von Angehörigen, Verwandten, Freunden beziehungsweise lebten in völliger Ungewißheit über deren Schicksal. Der einzelne erlebte seine eigene Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit angesichts einer systematischen Vernichtung.

Die Skizze verdeutlicht in ihrer Allgemeinheit die bestehenden Lebensbedingungen im Konzentrationslager, wie sie ein Großteil der Inhaftierten erfuhren und wie sie uns unsere Gesprächspartner auch darlegten. Jeder Häftling war in vielerlei Hinsicht bedroht, ihm wurden existenzielle Bedürfnisbefriedigungen verweigert und seine Rechts- und Schutzlosigkeit lieferte ihn der Willkür seiner Bewacher aus. Weitere Faktoren, wie zum Beispiel die jeweilige Arbeitssituation, die Haftdauer oder das Alter und das Geschlecht der Inhaftierten, nahmen Einfluß auf ein mögliches Überleben der Haft.<sup>2</sup>

Generell können zwei Reaktionsweisen nach Einlieferung ins Lager festgehalten werden. Ein Großteil der Häftlinge durchlebte zunächst eine Schock-Situation, wie sie auch aus anderen Situationen akuter Lebensbedrohung (zum Beispiel bei Unfällen) bekannt ist. Die Realität des Lagers war sozusagen "bei vollem Bewußtsein" nicht ertragbar. Viele unserer Gesprächspartner berichteten, daß sie sich an die ersten Tage ihrer Haft nur verschwommen oder gar nicht erinnern könnten. Der Mensch erlebte eine Art Traumzustand, der ihn vor dem Chaos bewahrte, ohne daß motorische Fähigkeiten davon beeinträchtigt wurden. Die Häftlinge waren in dieser Phase fähig, Befehle auszuführen und ihre Umwelt insoweit wahrzunehmen, wie es für ein "Funktionieren" im Sinne ihrer Verfolger notwendig war. Dieses trotz allem kontrollierte Verhalten wirkte einer spontanen Entladung affektiver Impulse entgegen. Die einsetzende Regression, das Sich-Zurück-Ziehen aus der Realität, war ein (Selbst-)Schutz und gleichzeitig eine Anpassung an die herrschenden Bedingungen. Die einsetzenden Schutzmechanismen konnten aber auch zum sogenannten Muselmannsyndrom führen. Die körperliche Erschöpfung manifestierte sich und jegliche Gegenwehr verschwand. Ohne entscheidende Änderung der Situation führte die Haft zum Tod.<sup>3</sup>

Bei einem Teil der Häftlinge erfolgte eine Anpassung an die Lagersituation, was

<sup>2</sup>Vgl. Paul MATUSSEK, *Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen*, Berlin, Heidelberg, New York 1971, S. 14.

<sup>3</sup>Vgl. E. de WIND, *Begegnung mit dem Tod*, in: *Psyche* 22 (1968), S. 423-441 (431).

insbesondere auch eine veränderte Einstellung zum eigenen Tod beinhalten mußte. Angesichts der systematischen Vernichtung war der Tod zwingende Realität geworden, das Wissen, ohne Zukunft zu sein, aber unerträglich. Um mit der Gewißheit des eigenen Todes überhaupt weiterleben zu können, begannen die Häftlinge ausschließlich in der Gegenwart zu leben. Die eigene Zukunft und das Leben außerhalb des Lagers verloren ihren Realitätsbezug. Viele unserer Interviewpartner beschrieben diese Erfahrungen mit dem Gefühl, in "einer anderen Welt" gewesen zu sein.

In weiten Teilen abhängig von Zufällen, und/oder von der Möglichkeit bestimmte soziale Beziehungen zu knüpfen, entwickelten einige Häftlinge Abwehr- und Anpassungsmechanismen, die es ihnen ermöglichten, bessere Lebensbedingungen im Lager zu erhalten, was sich insbesondere auf ihre Arbeitssituation und Unterbringung bezog. Die damit häufig verbundenen Kontakte mit den Verfolgern sind für die Überlebenden bis heute ein zentraler Konflikt, drückt sich in ihnen doch scheinbar eine zunächst unwahrscheinliche Reaktion auf die an ihnen ausgeübte Gewalt aus. Die psychologische Theorie der Identifizierung der Opfer mit ihren Verfolgern ist nicht im Sinne eines Schuldvorwurfs zu lesen, sondern betont und veranschaulicht, wie weitreichend der "Ausnahmestandard" der Inhaftierten in den Lagern war.

### Folgen der Konzentrationslagerhaft

Erste Studien und Berichte über sogenannte Spätfolgen bei KZ-Überlebenden waren Begutachtungen, die im Rahmen von Entschädigungs- und sogenannten Wiedergutmachungsverfahren beziehungsweise im Zusammenhang mit rentenrechtlichen Vorgängen entstanden waren. Grundlegend war dabei die gesetzliche Eingrenzung für die Anerkennung von Entschädigungsansprüchen im Bundesentschädigungsgesetz.<sup>4</sup> Die entstehende Verstrickung der ärztlichen Arbeit mit juristischen Vorgaben war auch für die sich aufbauende Forschung mehr als hinderlich.<sup>5</sup> Ein weiteres grundsätzliches

<sup>4</sup>Das Gesetz legt zwei Bedingungen für die Entschädigungsanerkennung fest: Zum einen muß der Zusammenhang zwischen Gesundheitsschädigung und Verfolgung wahrscheinlich sein, das heißt, der Antragsteller muß sich Untersuchungen unterziehen, die erbliche Belastungen oder anderweitige Ursachen für die bestehenden Schädigungen ausschließen. Zum zweiten muß die durch Verfolgung verursachte Gesundheitsbeeinträchtigung erheblich sein. Vgl. William G. NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord, Frankfurt am Main 1980, S. 18.

<sup>5</sup>Das Fixieren-Wollen psychischer Folgen von Konzentrationslagerhaft in Prozentzahlen der verminderten Erwerbsfähigkeit stellte an die Gutachter Anforderungen, die nicht erfüllbar waren. Vielmehr führte eine derartige Vorgehensweise immer wieder zu Demütigungen der Antragsteller, da diese sich langwierigen Untersuchungen und Testverfahren unterziehen mußten, in denen auch die Glaubwürdig-



Problem ist zu benennen: Gutachter und Therapeuten sahen sich mit psychischen Beschwerden der KZ-Überlebenden konfrontiert, wie sie zuvor in solch extremem Ausmaß nicht zu beobachten waren. Die in den fünfziger und sechziger Jahren weit verbreitete Auffassung der Nicht-Existenz exogen verursachter psychischer Dauerschäden<sup>6</sup> hemmte die notwendige Entwicklung psychotherapeutischer Hilfen und Forschungen. Richtungsweisend für eine Weiterentwicklung in diesem Bereich waren die Arbeiten von Walter von Baeyer<sup>7</sup> sowie von Kurt R. Eissler<sup>8</sup> und Leo Eitinger.<sup>9</sup> Eissler brachte mit dem Titel seines Aufsatzes: "Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?"<sup>10</sup> das Grundproblem der damaligen Forschung auf den Punkt.<sup>11</sup>

Eine Konzentrationslagerhaft brachte eine wie auch immer stabile Persönlichkeitsstruktur aus dem Gleichgewicht.<sup>12</sup> Das Reagieren mit psychischen Störungen auf eine

---

keit ihrer Angaben zur Disposition stand. Die in den Vernichtungslagern durchgeführten Selektionen wurden dort als "Unannehmlichkeiten" des Lagers bezeichnet, Überlebende kurzum zu Simulanten erklärt. Die Anzahl der anerkannten Entschädigungsfälle blieb entsprechend gering. Vgl. NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung, S. 12.

<sup>6</sup>Vgl. Reinhart LEMPP, Die Wandlungen der Spätfolgen nach Verfolgungstraumen im Kindesalter, in: Dierk JUELICH (Hg.), Geschichte als Trauma. Festschrift für Hans Keilson zu seinem 80. Geburtstag, Frankfurt am Main 1991, S. 35-48 (36).

Unter exogener Verursachung ist die Entstehung psychischer Dauerschäden infolge von Belastungen zu verstehen, die von außen auf den Menschen einwirken. In den Gutachten wurde mit der Frage nach exogener oder endogener Verursachung häufig die bestehende Korrelation zwischen Gesundheitsschäden und nationalsozialistischer Verfolgung verneint oder zumindest ein "Mitverschulden" des Antragstellers in Form einer erblichen Vorbelastung oder Ähnlichem assoziiert.

<sup>7</sup>Walter von BAEYER, Heinz HÄFNER, Karl P. KISKER, Psychiatrie der Verfolgten, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964.

<sup>8</sup>Kurt R. EISSLER, Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie, in: Psyche 17 (1963), S. 452-463.

<sup>9</sup>Leo EITINGER, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: Psyche 44 (1990), S. 118-132.

<sup>10</sup>Seine Provokation war für die Öffnung und Weiterentwicklung dieses Forschungsbereiches entscheidend. Vgl. Kurt R. EISSLER, Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?, in: Psyche 17 (1963), S. 241-291.

<sup>11</sup>Neben den Arbeiten aus dem Bereich der Psychologie und Psychiatrie liegen zahlreiche empirische Untersuchungen vor. Die Arbeit von Paul Matussek zeigt sich in weiten Teilen bemüht, alle einflussnehmenden Faktoren, die zur Entstehung späterer Folgeschäden beitragen, zu benennen und in Form der unterschiedlichen Einstufung nach Belastungsschwere zu einer quantifizierenden Analyse zu kommen. Sein Ergebnis zeigt, daß eine derartige Untersuchungsmethode nicht nur in der Gefahr steht, den Betroffenen wiederum zum Objekt zu erniedrigen, sondern es bestätigt auch, daß die Merkmale der zu untersuchenden Gruppe allein eine qualitative Methode rechtfertigen. Vgl. MATUSSEK, Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen.

<sup>12</sup>Dabei spielen in der Forschung verschiedene Theorien des Überlebens eine Rolle, die hier nicht im Detail dargestellt werden können. Die Polarisierung der Meinungen manifestiert sich in der von Michael Pollak dargelegten Theorie Bruno Bettelheims einerseits und des dazu im Widerspruch stehenden sozialbiologischen Ansatzes von Terrence Des Pres. Erstgenannter vertritt die Auffassung, daß ein Überleben

menschenverachtende und grausame Realität ist das Normalste schlechthin. Die sogenannten Spätfolgen der Überlebenden müssen daher auch als Abwehr- und Schutzmechanismen auf eine in sich pathologische und pathogen wirkende Situation angesehen werden.<sup>13</sup> Trotzdem kann eine pathologische Realität in denen, die diesen Extremsituationen in ihrer ganzen Grausamkeit ausgesetzt waren, wiederum pathologische Symptome verursachen. In diesen Symptomen kommt letztlich das Pathogene der Lagerhaft erneut zum Ausdruck.

Grundsätzlich läßt sich heute in der fachwissenschaftlichen Betrachtungsweise<sup>14</sup> eine gewisse Festgefahrenheit beobachten. Eine Vielzahl verschiedenster begrifflicher Bestimmungen für die Beschwerden der Überlebenden, wie zum Beispiel "KZ-Syndrom", "Überlebenden-Syndrom" oder "chronisch reaktive Depression", verweisen auf die Schwierigkeit einer vollständigen Zu- und Einordnung aller auftretenden Störungen als Folgen einer KZ-Haft.<sup>15</sup> Psychische Schäden infolge von KZ-Haft haben eine enorme individuelle Variationsbreite. Es lassen sich bei aller Unterschiedlichkeit jedoch vier Bereiche festmachen, die als Folgen von Konzentrationslagerhaft angesehen werden können: Depressivität, Kontaktstörungen, Vitalstörungen und extreme Angstzustände. Mit dem Begriff Depression werden in der Alltagssprache vielmals Gefühle der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit verbunden. Beides ist für die Diagnose "Depression" weder eine hinreichende noch eine notwendige Bedingung. Depressionen können sich in unterschiedlicher Weise äußern, zeigen sich sowohl auf emotionaler und kognitiver als auch auf der Verhaltensebene oder in Form vegetativer-physiologischer Störungen.<sup>16</sup> Das Erscheinungsbild von Depressionen variiert,

---

im Lager allein durch den Erhalt einer moralischen Grundhaltung und der persönlichen Autonomie möglich war. Im Gegensatz dazu glaubt Terrence Des Pres, daß nur ein Überwinden bestehender moralischer Werte ein Überleben ermöglichte und egoistische Urtriebe dafür verantwortlich seien. Vgl. POLLAK, Grenzen, S. 166ff.

<sup>13</sup>Vgl. EITINGER, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, S. 130.

<sup>14</sup>Die empirisch bestätigte und heute auch von der Mehrzahl psychiatrischer Fachkräfte anerkannte Korrelation nationalsozialistischer Verfolgung und bleibender Schäden entspricht weitgehend den Regeln der "psychosomatischen Streß-Pathologie". "Psychischer Streß" läßt sich als Gesamtheit aller Faktoren (Stressoren) definieren, die von außen den einzelnen extrem belasten. Derartige psychische Belastungen werden entweder abgewehrt und schließlich bewältigt oder sie ziehen Anpassungsstörungen psychischer und psychosomatischer Art nach sich. Vgl. FREYBERGER, Posttraumatischer Verfolgungsdruck, S. 160.

<sup>15</sup>Zum Folgenden vgl. BAEYER, Psychiatrie der Verfolgten; NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung; FREYBERGER, Posttraumatischer Verfolgungsdruck; POLLAK, Grenzen; JUELICH, Geschichte als Trauma. Eine Bibliographie, die die Forschungsergebnisse in diesem Bereich zusammenträgt, ist im Entstehen. Sie wird von Miriam RIECK und Leo EITINGER im Ray D. Wolfe Center for study of psychological stress, University of Haifa erstellt.

<sup>16</sup>Vgl. Ursula LUKA-KRAUSGRILL, Depression, in: Roland ASANGER, Gerd WENNINGER (Hg.), Handwörterbuch Psychologie, 4. Auflage, München, Weinheim 1988, S. 102-107 (102).

charakteristisch ist jedoch eine allgemeine gedrückte Grundstimmung mit einer im negativen Sinn veränderten Zukunftswahrnehmung. KZ-Überlebende können infolge ihrer Haft an chronischen Depressionen mit einer umfassender Funktionshemmung leiden. Von dem Gefühl der eigenen Hilflosigkeit begleitet nimmt das Selbstwertgefühl ab. Der Betreffende erlebt sich selbst als völlig antriebsarm und passiv<sup>17</sup>, sein Interesse an sich und anderen ist gering. Die Reduktion der Lebensgrundstimmung kann [!] von extremen, meist völlig diffusen, Angstzuständen begleitet sein. Angst läßt sich definitiv kaum einfangen. Es ist ein zutiefst subjektives Gefühl, ein "körperlich-seelischer Alarmzustand".<sup>18</sup> Neben der Auslösung von Angstzuständen durch reale Bedrohungen gibt es die "namenlose Angst", deren Ursache ein lebensgeschichtlich zurückliegendes, ins Unbewußte abgesunkenes Ereignis darstellt. KZ-Überlebende können unter Ängsten leiden, die sich als ein ständiges Sich-Bedroht-Fühlen charakterisieren lassen. Alle genannten psychischen Störungen können mit sozial-kommunikativen Schwierigkeiten gekoppelt sein und werden von verschiedenen somatischen Beschwerden, wie zum Beispiel chronischen Kopfschmerzen, Magen-erkrankungen, Schwindelgefühlen, Konzentrations- und Schlafstörungen und vieles mehr, begleitet.<sup>19</sup>

Für die Beschreibung psychischer Spätfolgen nach dem Erleiden einer KZ-Haft ist der Begriff des Traumas von entscheidender Bedeutung. Unter Trauma versteht man allgemein eine im übertragenen Sinne seelische Verwundung durch ein oder mehrere Ereignisse, die häufig eine ganze Belastungskette bilden. Es handelt sich dabei um Erlebnisse, die außerhalb der allgemeinen Erfahrungen liegen und jeden Menschen stark belasten würden. Folge ist, daß sich das traumatische Geschehen noch Jahre nach dem eigentlichen Ereignis ständig wiederholt, indem der Betroffene davon träumt oder sich ihm Bilder der Erinnerung immer wieder aufdrängen. Ebenso kann sich plötzlich ein Fühlen und Handeln einstellen, als kehrte das traumatische Geschehen wieder. Viele unserer Gesprächspartner berichteten uns, daß sie vor beziehungsweise nach unserem Besuch häufiger als sonst Angstträume hatten oder daß sie eine

---

<sup>17</sup>Wichtig ist es in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß schwere Aggressionshemmungen auftreten können. Rache- und Haßgefühle gegenüber den Verfolgern werden - auch bei unseren Gesprächspartnern - in der Regel verneint. Das im Lager für die Mehrzahl der Häftlinge notwendig gewordene Nicht-Entladen der aggressiven Impulse setzt sich auch Jahre später fort. Vgl. NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung, S. 233.

<sup>18</sup>Bernhard FLOßDORF, Angst, in: ASANGER, Handwörterbuch Psychologie, S. 34.

<sup>19</sup>Vgl. ausführlicher bei NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung, S. 233; EITINGER, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, S. 123; Reinhart LEMPP, Extrembelastung im Kindes- und Jugendalter. Über psychologische Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Aktengutachten, Bern, Stuttgart, Wien 1979, S. 85.

medikamentöse Beruhigung benötigten, um die aktualisierten Erinnerungen überhaupt aushalten zu können.

In der Auseinandersetzung mit den psychischen Folgen von KZ-Haft ist der Begriff der "Überlebensschuld" ein zentraler. KZ-Häftlinge haben vielfach die Ermordung ihrer Familienangehörigen und/oder Mitgefangenen erfahren, selbst aber das Lager - aus welchen Gründen auch immer - überlebt. Insbesondere Personen, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in den deutschen Konzentrationslagern inhaftiert waren, müssen mit dem vollständigen oder nahezu vollständigen Verlust ihrer Familien und Freunde weiterleben. Die quälende Frage aller KZ-Überlebenden, warum sie und nicht die anderen noch leben, kennzeichnet einen inneren Konflikt, der ein ständiges Infragestellen der eigenen Lebensgrundlage beinhaltet. Die erlebte Ohnmacht des Nicht-Helfen-Könnens, die Unmöglichkeit der Rettung oder des Schutzes von nahestehenden Personen führt zu schweren Selbstvorwürfen und Identitätskrisen. Die Suche nach dem Grund, der das eigene Überleben rechtfertigt und ihm einen Sinn gibt, wird zur Qual. Bei der Reflexion des eigenen Verhaltens im Lager gemäß heute geltender Normen sehen sich die ehemaligen Häftlinge mit unerfüllbaren Erwartungen konfrontiert. Ein Überleben war in Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Moralvorstellungen gar nicht oder nur schwer möglich. Die Überlebenden selbst nehmen diese Diskrepanz wahr und machen sie für ihr Überleben verantwortlich, sie fühlen sich - den Kategorien von Gut und Böse folgend - "schuldig". Gleichzeitig empfinden sie tiefe Trauer über den Verlust nahestehender Personen. Die Ermordeten erscheinen gemäß dieses Denkmusters als moralisch unbelastet. Vor dem Hintergrund dieser Komplexität von Emotionen sehen sich die KZ-Überlebenden Rechtfertigungsansprüche einer Gesellschaft gegenübergestellt, die entsprechend ihrer generellen Norm- und Wertsysteme urteilt, ohne sich deren bedingten Gültigkeit im Lager bewußt zu sein.

Nach der Befreiung aus den Konzentrationslagern befanden sich viele Überlebende in einer äußerst kritischen Lebenssituation. Nicht nur das Ertragen und Überwinden schwerer körperlicher Erkrankungen, häufig mit bleibenden Schäden, wurde ihnen abverlangt, sondern viele erfuhren erst jetzt von dem Tod ihrer Familienmitglieder und Freunde. Ihnen fehlte in der Regel jegliche Lebensgrundlage, als sie in ihre vom Krieg völlig zerstörten Heimatländer zurückkehrten. Die unmittelbaren Folgen der Haft bedingten eine vollständige oder zumindest zeitweilige Arbeitsunfähigkeit, was die Gefahr des sozialen Abstiegs im Vergleich zu den Lebensverhältnissen vor dem Krieg mit sich brachte. Abgebrochene Schul- oder Berufsausbildungen konnten nicht immer fortgesetzt werden oder vorherige Berufe waren aufgrund von Invalidität nicht mehr ausübbar. Ein Großteil der Repatriierten dachte an Auswanderung nach Israel, in die

USA oder nach Canada. Eine Entscheidung zu diesem Schritt brachte neue Probleme sozialer und kultureller Natur.

Die in den ersten Nachkriegsjahren sich aufdrängenden existenziellen Probleme ließen kaum Zeit und Raum für die psychische Verarbeitung der traumatischen Erlebnisse. Erst mit einer allmählichen körperlichen und sozialen Stabilisierung ließ der zuvor notwendig gewesene Verdrängungsdruck nach und die Erinnerungen brachen durch. Erst Jahre nach der Befreiung wurden psychische Leiden sichtbar, kam es häufig zu vollständigen Zusammenbrüchen. Die Erinnerungen an die Zeit im Konzentrationslager waren wieder derartig präsent, daß sie als ein "Weiterleben im Lager" empfunden werden - für viele bis heute unerträgliche Realität. Für uns zeigte sich daran, daß die psychischen Symptome der Überlebenden nur die Spitze eines Eisberges sind. Sie spiegeln einen inneren Spannungszustand wider und zeigen den Versuch, "unerträglich Tödliches in sich in Schach zu halten".<sup>20</sup>

### Lebensalter der Verfolgten

Die von Reinhart Lempp<sup>21</sup> durchgeführten Untersuchungen haben eine Differenzierung der auftretenden Spätfolgen bei Überlebenden je nach Lebensalter der Personen zum Zeitpunkt ihrer Inhaftierung zum Gegenstand. Daraus ergeben sich Nuancen, die hier bezüglich des Jugendalters beziehungsweise jugendlichen Alters thematisiert werden sollen. Dies erscheint aufgrund der Tatsache sinnvoll, daß ein großer Teil der heute noch lebenden ehemaligen KZ-Häftlinge zur Zeit ihrer Haft dieser Altersstufe angehörten. Dies trifft bei weitem auch für die Mehrzahl unserer Gesprächspartner zu. Für das Schicksal eines Kindes oder eines Jugendlichen war es von entscheidender Bedeutung, ob und wenn ja, wie lange die Verfolgungssituation mit den Eltern oder mit einem Elternteil gemeinsam erlebt wurde. Dies ist nicht nur für die Entstehung fundamentaler Trennungsängste von Relevanz, sondern konnte sich auch insofern auswirken, daß ein Miterleben der elterlichen Hilflosigkeit und Ohnmacht zur Zerstörung der sogenannten basic security führte. Nicht selten mußten Jugendliche in den Lagern die Folterungen, den Tod oder gar die Ermordung ihrer Eltern und Verwandten miterleben. Weiterhin hatten sie trotz einer noch unausgereiften körperlichen Entwicklung die gleichen schweren Arbeiten wie Erwachsene zu verrichten. Dies alles

<sup>20</sup>Isidor J. KAMINER, Spätfolgen bei jüdischen KZ-Überlebenden, in: JUELICH, Geschichte als Trauma, S. 19-33 (24).

<sup>21</sup>Vgl. LEMPP, Extrembelastungen; DERS., Wandlungen der Spätfolgen.

wirkte auf einen Charakter ein, der sich erst zu stabilisieren begann. Derartige Erfahrungen von Verlust und Tod haben einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen gehabt und konnten zu chronischen Störungen im emotionalen Bereich führen.<sup>22</sup>

Es läßt sich daher feststellen, daß die Folgen von Konzentrationslagerhaft im Jugendalter denen der Erwachsenen ähneln, aber in ihren Auswirkungen häufig insofern existentieller waren, als sie eine körperliche, emotionale und geistige Entwicklungsphase fundamental störten. Die fehlenden Voraussetzungen zu einer positiven Lebensbewältigung stellen daher einen speziellen Aspekt im Zusammenhang mit der Verfolgung Jugendlicher dar.

### Lebensgeschichtliche Interviews mit KZ Überlebenden

Vor dem Hintergrund der traumatischen Erlebnisse während einer Konzentrationslagerhaft erfordern lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden eine besondere Sensibilität. Viele ehemalige Häftlinge haben für sich entschieden, nicht oder nicht mehr über ihre Erlebnisse in den Lagern zu berichten. Dabei spielen die bisherigen Erfahrungen, die der einzelne diesbezüglich mit seiner Umwelt gemacht hat, eine entscheidende Rolle. Eine vielfach stark moralisch geprägte Betrachtungsweise der Zuhörenden erschwert es, über sich selbst und seine Erinnerungen Auskunft zu geben. Die Gefahr des Mißverstanden-Werdens ist vielen Betroffenen zu hoch. Diese Tatsache stellt die Bedingungen, unter denen Gespräche mit KZ-Überlebenden stattfinden, in den Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei zieht die Beziehung der beiden Gesprächspartner die "Grenzen des Sagbaren"<sup>23</sup>, ihr mögliches Vertrauen zueinander schließt Themen aus oder kann weitere Gesprächshorizonte eröffnen. Für den Interviewpartner ergibt sich aus diesem Zusammenhang ein hohes Maß an Verantwortung und Einfühlungsvermögen, kann er mit seinen Fragen doch schmerzhaft erlebte Erlebnisse reaktualisieren, aber keine psychotherapeutischen Hilfen zu ihrer Verarbeitung anbieten. Der Zusammenhang von Lebensgeschichte und Identität ließe eine Nähe lebensgeschichtlicher Befragungen zur gesprächstherapeutischen Arbeit vermuten. Das Thematisieren vergangener Erlebnisse, ein Reflektieren über das eigene Verhalten schafft eine Gesprächssituation beziehungsweise eine Beziehung zwischen den

<sup>22</sup>Vgl. NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung, S. 16.

<sup>23</sup>Vgl. POLLAK, Grenzen, S. 21.

Gesprächspartnern, die der in der Gesprächstherapie zu ähneln scheinen. Derartige Verknüpfungen sollen hier aber mit aller Vorsicht zur Sprache kommen, denn: Lebensgeschichtliche Befragungen unterscheiden sich ganz grundlegend von Prozessen in der Gesprächspsychotherapie. Sie können und dürfen nicht auf eine Veränderung des Gesprächspartners abzielen, haben auch von ihrer Intention her ein anderes Erkenntnisinteresse.<sup>24</sup> Ihr Ziel ist es eben nicht, mit dem Gesprächspartner in einen Prozeß der Rekonstruktion und Verarbeitung von Erinnerungen einzusteigen, sondern es gilt, die Erinnerungen der KZ-Überlebenden an ihre Haftzeit entgegenzunehmen und zu bewahren. Lebensgeschichtliche Befragungen können und dürfen daher grundsätzlich keine psychotherapeutischen Ziele verfolgen. Diese Tatsache schließt allerdings die Frage nicht aus, welche Verhaltensanforderungen an den Historiker oder die Historikerin in der konkreten Gesprächssituation zu stellen sind.<sup>25</sup> Wie läßt sich eine angstfreie, vertrauensfördernde Gesprächsatmosphäre schaffen, in der es dem Zeitzeugen möglich ist, über seine oft schmerzhaften Erinnerungen zu sprechen? Uns war es zunächst wichtig, daß der oder die Befragte exakt über den Ablauf des Gespräches informiert ist, selbst über dessen Länge bestimmen und sich der Vertrauenswürdigkeit seiner Gesprächspartnerin sicher sein kann. Dies konnte zum Beispiel bedeuten, daß einzelne Interviewpassagen, die der Überlebende berichtete, nicht aufgezeichnet wurden, wenn der Betreffende es wünschte. Gleichzeitig hielten wir die "Echtheit" unseres eigene Verhaltens für bedeutsam. Der Zeitzeuge sollte sich einer Gesprächspartnerin gegenübersehen, die sich nicht hinter einer "professionellen Maske"<sup>26</sup> zu verstecken versuchte. Nur ein echtes, kongruentes Verhalten der Interviewerin bot Raum für eine persönliche Begegnung, die es dem Gesprächspartner ermöglichte, die Reaktion des anderen auf sich selbst einzuschätzen. Grundsätzlich war uns daran gelegen, unseren Gesprächspartnern mit einer positiven Einstellung zu

---

<sup>24</sup>Entscheidend ist dabei natürlich auch, daß der oder die Befragte selbst an das Gespräch mit der Historikerin ganz andere Erwartungen als an einen psychotherapeutischen Prozeß stellt.

<sup>25</sup>Für die Auseinandersetzung mit dieser - und nur mit dieser - Frage hat sich eine Beschäftigung mit dem gesprächspsychotherapeutischen Ansatz des amerikanischen Psychologen Carl R. Rogers als fruchtbar erwiesen. Rogers entwickelte in den vierziger Jahren ein Beratungskonzept, das er selbst "client-centred therapy" nannte. Seine Modelle beruhen auf seiner praktischen Tätigkeit im Bereich der klinischen Psychiatrie. Carl R. Rogers selbst überarbeitete, hinterfragte und veränderte seine Forschungsergebnisse ständig, entwickelte in den folgenden dreißig Jahren ein umfassendes Therapiesystem, welches er auch auf nicht-klinische Anwendungsbereiche zuschnitt. Durch die breite Streuung der Anwendungsgebiete gehört sein Ansatz heute zu den zentralen Grundlagen gesprächspsychotherapeutischer Arbeit. Vgl. Carl R. ROGERS, *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie*, Frankfurt am Main 1983; DERS., *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*, Frankfurt am Main 1983.

<sup>26</sup>ROGERS, *Gesprächspsychotherapie*, S. 32.

begegnen; eine Akzeptanz, die den anderen so nimmt, wie er ist. Dies beinhaltete jedoch keine kritiklose Haltung. Kommentare und Wertungen wurden - wenn sie für den Gesprächsablauf entscheidend waren - verbalisiert, aber auch dann als ganz persönliche Eindrücke der Interviewerin kenntlich gemacht, um der Gefahr einer scheinbar objektiven Be- oder Verurteilung zu entgehen. Denn: Jeder Mensch lebt in der von ihm wahrgenommenen Wirklichkeit. Er ist der einzige, der diese Realität umfassend kennt, jeder Rat, jedes Urteil von außen entspringt einer anderen Wirklichkeitswahrnehmung. Der Interviewer oder die Interviewerin sollte ein sensibles und präzises einführendes Verstehen entwickeln und sich somit auf die Wirklichkeit des Gesprächspartners einlassen.



## Vergangenes und Gegenwärtiges: Gespräche mit Überlebenden

### Reflexion

In den letzten zehn Jahren sind eine Reihe von Oral-History Projekten durchgeführt worden. Wenige wurden der wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit in ihren drei Phasen - Vorbereitung, Durchführung, Ergebnisse - vorgestellt. Ein Erfahrungsbericht fehlte meist völlig. Da er aber notwendig und sinnvoll ist, soll er an dieser Stelle nicht fehlen.

Ein Forschungsprojekt, das sich die Befragung von mehr als einhundert KZ-Überlebenden zum Ziel gesetzt hatte, blickt am Ende seiner Durchführung auf eine Vielzahl verschiedener, sich teilweise auch widersprechender Eindrücke und Erfahrungen zurück, die sich in weiten Teilen einer Systematisierung und Strukturierung zu widersetzen scheinen. Zahlreich sind die zu beachtenden Aspekte, undurchsichtig die Details miteinander verschlungen und als äußerst komplex erweisen sich die Interaktionsprozesse zwischen Interviewer und Zeitzeuge.

Ein Arbeiten mit den Methoden der Oral History vor dem Hintergrund einer Wissenschaftstradition, die sich von den überholten Formen einer nach Objektivität und Wahrheit strebenden geschichtlichen Betrachtung und Interpretation verabschiedet hat, der Gesellschaft entsprechend mit der notwendigen Kritik begegnet und zugleich aber dem Subjekt solidarisch verbunden bleiben will, muß mit "Krisen des Selbstverständnisses"<sup>1</sup> rechnen. Beinahe zwangsläufig bedingt eine Analyse des Projektverlaufs auch eine Selbstreflexion des Interviewers, ein Infragestellen seiner Forschungsinteressen und -methoden. Eine differenzierte Selbstwahrnehmung und ihre Einordnung und Analyse im Arbeitsprozeß ist im Handwerkszeug eines Historikers nicht vorgesehen, stößt daher, trotz theoretischer Kenntnisse und Reflexion, immer wieder auf Widerstände oder sogar Abwehr. Die größere Schwierigkeit ist aber in der Regel, die Bedeutung der eigenen Wahrnehmungen für die Forschungsarbeit zu erkennen und nutzbar zu machen. Das Einlassen auf einen derartigen Prozeß erreicht ohne professionelle Hilfe in Form einer Supervision schnell seine Grenzen, Selbst- und Fremdwahrnehmungen bleiben an der Oberfläche.

Trotz, oder besser, gerade wegen dieser Schwierigkeiten sollen im folgenden unsere Erfahrungen und Interpretationen aufgezeigt und zur Diskussion gestellt werden, mit

---

<sup>1</sup>NIETHAMMER, Fragen, S. 394.

dem Wissen um ihre Unvollständigkeit und der bestehenden Gefahr von Mißdeutung und Vereinfachung. Dabei kann der Anspruch eines Erfahrungsberichtes sicherlich nicht sein, das erhobene Material in seiner Gesamtheit auszuwerten. Vielmehr sollen die theoretisch erörterten Fragestellungen aufgegriffen und mit der praktischen Erfahrung des Projektes in Beziehung gesetzt werden. Schließlich muß sich die Tragfähigkeit einer Methode immer auch in der Forschungspraxis erweisen. Die Analyse einiger Probleme, die in der Durchführung des Projektes auftauchten, lassen sich zu Hypothesen verdichten. Sie beruhen auf den Wahrnehmungsvoraussetzungen der Autorinnen und sind als Angebote zu verstehen, die sich einer Kritik stellen und somit zu einem differenzierten Diskurs über die Zeitzeugenbefragung von KZ-Überlebenden in einem zeitgeschichtlichen Forschungsvorhaben beitragen wollen.

### Ereignisse werfen ihre Schatten voraus

Jedes Ereignis wirft seine Schatten voraus. Dieser Satz erscheint zunächst banal, charakterisiert er auf den ersten Blick doch nur das, was als Vorbereitungsphase eines Projektes obligatorisch ist. Ein jedes Forschungsvorhaben tut gut daran, seine Ziele und Methoden gründlich zu diskutieren und zu problematisieren. Erweist sich die spätere Praxis auch immer als Korrektiv, so sollte doch zumindest nachvollziehbar sein, welche Annahmen und Ausgangspunkte sich als nicht zutreffend oder unpraktikabel herausstellten. Für die Befragung ehemaliger Häftlinge der faschistischen Konzentrationslager mit den Methoden der Oral History gibt es einsichtige und überzeugende Gründe, die sowohl das Sammeln und Bewahren einzelner Lebensgeschichten zum Ziel haben, als auch das bestehende Defizit an Quellen zu bestimmten Forschungsfragen betonen. Damit ist zwangsläufig ein Perspektivwechsel verbunden, der die hauptsächlich in Dokumenten festgehaltene Sicht der "Täter" entscheidend bereichern und korrigieren kann.<sup>2</sup>

Das theoretische Konstrukt von Methode und Ziel ist sicherlich notwendige Voraussetzung für jedes Interviewprojekt, beantwortet es aber tatsächlich die Frage, was man denn von den Zeitzeugen wissen will? Geht es wirklich "nur" darum, eine Lebensgeschichte per Mikrophon einzufangen und sie im nachhinein, den Gesetzen historischer Quellenkritik folgend, in Einzelaspekte zerlegt aufzuarbeiten und anschließend zu deuten?

---

<sup>2</sup>Vgl. das Kapitel "Mündlich erfragte Geschichte".

Die Antworten auf diese und ähnliche Fragen fielen im Laufe des Projektes unterschiedlich aus. Die Veränderungen waren mit der Suche nach Orientierungspunkten verbunden, die einen Halt zu bieten vermochten. Erst aus dem Projektverlauf kristallisierte sich das heraus, was zuvor diffus und unkonkret war: Natürlich stellen die Interviews Material bereit, aus denen historisch relevante Aspekte gefolgert werden können, natürlich dokumentieren sie Lebensgeschichten, die die Verschränkung von politischer Struktur einerseits und der Lebenspraxis der Subjekte andererseits verdeutlichen. Sicherlich verweisen die Gespräche auch auf bestehende Bewältigungs- und Verarbeitungsprozesse von KZ-Überlebenden, aber gleichzeitig, und das erwies sich erst anhand der Erfahrungen als bedeutsam, demonstriert die sich im Interview entwickelnde Beziehung zwischen dem Interviewer und dem Zeitzeugen selbst die Schwierigkeiten und Probleme des Kontaktes zwischen Deutschen und Überlebenden der nationalsozialistischen Lager heute. Die Interaktion zwischen den Gesprächspartnern entpuppte sich als ein Bestandteil des Forschungsinteresses.<sup>3</sup>

Aber diese Überlegung greift bereits dem Folgenden voraus. Zurück zu den Vorbedingungen: Umfaßt eine eingehende Vorbereitung eines Projekts sowohl methodische als auch fachwissenschaftliche Themen, so ist das Vorfeld eines jeden einzelnen Interviews zusätzlich von den Erwartungen, Ängsten und Motiven der beiden potentiellen Gesprächspartner beeinflusst. Auf beiden Seiten kommt es dabei im Vorfeld zu einer Reihe von Projektionen, Wünschen und Befürchtungen, die auf der Unkenntnis der jeweils anderen Person beruhen und aus der Unsicherheit über das, was einen erwartet, erwachsen. Der Zeitzeuge erhält zwar brieflich eine Reihe von Vorinformationen über Inhalte und Ziele der Befragung, von der konkreten Person, die ihn aufsuchen wird, kennt er oder sie in der Regel aber nur den Namen. Viele der Gesprächspartner brachten dann auch beim Kennenlernen ihr positives Erstaunen zum Ausdruck, daß wir "noch so jung" seien und so gar nicht ihren Vorstellungen einer Historikerin entsprächen. Dabei wird sichtbar, daß die KZ-Überlebenden befürchteten, mit Angehörigen der "Tätergeneration" zusammenzutreffen. Gleichzeitig mag daraus auch die Angst sprechen, daß ein so junger Mensch die Schwere und Tragweite des im Interview Erzählten nicht in seiner ganzen Dimension begreifen kann. Neben diesen Ängsten besteht zudem bei den ehemaligen Häftlingen die Gewißheit, daß das Gespräch eigene seelische Verletzungen zur Sprache bringen wird, deren erneutes Durchleben im Erinnerungsprozeß krisenhaft, wenn nicht unerträglich sein wird. Angesichts der enormen seelischen Belastung des Erinnerungsinterviews für die

---

<sup>3</sup>Dieser Gedanke wird im Abschnitt "Vergangenes und Gegenwärtiges" weiterverfolgt.

Betroffenen stellt sich um so eindringlicher die Frage nach deren Motiven, in ein derartiges Gespräch einzuwilligen.

Nur ein kleiner Teil der ehemaligen Häftlinge, die im Rahmen des Projektes um ein längeres Gespräch über ihr Leben und ihre Haftzeit im Konzentrationslager gebeten wurden, lehnten das Anliegen aus prinzipiellen Gründen ab.<sup>4</sup> Die Motive derjenigen, die einem Gespräch zugestimmt hatten, blieben zunächst unklar. Einige Gründe wurden im Interview thematisiert, andere wurden auch ohne explizite Erwähnung offensichtlich.

Eine Vielzahl der ehemaligen Häftlinge verstanden - unabhängig von ihren individuellen Beweggründen, auf die weiter unten einzugehen sein wird - den Besuch der Historikerinnen aus Hamburg und deren Anliegen, nämlich Lebensgeschichten zu dokumentieren und somit zu bewahren, auch als eine symbolische Geste. Die persönlichen und kollektiven Verletzungen, die Deutsche während des Zweiten Weltkrieges verursacht hatten, erfuhren nun, 50 Jahre nach Kriegsende, eine Wertschätzung und Anerkennung, die jenseits einer materiellen "Wiedergutmachung" anzusiedeln sind. Einer unserer Interviewpartner gab der Gesprächsatmosphäre einen geradezu feierlichen Charakter. Für ihn war die Tatsache, Deutsche in seinem Haus zu empfangen, ein Symbol der Völkerverständigung zwischen zwei Ländern, die durch eine leidvolle Geschichte verbunden sind: Polen und Deutschland. Eine Geste, die auszudrücken, bedeutsamer war, als über das eigene, persönliche Erleben der Vergangenheit zu berichten.

In den in Osteuropa, vor allem in Polen und der ehemaligen Sowjetunion, geführten Interviews war die symbolische Ebene deutlicher zu spüren. Allerdings trat dort auch das ökonomische Gefälle zwischen der Bundesrepublik und den osteuropäischen Nachbarstaaten stärker in den Vordergrund. Nicht selten formulierten die polnischen, tschechischen oder ukrainischen Gesprächspartner Wünsche, deren Erfüllung von uns als Stellvertreterinnen der Gedenkstätte Neuengamme erhofft wurde. Die Bitten, die mehr oder weniger explizit geäußert wurden, bezogen sich meist auf eine materielle und/oder medizinische Hilfeleistung. Die sozialen Notlagen, die den Bitten zugrundelagen und die oftmals auch augenfällig waren, haben ihre Ursache fast immer in der Gefangenschaft im Konzentrationslager, sind also letztendlich von Deutschen verschuldet worden. So ist - um ein Beispiel zu nennen - einer unserer polnischen Gesprächspartner schwer herzkrank und muß sich dringend einer Operation unterziehen. Seine Krankheit ist die Folge pseudomedizinischer Experimente, die im Lager

---

<sup>4</sup>Vgl. den Abschnitt "Struktur und Organisation des Forschungsprojektes".

Auschwitz an ihm verübt wurden. Die notwendige Operation kann jedoch nur in westeuropäischen Spezialkliniken durchgeführt werden. Er wies während des Interviews mehrmals auf seine aussichtslose Lage hin und erhoffte sich von uns Hilfe aus seiner Not. Eine solche Erwartung letztendlich enttäuschen zu müssen, war für uns eine der bittersten Erfahrungen im Projekt.

Neben den genannten Motiven tritt bei jedem Menschen, der bereit ist, über sein Leben zu sprechen, aber auch eine psychische Motivation hinzu. Bei KZ-Überlebenden ist diese sicherlich eine besondere.

Alle Interviewpartner, mit denen wir über ihre Motivation zu einem Interview sprachen, betonten, daß sie sich verpflichtet fühlten, Zeugnis über die Vergangenheit abzulegen. Eine Verpflichtung, die sie denen gegenüber empfanden, die das Konzentrationslager nicht überlebten, denen die Möglichkeit genommen wurde, über ihr Leiden und darüber, wer dieses verursacht hat, zu berichten. Der Tod und das Leiden der Kameraden soll nicht vergebens gewesen sein. Eine Zeitzeugin machte, hier stellvertretend für andere, eindringlich deutlich, wie sehr sie die öffentliche Diskussion in Deutschland um die tatsächliche Anzahl der ermordeten Juden berühre und beunruhige. Ihren Bericht wollte sie auch als Beweis verstanden wissen, daß das Unvorstellbare über Auschwitz und die anderen Konzentrationslager wahr sei. Niemand solle heute noch sagen, er wisse nichts davon.

Gleichzeitig fühlten einige Gesprächspartner auch eine Verpflichtung gegenüber denjenigen, die die NS-Zeit nicht selbst erlebt haben. Hinter dem Wunsch, Zeugnis abzulegen, steht die Überzeugung, daß die Menschheit aus der Geschichte lernen könne, daß die Nachgeborenen vom Wissen und von den Erfahrungen der Überlebenden zu profitieren in der Lage seien.

Andere Gesprächspartner zogen ein mögliches Lernen aus ihren "Lebensgeschichten" aber auch in Zweifel. Sie verstanden das Erinnerungsinterview eher als ein Gespräch, das sich an die sich ohnehin mit zunehmendem Alter einstellenden Lebensrückblicke anschloß. Dieser "Testamentscharakter" hängt selbstverständlich eng mit der gewünschten Weitergabe von Erfahrungen an die Nachfolgenden zusammen. In einigen Interviews nahm das Bedürfnis, die eigene Geschichte und die eigenen Erfahrungen weitergeben zu wollen, eine konkrete und gleichsam "manifeste" Form an. Die Interviewpartner baten, noch bevor das Gespräch begonnen hatte, um eine Kopie der Tonbandcassetten, um diese später Kindern oder Enkeln hinterlassen zu können.

Seltener waren die Interviews, in denen die Zeitzeugen darüber hinaus das Bedürfnis verspürten, über die eigene Person und über die eigene Lebensgeschichte nach-

zudenken und Rechenschaft abzulegen. Der eigene Wunsch nach Selbstreflexion konnte dazu führen, daß Themen und Ereignisse angesprochen wurden, die jenseits einer gängigen Moral oder Wertvorstellung lagen und die auch das eigene Verhalten des Erzählers kritisch betrachten ließen. Der "offizielle" Charakter eines Interviews ging in diesen Gesprächen mehr und mehr verloren und wurde schließlich von allen Beteiligten kaum noch wahrgenommen. Ein ehemaliger Häftling nahm unser Gesprächsangebot zum Anlaß, erstmalig ausführlich über seine Haftzeit zu sprechen, über einzelne Ereignisse sprach er überhaupt zum ersten Mal. Die besondere "emotionale Dichte" dieses Gespräches verweist auf den enormen Einfluß der Motivation des Befragten auf den Gesprächsverlauf.

Eine Voraussetzung einer solchen Entwicklung war sicherlich auch die Interaktion der Gesprächspartner. Solange wir nicht in der Lage waren, dem anderen zuzuhören, sich auf seine Wahrnehmungen einzulassen und auch tabuisierten Bereichen zu folgen, gelang die "biographische Kommunikation" nicht. Unabhängig von einer allgemeinen und zunächst theoretischen Einstellung zu den Interviews spielte in den Fällen, in denen ein solcher Prozeß gelang, Sympathie füreinander eine wesentliche Rolle. Erst in einer vertrauten und von Sympathie geprägten Atmosphäre konnten persönliche Begegnungen zustande kommen, die weit über den Charakter eines Interviews hinausgingen. Dabei stellte sich das Problem, daß die Forschende keine Privatperson ist, sondern Repräsentantin einer Institution, die ein gewisses Verwertungsinteresse an dem Gesagten hat. Das Vergessen des "halböffentlichen Arrangements"<sup>5</sup> auf Seiten des Befragten ist eine Selbsttäuschung, die von der Gegenseite nicht aus den Augen verloren werden darf. Dort kann es in Folge auch zu übersteigerten oder anmaßenden Erwartungen führen.

Ebenso wie auf Seiten der Zeitzeugen bestehen auch bei den Forschenden Erwartungen und Ängste, die ein Interview vorstrukturieren. Unrealistische Erwartungen können Korrekturen erforderlich machen, festgefahrene Vorstellungen über ehemalige KZ-Häftlinge stehen in der Gefahr, weitreichende Verunsicherungen des oder der Fragenden auszulösen. Dabei ist das gängigste Bild wohl das des bedürftigen, alten und kranken Häftlings, dem es zu helfen gilt. Ein solches Klischee einer gebrochenen und schutzlosen Persönlichkeit traf in den Gesprächen meist nicht zu. Die zuvor damit einhergegangenen Überlegenheitsgefühle müssen negiert werden und zwingen zu einem Umdenken, durch das in der Selbstwahrnehmung des Interviewers vorher nicht reflektierte Ansätze stereotyper Denkmuster deutlich werden.

---

<sup>5</sup>NIETHAMMER, Fragen, S. 399.

### Am besten Sie stellen Fragen ...

Es gibt Fragen, auf die es nur eine Antwort gibt. Aber nicht auf jede Frage gibt es eine passende Antwort. Und es gibt Antworten auf Fragen, die man gar nicht gestellt hat. Es gibt auch Fragen, die man nicht stellen mag, die aber ohne zu antworten, beantwortet sind. Auf einige Fragen gibt einem niemand eine Antwort. Und auf andere gibt es keine.

Das Zusammenspiel von Frage und Antwort ist ein sehr viel komplizierteres als es auf den ersten Blick scheint. Das hat mit Rhetorik und Psychologie zu tun. Wer nach Geschichten fragt, bekommt, so könnte man meinen, Geschichten erzählt. - So einfach ist es leider nicht.

In der Soziolinguistik unterscheidet man offene von geschlossenen Fragen<sup>6</sup>: Fragen, die eine Alternative bereits anbieten oder allein nach Verneinung oder Zustimmung verlangen, grenzen die Antwort und ihren Informationsgehalt von vornherein ein. Sie dienen weniger dazu, den Gesprächspartner zum Erzählen zu animieren.

Offene Fragen sind in der Regel mit Fragewörtern eingeleitet, die nach einem Zustand, einer Art und Weise, einem Verfahren oder Vorgang oder nach einer Erklärung fragen. Aber auch diese Fragen strukturieren die Antworten bereits vor, jede einzelne verbindet sich im jeweiligen Kontext mit Erwartungen oder Wünschen der Anwesenden. Dabei kann der Fragestil die Meinung oder Haltung des Fragenden transportieren. Ein Gesprächsabschnitt zum Beispiel, der durch das häufige Fragen nach Erklärungen und Begründungen geprägt ist, kann den Eindruck erwecken, der Fragende fordere von dem Gesprächspartner Rechtfertigungen für dessen Verhalten oder er zweifele das Gesagte an.

Sehr viel komplizierter wird es dann bei Fragen, die nicht in eine Frageform gefaßt sind, sondern sich in einem Aussagesatz versteckt halten, also allein durch Betonung oder Gestik indirekt darauf verweisen, daß grammatikalisch hier eigentlich ein Fragezeichen stehen müßte. Der Gefragte kann auf diese "Anfrage" eingehen oder so tun, als habe er sie nicht verstanden. Es bietet ihm die Möglichkeit Angesprochenes unbeantwortet zu lassen, ohne eine Antwort direkt verweigern zu müssen. Neben diesen indirekten Fragen treten auch Situationen auf, wo bestimmte Fragen sich gemäß den Gesetzen der

---

<sup>6</sup>Vgl. Peter ROBINSON, Susan RACKSTRAW, Soziolinguistische Untersuchung von Antworten, Düsseldorf 1973.

Logik und dem Spiel der Assoziationen aus dem Erzählzusammenhang ergeben, aber unausgesprochen im Raum stehen. In der Regel entsteht dieses "Knistern" bei stark tabuisierten oder emotional belasteten Gesprächsthemen. Nicht immer ist es möglich, derartige Spannungen offen anzusprechen, beide Gesprächspartner verfügen dabei um ein unendlich groß erscheinendes Repertoire von Signalen, die dem jeweils anderen verdeutlichen, wo die eigenen Grenzen verlaufen. Dieser Dialog ohne Worte funktionierte dann nahezu perfekt, wenn die Gesprächspartner die "Grenzen des Sagbaren" gegenseitig erkannten und akzeptierten. Nur selten kam es daher zu Situationen, in denen der Befragte explizit erklärte, daß er dieses oder jenes nicht erzählen möchte.<sup>7</sup>

Antworten sind Reaktionen auf Fragen. Damit kann eine jede Reaktion auf eine Frage deren Beantwortung sein, auch wenn eine lexikalische Kontinuität<sup>8</sup> nicht erkennbar ist. Eine Nicht-Beantwortung ist auch eine Antwort, ein Schweigen sagt manchmal mehr als eine lange Geschichte.

### Erinnern und erzählen

Einigen der im Projekt interviewten ehemaligen Häftlinge war die Situation, zu ihrem Leben und der Vergangenheit befragt zu werden, nicht fremd. Sie hatten bereits vor Schüler- oder anderen Gruppen über ihre Haftzeit berichtet, an einer statistischen Erhebung zu Fragen über das Konzentrationslager teilgenommen<sup>9</sup> oder anderen Historikern Auskunft über das Lagergeschehen gegeben. Darüber hinaus haben fast alle Befragten mehr oder weniger intensive Kontakte zu anderen Überlebenden des Lagers, in denen die gemeinsam erlittenen Erfahrungen thematisiert werden. Fast immer konnten oder können die Befragten diese Erlebnisse auch in Gesprächen mit dem Ehepartner oder anderen Familienangehörigen zur Sprache bringen. Diese spielten auch während der Interviews häufig eine nicht unwesentliche Rolle. Viele Ehepartner waren nur an den stärker formalisierten Teilen der Gesprächssituation präsent. Sie erschienen zur Begrüßung, Bewirtung und Verabschiedung der Gäste, ohne jedoch das Interview zu verfolgen.

<sup>7</sup>Das weite Bedeutungsfeld non-verbaler Kommunikation kann an dieser Stelle nicht ausgebreitet werden. Es diente in unserem Arbeitszusammenhang auch dazu, daß der Zeitzeuge sozusagen "ohne Worte" signalisiert, wenn er das Gespräch beenden wollte. Erfahrungen im Umgang mit non-verbale Kommunikationsprozessen fördern eine Sensibilität für selbige und dienen dem besseren Verständnis.

<sup>8</sup>ROBINSON, Antworten, S.43.

<sup>9</sup>Eine solche wurde z.B. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme Mitte der 80er Jahre durchgeführt.



Andere Ehepartner hatten aber auch weitergehende Interessen. Sie blieben während des Interviews im Raum und schalteten sich mehr oder weniger stark in die Erzählung ihres Ehemanns beziehungsweise ihrer Ehefrau ein. Dabei konnte ihre Intention sein, die Lebensgeschichte ihres Ehepartners zu verdeutlichen, bestimmte Episoden, die ihres Erachtens unklar geblieben waren, näher zu erläutern oder auch bestimmte Aussagen zu korrigieren. Gelegentlich fühlten sich die Interviewten von dieser Einrede gestört, manchesmal aber wurde der Ehepartner und seine - auch verbale - Präsenz als Unterstützung empfunden.

Die Einmischung in das Gespräch zielte zum Teil auch in eine andere Richtung. Statt die Lebensgeschichte des Befragten zu erläutern, machten die Ehepartner auf ihre eigene aufmerksam. Beiden Schicksalen und Charakteren Raum zu geben, erwies sich fast immer als unmöglich. Als besonders unangenehm empfanden wir es, die Lebensgeschichte des Ehepartners letztendlich ignorieren zu müssen, wenn er oder sie ein ähnliches Schicksal wie die oder der Befragte hatte.

Zurück zum Interview selbst: Die Art und Weise, wie die Zeitzeugen in der Interviewsituation über ihre Vergangenheit berichteten, war sehr unterschiedlich. Die Bitte, ihre Lebensgeschichte von Beginn an zu schildern, führte in der Regel dazu, daß die Interviewpartner mit einer chronologischen Darstellung begannen. Nur die wenigsten hielten sich während des ganzen Gespräches an dieses Erzählprinzip. Ein Befragter fühlte sich - um ein Beispiel zu nennen - durch Zwischenfragen sichtlich gestört, da sie ihn von der Chronologie der Ereignisse wegzuführen drohten. Diese - aus seiner Sicht - zufälligen und unbekanntenen Wege mochte er jedoch nicht beschreiten.

Andere Formen der Orientierung lagen auch dann vor, wenn die Befragten ein Manuskript vorbereitet hatten, das sie ganz oder zeitweilig vorlasen. Dabei konnte es sich um Notizen handeln, um ausführliche autobiographische Berichte oder auch um eigene oder von anderen Personen verfaßte, bereits veröffentlichte Bücher. Diese Form der lebensgeschichtlichen Erzählung zu akzeptieren, war uns selbstverständlich, sollten die Befragten doch die Art der Schilderung wählen können, die ihnen am angenehmsten war und die ihnen Sicherheit verlieh. Darüber hinaus zeigte sich in der Orientierung an bereits formulierten Texten, wie schwer es ist, die Erfahrungen der Haftzeit in angemessene Worte zu fassen. In der Regel wurden die Notizen jedoch zur Seite gelegt, sobald eine vertraute Gesprächsatmosphäre entstanden war. Die Texte hatten dann ihre Funktion als (Gedächtnis-)Stütze erfüllt.

In jeder Lebensgeschichte existierten bestimmte Fixpunkte, an denen sich der Berichtende während eines Lebensrückblicks orientierte. Es waren in der Regel persönlich bedeutsame oder historisch relevante Ereignisse, die auf die jeweilige Lebensgeschichte

Einfluß hatten und aufgrund ihrer weitreichenden Konsequenzen für das weitere Leben detailliert im Gedächtnis geblieben sind. Wendepunkte, wie der Eintritt ins Berufsleben, die eigene Heirat, die Geburt der Kinder oder die verschiedenen Wohnorte boten Orientierungspunkte. Schlüsselereignisse halfen bei der Strukturierung der vergangenen Jahrzehnte. Da sie eher als andere Ereignisse auch mit Datum und Jahreszahl bekannt sind, dienten sie als Erinnerungsstützen. Ohne Strukturierungshilfen ist ein derartiger Erinnerungsbericht gar nicht zu konstruieren oder bliebe für den Zuhörer unverständlich. Es ist daher offensichtlich, daß Erinnerungsinterviews bereits durch ritualisierte Formen der Mitteilung und der Entgegennahme von Erzähltem geprägt sind.<sup>10</sup> Entsprechend orientierten sich auch unsere Gesprächspartner an üblichen Lebenslauf- und Biographieschilderungen, wie sie aus anderen Zusammenhängen bekannt sind. Der Wunsch, eine gewisse Chronologie einzuhalten, konnte jedoch immer dann nicht umgesetzt werden, wenn es nicht um die Darstellung von Handlungsabläufen und Ereignisketten ging, sondern eher Emotionen, Ängste und Wünsche im Mittelpunkt standen. Die Zeit vor und nach der Inhaftierung im Konzentrationslager hatte daher eher den Charakter eines nüchtern wiedergegebenen Berichtes, nahm meist auch im Vergleich zur Haftzeit selbst einen wesentlich geringeren Raum ein. Das mag sicher an der Tatsache liegen, daß wir als Vertreterinnen der Gedenkstätte wahrgenommen wurden, was die Zeitzeugen in ihrer Schwerpunktsetzung beeinflusste. Trotzdem scheint dieses Ungleichgewicht auch die besondere Bedeutung der Erfahrungen und Leiden während des sogenannten Dritten Reiches widerzuspiegeln. Für die Mehrzahl der KZ-Überlebenden war ihre Deportation das entscheidende Lebensereignis, welches ihre Persönlichkeit und ihr weiteres Leben grundlegend veränderte oder prägte. Viel bedeutsamer war es den Gesprächspartnern daher, eine Lebensphase, nämlich die Haftzeit, ins Zentrum des Gespräches zur rücken. Kategorien wie Chronologie oder Stringenz ließen sich jedoch kaum auf die dort gemachten Erfahrungen anwenden. Die Erinnerungen schienen sich sogar einer chronologischen Strukturierung zu widersetzen, nahmen daher zwangsläufig assoziativen Charakter an. Insbesondere die eigene Verhaftung und die nahestehender Freunde und Verwandte, ebenso wie der Transport ins Lager und die Ankunft dort hatten sich im Gedächtnis festgesetzt. Viele ehemalige Häftlinge, insbesondere viele Frauen, beschrieben die Ankunft im Konzentrationslager und die mit ihr verbundene Prozedur des Kopf- und Körperhaare Scherens besonders eindrücklich, eben weil dieses Ereignis eine besonders infame Form der Demütigung war, die als solche unvergeßlich ist. Der Versuch der SS,

---

<sup>10</sup>Vgl. das Kapitel "Mündlich erfragte Geschichte".

die Häftlinge ihrer Menschenwürde zu berauben, sie zu erniedrigen und zu einer "Nummer" zu degradieren, nahm in den Berichten der ehemaligen Lagerinsassen einen breiten Raum ein. Hingegen war die zeitliche und geographische Einordnung bestimmter Ereignisse fast unmöglich. Namen und Orte, wenn sie überhaupt bekannt waren, blieben undeutlich und verschwommen. Unabhängig von Ereignissen und Umständen, die jeder Lebensgeschichte ihren individuellen Charakter geben, thematisierten die Interviewpartner meist die jeweiligen Arbeitskommandos, die Beziehung zu anderen Gefangenen und das Verhalten der Wachmannschaften. In ihren Schilderungen kam die allgemeine Versorgungslage, insbesondere auch die Situation in den Krankenrevieren zum Ausdruck. Die "Evakuierung" der Häftlinge am Ende des Krieges und die Zeit vor ihrer Befreiung durch alliierte Truppen gehörte für viele zu den grausamsten Erinnerungen.

Eine Vielzahl der Befragten hatte sich auf das Interview vorbereitet. Es waren Fotos<sup>11</sup>, Bücher sowie schriftliche Erinnerungsberichte bereits im Vorfeld herausgesucht worden<sup>12</sup> oder der Befragte hatte sich zuvor genau überlegt, was er zu erzählen bereit war und welche Themen er nicht ansprechen wollte. Ebenso konnte es aber auch passieren, daß die Eigendynamik der Gesprächssituation den einen oder anderen veranlaßte, über Ereignisse oder Gefühle zu reden, was er oder sie nicht beabsichtigt hatte.

Charakteristisch für viele Interviews waren Situationen, in denen bereits während oder kurz nach der Begrüßung das Lagergeschehen thematisiert wurde. Dieses blieb meist auch während der Gesprächspausen, beim gemeinsamen Mittag- oder Abendessen gegenwärtig. In einigen Biographien erwies sich die Haftzeit - oder bestimmte Erlebnisse während dieser - als so einschneidend, daß im Interview beinahe ausschließlich über sie gesprochen wurde. Gelegentlich wies diese Ausschließlichkeit auch darauf hin, daß ein ehemaliger Lagerinsasse erstmals ausführlich über die Haftzeit sprach. Die von ihm oder ihr sicher nicht leichtfertig getroffene Entscheidung zu einem Interview führte in der konkreten Situation dazu, daß die Erinnerungen an den Lageralltag sofort und unmittelbar ausgesprochen werden mußten. Auf die

---

<sup>11</sup>Das Mitbringen von Fotos als Erinnerungshilfen brachte im Gespräch neue Anreize, hat aber auch dazu geführt, daß der Befragte in seinen Erinnerungen in eine bestimmte Richtung gelenkt wurde oder in der Darstellung allgemeiner Bedingungen und Ereignisse verharren konnte. Die persönliche Lebensgeschichte geriet dadurch aus dem Blickfeld, bot dies zusätzlich doch die Möglichkeit, unangenehme Themen zu umgehen.

<sup>12</sup>Das Hinzuziehen von Fotos oder Gegenständen hatte häufig auch Beweischarakter. Den Zeitzeugen lag immer sehr viel daran, die Richtigkeit ihrer Aussagen deutlich zu machen und gegebenenfalls zu belegen. Viele machten aber auch darauf aufmerksam, daß ihre Erlebnisse nicht unbedingt allgemeingültig sein müssen. Andere Überlebende mögen abweichende Erfahrungen gemacht haben.

Chronologie der Ereignisse zu beharren, erschien uns bei solchen Gegebenheiten absurd, auch wenn die Gefahr bestand, daß das Bild des Lebensweges vor beziehungsweise nach der Haftzeit schemenhaft blieb.

Innerhalb einer jeden individuellen Erzählstruktur zeichneten sich gewisse Leitlinien ab, nach denen einzelne Ereignisse ausgewählt wurden, die unsere Gesprächspartner für besonders erzählenswert oder bedeutungsvoll hielten. Dabei war deutlich zu erkennen, wenn es sich um eine Geschichte handelte, die der Betreffende bereits in anderen Zusammenhängen berichtet hatte. Sie war in ihrem Erzählfluß sehr viel "flüssiger" als Antworten auf vielleicht außergewöhnliche Fragen, die erst eines aktiven Erinnerens bedurften. Die Erzählstruktur wirkte dann bruchstückhaft und zusammenhangslos, eine innere Logik von Handlungsabläufen schien zu fehlen oder war schwer nachzuvollziehen. Bei einigen Befragten erwies es sich in Folge ihrer traumatischen Erfahrungen als schwierig oder sogar unmöglich, ihren Erinnerungen an die Haftzeit zu folgen.

Die Mehrheit der Zeitzeugen beachtete bei der Gestaltung ihrer Geschichten aber gewisse Erzählregeln, damit der Zuhörer das Gesagte überhaupt aufnehmen konnte. Aus der Unzahl von Einzelereignissen mußte ein Zusammenhang hergestellt werden, zum Verständnis notwendige Details waren zu beachten und an den Zuhörer weiterzugeben. Weiterhin legte der Erzähler bestimmte "Knotenpunkte"<sup>13</sup> der Geschichte zur Spannungsgestaltung breiter an als unwichtige Nebensächlichkeiten.

Neben diese Faktoren traten individuelle Stilmittel und Eigenarten des Erzählens hinzu, wie zum Beispiel die häufige Wiedergabe von Erinnerungen in Form von Dialogen zwischen zwei oder mehreren Personen. Der Erzähler benutzte das Stilmittel der direkten Rede zur Veranschaulichung und zur Herstellung eines Spannungsbogens innerhalb des Berichtes. Dabei kann davon ausgegangen werden, daß sich das geschilderte Zusammentreffen nicht in dieser Form ereignete, sondern daß es sich hier um ein mnemotechnisches Mittel handelte. Die Erinnerung vollzog sich gewissermaßen "im Dialog mit sich selbst".<sup>14</sup> Ein anderer Zeitzeuge benutzte in weiten Teilen seines Berichtes relativ kurze, vielfach lustig oder zumindest heiter wirkende Anekdoten, deren Hintergründe und Bedeutungen jedoch sehr viel ernster waren. Die "Moral der Geschichten" symbolisierte das, was der Befragte an uns weitergeben wollte.

Nicht immer ist die Trennung zwischen Stilmittel und tatsächlichem Handlungsablauf offensichtlich, die Grenzen sind fließend und für den Außenstehenden schwer nachzuvollziehen. Dabei können bestimmte Erzählstile und die Verfolgung bestimmter

<sup>13</sup>NIETHAMMER, Fragen, S. 417.

<sup>14</sup>LEHMANN, Erzählstruktur, S. 67.

Erzählziele, wie das Hervorrufen von Erstaunen, Spannung oder Erheiterung, einzelne Momente der Geschichte verändern. Das Erzählte entspricht zwar weiterhin noch der Erinnerung, diese ist aber nicht mehr authentisch.

Das Gewicht der Erzählung auf die Haftzeit zu legen, kann nicht verwundern. Die Zeitzeugen kamen damit einer realen Erwartungshaltung entgegen, hatten wir doch um eine Interview auch über diese Zeit gebeten. Zum anderen wurden wir in erster Linie als Stellvertreterinnen einer Gedenkstätte wahrgenommen. Uns als "Expertinnen" für die Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme anzusehen, konnte auch dazu führen, daß bestimmte Themen von den Interviewpartnern ausgeklammert und mit dem Hinweis versehen wurden, daß diese uns sicherlich bekannt seien. In vielen Fällen mag diese Aussage auch eine Schutzfunktion für den oder die Betreffende übernommen haben. Die eigene Erfahrung konnte nicht formuliert werden.

Das Interview schien - in der Wahrnehmung der Befragten - durch die äußeren Rahmenbedingungen von vornherein auf ein Thema zugeschnitten zu sein. Vielleicht verstanden wir es auch nicht immer, unser Anliegen, das auf eine lebensgeschichtliche Erzählung zielte, deutlich zu formulieren. In anderen Interviews bezweifelten die Zeitzeugen mehr oder weniger explizit den Sinn einer solchen.

Die ehemaligen Lagerinsassen berichteten nicht nur über ihre individuelle Lebensgeschichte, sondern immer auch als Stellvertreter derjenigen, die das Konzentrationslager nicht überlebt hatten. Der Wunsch, Zeugnis abzulegen, konnte unter Umständen dazu führen, daß besondere Episoden aus dem Lagergeschehen ausgewählt wurden, weil sich an diesen etwas exemplifizieren ließ, das weiterzugeben, dem oder der Betreffenden wichtig war. Andere Erlebnisse, die stärker persönlichen Charakter hatten oder nicht in das Bild paßten, das vermittelt werden sollte, kamen seltener vor oder wurden nach beziehungsweise vor dem eigentlichen Interview im Zwiegespräch erzählt. Auch die Phasen vor der Verhaftung, soweit sie nicht direkt mit dieser zu tun hatte, beziehungsweise die Zeit nach der Befreiung wurden in der Regel vernachlässigt. Wurden sie ausführlicher zum Thema gemacht, so handelte es sich dabei meist um die Nachkriegszeit oder die momentane Lebenssituation. Aufgrund der aktuellen politischen Situation ihrer Heimatländer, die sich auf die Individuen stark verunsichernd auswirkt, sprachen die osteuropäischen Gesprächspartner häufiger und intensiver über diese Phasen. Eine in Slowenien lebende Dame betonte, daß der Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien die Erinnerungen an die Haftzeit im Konzentrationslager so stark wiederaufleben lasse, daß ihr ein Sprechen über die Vergangenheit kaum möglich sei.

Häufig aber wurden die Lebensphasen, die nicht unmittelbar an die Haftzeit angrenzten, nur flüchtig gestreift, da sie nicht als Teil einer kollektiven Geschichte, sondern als höchst individuelle Lebensperioden galten. Die persönliche Geschichte aber trat gegenüber dem kollektiven Vermächtnis in den Hintergrund.<sup>15</sup> Das Schweigen über die "persönliche" Lebensgeschichte war bei einigen Interviewpartner eine sehr bewußte Entscheidung. In ihr konnte sich die Bescheidenheit eines Menschen äußern, der die eigenen Erfahrungen als nicht mitteilenswert erachtet, meistens aber offenbarte sie die Grenzen der Gesprächssituation. Die zum Teil erstaunliche Offenheit, mit der die Betroffenen auch über intimste Erlebnisse sprachen, bezog sich auf das Geschehen im Konzentrationslager, nicht aber auf Erlebnisse außerhalb des Lagers. So intim und persönlich die Berichte uns auch erschienen, so wenig waren sie doch "privater" Natur. Gerade das Thematisieren der Zeit nach 1945 hätte für die Befragten bedeuten können, ihren sehr persönlichen Umgang mit der Verfolgung der Öffentlichkeit preiszugeben.

### Normen und Werte

Unsere Interviewpartner haben - soweit kann man verallgemeinern - nicht über ihr gesamtes Leben berichtet, sondern über die Haftzeit, deren Vorgeschichte und die unmittelbare Nachkriegsgeschichte. Dabei begegneten uns fesselnde Erzähler und wortkarge Berichterstatter.<sup>16</sup> So erzählte ein Herr die Geschichte seiner Haftzeit in drei Sätzen, um dann zu fragen, ob er detaillierter auf einzelne Punkte eingehen solle. Das andere Extrem waren Schilderungen, die sich über zwei Tage erstreckten und in denen die Interviewpartner das Gespräch zum Anlaß nahmen, über ihre Wahrnehmung und ihr Verhalten während der Gefangenschaft nachzudenken.

Unabhängig von der Art und Weise oder der Dauer der Schilderung stieß diese immer wieder an Grenzen. Die Grenzen dessen, was mitteilbar ist, sind durch gesellschaftliche Werte und Normen festgelegt. Fast alle Interviewpartner berichteten von der Unmöglichkeit, in der unmittelbaren Nachkriegszeit Ereignisse aus dem Konzentrationslager zu schildern. Sie mußten - vereinfachend und pauschalisierend

<sup>15</sup>Vgl. auch POLLAK, Grenzen, S. 111f.

<sup>16</sup>Ob hinter diesen verschiedenen Erzählformen unterschiedliche Verarbeitungsweisen der Vergangenheit stehen, wie Albrecht Lehmann vermutet, muß hier offen bleiben. Der Einfluß individueller und schichtenspezifischer Sprach- und Erzählstile, sowie der gewohnte und routinierte Umgang mit der Tatsache, über längere Zeit frei reden zu können, erscheint mindestens ebenso bedeutsam. Auch die verschiedenen Mentalitäten der Befragten hatten natürlich Einfluß auf den Gesprächsverlauf. Vgl. LEHMANN, Erzählstruktur, S. 64.

gesprächen - vor allem in Osteuropa mit dem Vorwurf der Kollaboration mit dem Feind oder gar mit staatlicher Verfolgung rechnen oder sich zumindest, in Ost- und Westeuropa, mit Unverständnis und Ungläubigkeit in ihrer unmittelbaren Umgebung auseinandersetzen.

Die gesellschaftliche Akzeptanz gegenüber diesen Themen hat sich mittlerweile verändert, doch die Wahrscheinlichkeit, daß die Erinnerungen der Überlebenden auf Ungläubigkeit oder Abwehr stoßen, ist noch immer hoch. Auch wenn die Schwelle des Mitteilbaren im Gespräch mit einer Mitarbeiterin einer Gedenkstätte niedriger als gemeinhin lag, so blieben Tabus bestehen, die nur in den seltensten Fällen gebrochen wurden.

Die Gesprächspartner orientierten sich jedoch nicht nur an allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen über das Konzentrationslager, sondern auch an der - zum Teil sehr rigiden - Sichtweise und Interpretation des Lagergeschehens, die von den Verfolgtenverbänden und/oder den informellen Kontakten der Überlebenden zueinander postuliert werden. Die Interviewpartner fühlten sich dieser Sichtweise der Vergangenheit zum Teil selbst verbunden, und/oder sie setzten sie bei uns als verbindlich oder doch zumindest als bekannt voraus.

Zwei Beispiele mögen verdeutlichen, welchen Zwängen der Erinnerungsbericht ausgesetzt ist. Kann ein ehemaliger Häftling ohne Scheu erzählen, daß er im Lager die Funktion eines Kapo ausfüllte? Wird er nicht automatisch mit dem Bild des schlagenden und prügelnden Kapos identifiziert, der nur der verlängerte Arm der SS war? Und was, wenn er tatsächlich geschlagen hat? Ist es - um ein anderes Tabu anzusprechen - einem politischen Häftling möglich zu berichten, daß er ins Lagerbordell ging, um seine sexuelle Lust zu befriedigen? Widerspricht eine solche Schilderung nicht dem Ethos der Häftlinge mit dem "roten" Winkel, die sich auch im Konzentrationslager nicht korrumpieren ließen? Andere Fragen ließen sich anfügen.

Es kann nicht verwundern, daß die Befragten versuchten, zumindest die Wahrnehmung der eigenen Person und die der befreundeten Mithäftlinge mit der Vorstellung über das "richtige" Verhalten eines KZ-Gefangenen in Einklang zu bringen. Nur sehr wenige Interviewpartner schilderten Ereignisse aus dem Lagergeschehen, in denen sie selbst gegen die - zumindest heute - bestehenden Normen der Häftlingsgemeinschaften verstießen. Sie wählten diese Episoden meist bewußt aus, um über das eigene Verhalten im Lager und die Korrumpierbarkeit des Menschen zu reflektieren. Sie äußerten sich mit einer radikalen Offenheit und Ehrlichkeit - sich selbst und uns gegenüber.

Für Erzähler und Zuhörer leichter zu ertragen waren Situationsschilderungen, in denen der Verstoß gegen die sozialen oder humanen Werte von anderen Häftlingen verübt

wurde. Diejenigen Lagerinsassen, von denen erzählt wurde, daß sie das Brot des Kameraden stahlen oder Mithäftlinge schikanierten, waren immer Angehörige einer anderen nationalen oder sozialen Gruppe als derjenige, der davon berichtete. Manchmal zeigte sich in den Schilderungen aber auch der - bewußte oder unbewußte - Versuch, das eigene Handeln zu thematisieren, der Versuch, auszuloten, was der Gesprächspartnerin anvertraut werden kann.

Dem häufig präsentierten Bild der Häftlingsgemeinschaft, das die Solidarität aller Häftlinge gegen den gemeinsamen Feind zeichnet, wurde in den Lebenserinnerungen der Interviewpartner - zum Teil auch explizit - heftig widersprochen. Jeder sei sich selbst der Nächste gewesen, betonten viele der Befragten. Solidarität habe sich nur in den kleinen Gruppen derjenigen entwickeln können, die miteinander befreundet waren und sich gegenseitig stützten.

Die anderen Mithäftlinge erschienen in den Schilderungen unserer Gesprächspartner oft als bedrohliche und gefährliche Masse. Verständnis oder Sympathie für deren Schicksal konnte höchst selten aufgebracht werden. Im Gegenteil. Die Erinnerungen der Interviewten erzählen von Vorurteilen und Verurteilungen anderer nationaler oder sozialer Häftlingsgruppen. Häufig wurde eine bestimmte nationale Gruppe von Häftlingen - die Nationalität differierte je nach der eigenen nationaler Zugehörigkeit des oder der Interviewten - pauschal mit Handlungsweisen identifiziert, die der zuvor geschilderten und für die eigene Gruppe als existent behaupteten Häftlingsmoral widersprachen. Nur wenige der Befragten wiesen darauf hin, daß die pauschale und negativ besetzte Wahrnehmung der anderen Gefangenen von der SS intendiert und in der Struktur des Konzentrationslagers angelegt worden war.

Wie sehr die Erinnerung der KZ-Überlebenden auch von äußeren Faktoren beeinflusst ist, wurde in den Interviews des Projektes offensichtlich. Besonders deutlich wurde die Abhängigkeit der Erinnerung von den Umständen, in denen sie stattfindet, wenn eine Vergleichsmöglichkeit gegeben war, also zu einem früheren Zeitpunkt verfaßte Erinnerungsberichte oder Zeugenaussagen von Gerichtsprozessen vorlagen. Die Erinnerungen einer Person differierten zum Teil erheblich. Der Vergleich mit den Berichten aus einem anderen Lebensabschnitt zeigte aber auch, daß bestimmte Ereignisse gleich erinnert werden, zum Teil sogar mit den gleichen Worten geschildert wurden. Offenbar handelte es sich dabei um Situationen, die für das Individuum besondere Bedeutung erlangt, die sich deshalb dem Gedächtnis eingepägt hatten.

Interviews, die mit befreundeten ehemaligen Häftlingen geführt wurden, die einen Teil der Vergangenheit gemeinsam erlebt hatten, belegten diese Thesen ebenfalls. So wurde



zum Beispiel ein besonders prägnantes Ereignis während der Haftzeit von allen Interviewpartnern, die diese Situation gemeinsam erlebt hatten, geschildert. Der "Kern" des Ereignisses blieb gleich, die Begleitumstände aber, wie Ort der Handlung, teilnehmende Personen und so weiter variierten zum Teil erheblich. Wie unterschiedlich die individuelle Gewichtung eines Ereignisses sein kann, zeigten Interviewsituationen, in denen die befreundeten ehemaligen Häftlinge gemeinsam über die Vergangenheit sprachen. Während - um ein Beispiel zu nennen - eine Dame ausführlich ein Erlebnis kurz nach der Befreiung beschrieb, das sie "wie heute" vor Augen habe, bestritt ihre Freundin, die in das vergangene Geschehen involviert zu sein schien, daß es sich zugetragen habe.

Dieses Beispiel verweist auf das generelle Problem, befreundete ehemalige Häftlinge gemeinsam nach der Vergangenheit zu befragen. Nur selten gelingt es, beide Lebensgeschichten in einem Interview zu integrieren, häufiger stehen beide Wahrnehmungen und Erinnerungen konkurrierend nebeneinander.

### Konsequenzen

Im Laufe der Vorbereitung eines Befragungsprojektes müssen sich seine Mitarbeiter mit dem befassen, was man allgemein als Interviewtechnik bezeichnet. Wie sollte ein Gespräch strukturiert werden? Will man sich an einem festgelegten Fragenkatalog orientieren oder soll allein der Zeitzeuge den Verlauf des Interviews bestimmen? Welche Vorgaben will man dem Befragten machen? Welchen Anteil sollen Dialoge und narrative Teile haben?

Der Blick in die Fachliteratur bietet ein dreiphasiges Modell als methodische Hilfestellung. Dabei handelt es sich um ein "diachron angelegtes Intensivinterview mit einem narrativen, lebensgeschichtlichen Element (mit freier dialogischer Vertiefung) und einem halbstrukturierten Teil".<sup>17</sup> Die Aufteilung in offene, halboffene und vorstrukturierte Interviewabschnitte erscheint beiden Beteiligten die Möglichkeit zu geben, das, was sie an eigenen Erwartungen oder Vorstellungen mitbringen, auch umsetzen zu können. Doch der Schein der Gleichheit trügt. Lebensgeschichtliche Interviews sind ein ungleicher Tausch. Die Initiative zum Gespräch steht immer auf der Seite des Forschenden, er oder sie ist es, die weite Teile des Interviews in Form und Ablauf bestimmt. Die detaillierte Vorstrukturierung, wie sie das genannte Modell

---

<sup>17</sup>NIETHAMMER, Jahre, Anm. 33, S. 28; Vgl. Kapitel "Mündlich erfragte Geschichte".

vorsieht, stieß in der Praxis besonders auf zwei Hindernisse. Zum einen stülpt sie denjenigen Gesprächspartnern, die aufgrund ihrer starken psychischen Belastung im Gespräch ausschließlich einen in Länge und Intensität selbstbestimmten Bericht zu geben bereit oder in der Lage waren, ein Raster über, welches von den ehemaligen Häftlingen fordert, sich allen nur möglichen Fragen des Interviewers aussetzen zu müssen. Dies impliziert die Gefahr, daß stark traumatisierte Erlebnisse reaktiviert werden können, auch wenn sie im Gespräch selbst nicht explizit verbalisiert wurden.

Zum zweiten ergab sich die Schwierigkeit, daß nach dem offengehaltenen Bericht zu Beginn, der in Länge und Form variierte, die Konzentration und Bereitschaft der Zeitzeugen oft derart nachließ, daß der Gesprächsfluß nur unter Anstrengung aufrecht erhalten werden konnte, eine weitergehende Vertiefung des Erzählten zäh und mühsam war. Die Fragen der Interviewerin wirkten nun nachbohrend und insistierend.<sup>18</sup>

Das dreiphasige Modell der lebensgeschichtlichen Befragung, das sich in anderen Oral-History Projekten als sinnvoll und notwendig erwiesen hat, konnte in der Befragung von KZ-Überlebenden nur begrenzt Anwendung finden. Statt an einer - theoretisch sinnvollen - Strukturierung des Interviews festzuhalten, erwies es sich in der Praxis als notwendig und unumgänglich, die Bedürfnisse und Schwierigkeiten zu respektieren, die die Gesprächspartner mit der Erinnerung an das Lager und der Interviewsituation hatten. Dies konnte unter Umständen bedeuten, nur über ein Thema, nämlich die Haftzeit, zu sprechen, ausschließlich zuzuhören und auf Fragen zu verzichten oder nach wenigen Stunden das Interview abzuschließen und den dritten Teil der Befragung, nämlich die stärkere Orientierung an einem vorher erstellten Leitfaden, auf sich beruhen zu lassen. Es erwies sich vielfach als sinnvoller, den Gesprächspartner, nach eingehender Vorstellung von Sinn und Zweck lebensgeschichtlicher Befragungen, zu bitten, über sein Leben zu berichten, wobei Nachfragen sowohl der Aufrechterhaltung des Gesprächsflusses dienten als auch Raum zur inhaltlichen Vertiefung schufen. Häufig wurde das Gespräch dabei von einer Pause unterbrochen und einige Stunden später oder am nächsten Tag fortgesetzt.<sup>19</sup> Diese Unterbrechung konnte auf beiden

---

<sup>18</sup>Ein insistierendes und nachbohrendes Fragen kann auch, abgesehen von seiner Respektlosigkeit, dazu führen, daß der Interviewer allein die Antworten erhält, die er auch hören wollte. Die mögliche Manipulation durch suggestive Fragen sollte nicht unterschätzt werden.

<sup>19</sup>Aufgrund der notwendigen Planung der Interviewreisen standen jeder lebensgeschichtlichen Erzählung in der Regel nur zwei Tage zur Verfügung. Durch die zum Teil enormen Entfernungen zwischen den einzelnen Wohnorten war der Zeitplan auch wenig veränderbar. Die als notwendig zu erachtende Flexibilität konnte durch diesen festen zeitlichen Rahmen oft nicht aufgebracht werden. Gesprächsthemen blieben unbesprochen, inhaltliche Vertiefungen blieben aus oder ein Nachgespräch

Seiten dazu genutzt werden, den ersten Teil des Interviews Revue passieren zu lassen und sich offen gebliebene Themen als potentielle Fragen oder Gesprächsthemen zu notieren. Die Möglichkeit der zwischenzeitlichen Reflexion schaffte für den Interviewer Raum, die auf ihn einwirkenden Einflüsse und Eindrücke eventuell neu zu koordinieren, was während des Interviews kaum zu leisten ist.

In der Gesprächssituation selbst ist von dem Forschenden eine "gleichschwebende Aufmerksamkeit"<sup>20</sup> gefordert, die ein aktives Zuhören beinhaltet. Aufgrund der indirekten Kommunikation mit Hilfe eines Übersetzers verlangt das Gespräch eine erhöhte Konzentration von beiden Seiten. Dabei sollte der oder die Fragende gleichzeitig das Erzählte mit historisch bekanntem Wissen in Beziehung setzen, um mögliche Rückfragen unmittelbar ins Gespräch einfließen zu lassen. Neben diesen Faktoren erfordert ein Interview eine situationsspezifische Handlungskompetenz der Wissenschaftlerin, die sich auf die Klärung organisatorischer Fragen zum Ablauf des Interviews beziehen.<sup>21</sup>

Lebensgeschichtliche Rückblicke ehemaliger KZ-Häftlinge haben besondere - gesellschaftlich und psychologisch bedingte - Grenzen. Der Lagerkosmos und die Erfahrungen des Individuums können letztendlich - das zeigen die Interviews des Projektes - nur schwer mit Worten vermittelt werden. Traumatische Erlebnisse lassen sich nicht verbalisieren und niemand, der die Erfahrung der KZ-Haft nicht teilt, kann nachempfinden, was das Erlebte für den Erzählenden bedeutete und bis heute bedeutet. Die Erinnerung an das Grauen wurde stattdessen nonverbal ausgedrückt - mit Gesten, Tränen oder Schweigen. Die Emotionen standen greifbar im Raum - auch wenn sie sich nicht in Worten manifestierten.

Sicherlich gab es dann Situationen, in denen wir uns als Interviewerinnen hilflos und ohnmächtig fühlten. Der Umgang mit aufbrechenden Emotionen ist dann besonders schwierig, wenn es sich um eine Person handelt, die man wenig kennt und die um ein Vielfaches älter ist als man selbst. Ein langes Schweigen ist nicht immer leicht zu ertragen. Der Wunsch danach, trösten zu wollen, stößt an Grenzen gesellschaftlicher

---

fand nur sehr kurz statt. Diese Defizite zeigen die Unvereinbarkeit eines derartigen Projektes mit zeitlichen und finanziellen Sachzwängen.

<sup>20</sup>Peter WEGNER, Zur Bedeutung der Gegenübertragung im psychoanalytischen Erstinterview, in: *Psyche* 46 (1992), S. 286-307 (295).

<sup>21</sup>Insbesondere bei den wenigen Interviews, die wir mit zwei oder mehreren Zeitzeugen gleichzeitig geführt haben, erwies sich eine genaue Absprache über den Verlauf des Interviews als sinnvoll. Die wenigsten Interviewpartner erklärten uns zu Beginn des Gespräches, wozu sie selbst bereit seien oder wie sie sich das Gespräch vorstellten. Vorschläge der Interviewerinnen wurden gern akzeptiert.

Verhaltensnormen oder erscheint angesichts des eigenen "historischen Erbes" als unangemessen.

### Gegenwärtiges und Vergangenes

Vergegenwärtigt man sich den Charakter von Erinnerungsinterviews, so lassen sich Gemeinsamkeiten mit anderen Gesprächsformen beobachten. Zum einen hat das Treffen zwischen Zeitzeuge und Interviewerin einen Besuchscharakter, wie er im gesellschaftlichen Umgang üblich ist. Damit verbinden sich Verhaltensformen und Äußerlichkeiten, die dem Gespräch den Anstrich einer gemütlichen Nachmittags-Kaffee-Atmosphäre zu geben scheinen. Beide Seiten versuchen sicherlich, mit der Ritualisierung, die hinter diesen Formen steht, eigenen Unsicherheiten zu begegnen. Die unbekannte (Interview-)Situation soll durch einen konventionellen Rahmen zunächst gleichsam kanalisiert werden. Mit anderen Worten: "Wo der Kaffeetisch gedeckt ist [beziehungsweise eine Flasche Wein oder Blumen mitgebracht werden], ist das Verhalten des Gastes [beziehungsweise Gastgebers] in gewünschter Weise vorstrukturiert."<sup>22</sup>

Dem Interview den Charakter eines Besuches zu geben wird häufig von dem Bedürfnis der Gastgeber unterstützt, mit den Besuchern einen sozialen Kontakt aufzubauen, der unabhängig vom Interview selbst eine gewisse Nähe und Vertrautheit entstehen läßt. Dies äußerte sich in der Regel durch den Wunsch nach gemeinsamen Unternehmungen und Besichtigungen nahegelegener Sehenswürdigkeiten oder in einer Einladungen zum Abendessen im eigenen Haus oder ins nächste Restaurant. Trotz dieser Gastfreundschaft blieben die Grenzen zum "offiziellen" Teil in der Regel deutlich, wenn auch in den Vor- und Nachgesprächen immer das Thema Konzentrationslager im Mittelpunkt stand. Die Interviewten nutzten vielmehr die durch das Fehlen des Tonbandes unverkrampftere Situation im Anschluß an das Gespräch, um sehr persönliche Erfahrungen oder Erlebnisse weiterzugeben, die ihnen für eine größere Öffentlichkeit als zu intim erschienen.

Während des gesamten Zusammentreffens herrschte meist ein unausgesprochener oder verbalisierter Konsens über die Wichtigkeit der Interviews und die Bedeutung ihres Vermächtnischarakters. In seiner Folge brachten die Gesprächspartner uns einen beachtlichen Vertrauensvorschuß entgegen. Sobald sich in der Wahrnehmung hinter

---

<sup>22</sup>LEHMANN, Erzählstruktur, S. 55. Die Klammern [...] enthalten Erläuterungen der Verfasserinnen, um zu betonen, daß nicht nur die Zeitzeugen Zuflucht zu den Konventionen nahmen.

der Vertreterin der Gedenkstätte auch die reale Person der Interviewerin konturiert hatte und eine gleichsam "persönliche" Beziehung der Interviewpartner entstand, konnte das Vertrauen bekräftigt oder aber entzogen werden. Der Vertrauensvorschuß wurde jedoch nicht nur den Vertreterinnen einer Institution, die sich für die Wahrung der Interessen der ehemaligen Häftlinge einsetzt, gewährt, sondern auch der Jugend. Wir verkörperten durch unser - aus der Sicht der Zeitzeugen - "jugendliches" Alter diejenigen, denen sie ihre Geschichte hinterlassen wollten. Wir symbolisierten gleichsam die "Nachgeborenen", die den Faschismus nicht selbst erlebt haben, und die aus den Erfahrungen derjenigen zu lernen in der Lage seien, die unter ihm gelitten hatten. Die Gesprächssituation konnte zur Schnittstelle zwischen den Generationen werden und stand damit in einer Tradition der kommunikativen Weitergabe von Lebenserfahrungen der älteren an die nachfolgende Generation, die in fast allen europäischen Gesellschaften längst verlorengegangen ist. Wir wurden - im übertragenden und empathischen Sinne - zu Kindern beziehungsweise Enkeln der Gesprächspartner. Gelegentlich gewann der intergenerationelle Aspekt des Gespräches auch eine sehr persönliche Dimension. Ein Interviewpartner wies auf die seines Erachtens große Ähnlichkeit zwischen der Historikerin und seiner eigenen Tochter hin. Letztere habe sich jedoch, wie er bedauernd feststellte, niemals für die Vergangenheit und die Geschichte ihres Vaters interessiert.

Das Lebensalter der Gesprächspartner war nicht der einzige Faktor, der ihre Beziehung und damit das Interview beeinflusste. Auch das Geschlecht der Anwesenden erwies sich als relevant. Wie in allen zwischenmenschlichen Kontakten spiegelte sich auch in den Interviews des Projektes die kulturelle Bewertung von Geschlechtlichkeit wider. Einige Interviewpartner zeigten sich erstaunt, daß die Gäste aus Hamburg weiblich waren und äußerten diese Irritation zum Teil auch unverhohlen. Ein männlicher Repräsentant der Gedenkstätte war erwartet worden.

Gleichwohl erwiesen sich bestimmte Stereotypen, die mit Weiblichkeit verbunden werden, als förderlich für die Gesprächsatmosphäre. Frauen gelten gemeinhin als diejenigen, die gut zuhören können, denen auch "Privates" anvertraut werden kann, während man mit Männern eher die "ernsthafte", politischen Themen erörtert. Auf eine historisch politische Diskussion über die Probleme der NS-Zeit kam es jedoch in den Interviews des Projektes nicht an. Vielmehr sollte gerade die persönliche Lebensgeschichte der ehemaligen Häftlinge im Vordergrund stehen. Unabhängig davon, ob die Klischees über das weibliche Einfühlungsvermögen der Realität entsprechen, erwies sich die Tatsache, daß wir Frauen waren, in einigen Fällen als Voraussetzung für ein Interview. Einige Gesprächspartnerinnen betonten, daß sie nicht

bereit wären, mit einem Mann über ihre Haftzeit zu sprechen, andere Zeitzeuginnen, daß sie zumindest über viele Erlebnisse mit einem Mann nicht gesprochen hätten.

In der Generation, der die Zeitzeugen angehören, gibt es für viele persönliche oder intime Lebensbereiche kaum verbale Ausdrucksmöglichkeiten und die Hemmungen, über diese zu sprechen, wachsen, wenn die Gesprächspartner nicht dem gleichen Geschlecht angehören. Die weiblichen ehemaligen Häftlinge hatten im Gespräch mit den Interviewerinnen meist relativ wenig Schwierigkeiten Bereiche wie Körperlichkeit oder Sexualität zu thematisieren oder auf dahin zielende Frage zu antworten. Von den männlichen ehemaligen Gefangenen wurden solche Themen seltener angesprochen und eher umgangen, wenn sie von uns problematisiert wurden. Sicherlich war auch unsere Hemmschwelle, nach intimen Lebensbereichen zu fragen, in den Interviews mit den männlichen ehemaligen Häftlingen höher als in Gesprächen mit den ehemaligen Häftlingsfrauen.

Die sich zwischen Interviewerin und Befragten aufbauende Beziehung ist in ihrer Ausprägung und Intensität derartig komplex, daß sie als "unentwirrbare Verwicklung"<sup>23</sup> beschrieben werden kann, die höchstens noch zu Beginn des Gespräches einer systematischen Untersuchung zugänglich zu sein scheint, bevor dann das "Zwei-Personen-Spiel"<sup>24</sup> mit seinen Wechselwirkungen beginnt. Die Anfangsszene ist durch die Tatsache gekennzeichnet, daß beide Teilnehmer im Umgang miteinander noch keinerlei Erfahrungen haben, zu Beginn des Kontaktes daher von einer "geschützten in eine ungeschützte Situation"<sup>25</sup> wechseln. Dieser Vorgang ist mit Verunsicherungen auf beiden Seiten und damit unter Umständen mit heftigen Emotionen verbunden. Daß das Vorfeld und der Beginn eines Interviews in den Mittelpunkt der Betrachtung tritt, hat - wie die folgende Überlegung zeigt - seinen Sinn: Bei der Suche nach Strukturen und Hintergründen komplexer Vorgänge kann das aus der Naturwissenschaft stammende holistische oder pars-pro-toto Prinzip weiterhelfen. Die Annahme, daß in jedem Teilstück grundlegende Merkmale und Strukturen des Ganzen vorhanden sind, kann bei Übertragung auf zwischenmenschliche Beziehungen ein Erkennen grundlegender Verhaltensmuster und verfestigter Handlungsabläufe ermöglichen. Bezogen auf das "Vorfeld" von Erinnerungsinterviews als Teilstück des Ganzen können sich bereits dort

---

<sup>23</sup>WEGNER, Gegenübertragung, S. 289; zu diesem Thema auch: Hans DIECKMANN, Übertragung - Gegenübertragung - Beziehung, in: DERS. (Hg.), Übertragung und Gegenübertragung, Hildesheim 1980, S. 114-126.

<sup>24</sup>Inwiefern es sich tatsächlich um ein Stück mit nur zwei Akteuren handelt, ist Thema des Kapitels "Das Gefühl klebt am Detail ...".

<sup>25</sup>WEGNER, Gegenübertragung, S. 290.

Hinweise auf die Grundstruktur des nachfolgenden Gespräches ergeben. Folgende Szene sei dafür beispielhaft:

Einer unserer Gesprächspartner, der telefonisch nicht erreichbar war, hatte sein Einverständnis zu einem Interview gegeben und erhielt von uns brieflich einen Terminvorschlag. Auf die Bitte, wenn ihm der Termin nicht recht sei, möge er uns Bescheid geben, erfolgte keine Antwort. Zum "vereinbarten" Termin öffnete der Zeitzeuge die Haustür, offensichtlich in der Absicht, die Wohnung zwecks Einkaufens zu verlassen. Die Begrüßung ergab dann, daß er den Termin keinesfalls vergessen, sondern sich auf ein Kommen nur nicht eingestellt hatte. Die anschließende Frage, ob es sich denn für uns beide lohne, überhaupt die Mäntel auszuziehen, mußte als mehr oder weniger dezenter Hinweis auf seine Gesprächsbereitschaft verstanden werden. So war auch die erste Frage nach zögerlichem Hereinbitten ins Wohnzimmer, was wir denn von ihm wissen wollten. Das sich anschließende Gespräch hatte den Charakter einer Pflichtübung mit Schnelldurchlauf durch die vergangenen siebenzig Lebensjahre. Der Gesprächspartner ließ keinen Zweifel an seiner grundsätzlichen Verweigerung, an einer lebensgeschichtlichen Befragung teilzunehmen.

Nicht immer waren die "Teilchen" des "Ganzen" im Vorfeld so deutlich erkennbar gewesen. In der Regel handelte es sich um weitaus subtilere und kompliziertere Vorgänge, die angesichts bestehender Ängste und Befürchtungen der Zeitzeugen einer differenzierten Betrachtung bedürfen.

Die gefuhlmaige Anteilnahme der Interviewpartner vor, während und nach dem Gespräch wird auch von dem Wissen beeinflusst, daß der oder die Fragende einer Nationalität angehört, deren ältere Generation die potentiellen "Täter" im sogenannten Dritten Reich stellte. Das durch die eigenen Erfahrungen entstandene Bild von Deutschen, dessen Berechtigung niemand in Zweifel ziehen wird, darf in diesen Fällen nicht als Vorurteil abgestempelt werden. Dazu ein Beispiel:

Die Ehefrau eines Zeitzeugen machte uns zu Beginn unseres Besuches unmisverstandlich deutlich, daß sie gegen das Gespräch sei, welches wir mit ihrem Mann zu führen gedachten. Es sei nicht Sache der Deutschen, ehemalige Häftlinge der Konzentrationslager nach ihren Erinnerungen zu befragen. Im nächsten Satz erzählte sie, daß ihr Vater während der Besatzungszeit von Deutschen erschossen worden war und sie als Waisenkind aufwachsen mußte.

Derartig offene Aggressionen haben wir von unseren Gesprächspartner selbst niemals direkt erfahren. Dies sollte aber nicht zu der irrigen Auffassung führen, sie seien nicht vorhanden. Der Weg, den sich diese aus dem Unbewutsein agierenden Impulse suchen, läßt sich anhand des Begriffes der "Übertragung" nachzeichnen.

Der Vorgang der Übertragung ist ein unbewußter. Er wird in der Psychoanalyse als das "Alpha und Omega", als Schlüssel zu verschütteten Bewußtseinsschichten aufgefaßt. Diese Funktion begründet sich darin, daß die Übertragung dann an die Stelle einer direkten Erinnerung tritt, wenn ihr Inhalt in vor- oder unbewußte Schichten der Psyche abgesunken ist. Das heißt, daß jede Übertragung einen Zwischenzustand der Überführung von Erinnerungen aus dem Unbewußten zum Bewußten kennzeichnet. Die Übertragung holt damit die Vergangenheit in die Gegenwart, indem sich das unbewußt erinnerte in der Beziehung zwischen Interviewer und Interviewtem manifestiert. Die damit einhergehenden Emotionen können im Interview aufleben, unbewußt auf den Gesprächspartner verschoben werden und sich so auf die Gesprächssituation auswirken. Während der Interviews mit KZ-Überlebenden kann es zu verschiedenen Übertragungsvorgängen kommen, die nicht geschlechtsspezifisch sein müssen. Die im Unbewußten festgesetzten Aggressionen gegen die ehemaligen Unterdrücker und Peiniger melden sich auch unabhängig von dem Willen der Einzelperson zu Wort, äußern sich dann in schwer zu fassende Stimmungen während des Zusammentreffens, die auf den ersten Blick in der Schwierigkeit des Themas begründet zu sein scheinen. Sicherlich hat diese generelle emotionale Belastung einen enormen Einfluß auf den Gesprächsverlauf, auch sollte eigenes Fehlverhalten als Grund für auftretende Dissonanzen nicht ausgeschlossen werden. Doch bei aller Berücksichtigung dieser Faktoren bleibt ein schwer faßbarer Bereich an Spannungen innerhalb zahlreicher Gespräche, die nach eingehender Reflexion auf Elemente und Mechanismen des Übertragungsphänomens verweisen. Eine zweite Übertragungsfigur, die hier bereits an anderer Stelle genannt wurde, bestätigt diesen Eindruck. Die Interviewerinnen wurden während des Gespräches - im übertragenden Sinn - zu Kindern oder Enkeln der ehemaligen Häftlinge.

Die Intensität, die Übertragungen erreichen können, wurden in diesen Fällen sehr deutlich. Dabei müssen sie nicht in jedem Fall hemmend auf das Gespräch wirken, ganz im Gegenteil. Die Übertragungsfigur eines Tochter/Sohn Ersatzes führte in den meisten Fällen zu einer Öffnung des Befragten gegenüber der Interviewerin, was den Gesprächsablauf durchaus positiv beeinflusste. Jedoch verursachen Übertragungen, die aggressive oder angstbesetzte Impulse unbewußt freisetzen, häufig Kommunikationsstörungen, die zu Beginn des Projektes nicht greifbar waren. Für die Interviewerin blieb dann nach einigen Gesprächen nur das unbestimmte, diffuse Gefühl, irgend etwas habe nicht gestimmt oder sei "schief gelaufen". Die Suche nach möglichen Erklärungen beinhaltete dann sowohl methodische Bedenken mit anschließenden langwierigen Konzeptdiskussionen als auch Selbstzweifel jeder einzelnen Wissenschaftlerin, die



aufgrund ihrer Unkonkretheit als wenig produktiv empfunden wurden. Der eigene Anspruch, keine Fehler bei seiner Arbeit machen zu wollen oder zu dürfen und dem Bild einer versierten Interviewerin mit wissenschaftlicher Fachausbildung zu entsprechen, stand dann häufig im Weg, wenn es darum ging, sich im nachhinein von den eigenen Emotionen während der Gespräche zu lösen, um sie als die zu analysierenden Interaktionen ansehen und reflektieren zu können. Die sich daraus ergebenden Anforderungen an eine Zusammenarbeit reichten bei weitem über das hinaus, was historische Forschungsprojekte in der Regel ihren Teilnehmern abverlangen: eine psychologische Kompetenz, die sich in einer Sensibilität gegenüber den Gesprächspartnern, aber auch gegenüber seinen Mitstreitern und gegenüber sich selbst äußerte.

Die Annahme einer möglichen Beeinflussung von Erinnerungsinterviews durch Übertragungsmechanismen bereicherte den Arbeitsprozeß und die Auseinandersetzung um dessen Inhalte weitreichend. Waren damit auch gleichzeitig Klärungen des eigenen Selbstverständnisses gefragt, da in dem weiten Feld der Übertragungsanalyse nicht von einer eindimensionalen Kausalität ausgegangen werden kann. Auch die Interviewer übertragen eigene Gefühle oder Wünsche, die eigentlich einer anderen Person gelten oder galten, auf das jeweiligen Gegenüber und beantwortet dessen Übertragungen wiederum mit Gegenübertragungen. Es entsteht ein wechselseitiges Beziehungssystem, ein Geflecht interagierender, sich gegenseitig beeinflussender Prozesse, deren Komplexität eine Modellvorstellung, nämlich die der Übertragung/Gegenübertragung, erfordert, um sie sprachlich überhaupt fassen zu können. In den Diskussionen um methodische Vorgehensweisen und inhaltliche Ziele dieses Projektes stand ein Begriff immer wieder im Raum, nämlich der der "Verantwortung". Damit war nicht nur die eigene Verantwortlichkeit für die Durchführung und Organisation der Interviews gemeint, sondern auch ein bewußtes Verantwortungstragen dafür, welche Erfahrungen KZ-Überlebende heute mit den Nachkommen von Mitläufern und Tätern machen. Dahinter steckte sicherlich auch der Wunsch, sich selbst von den totalitären und faschistischen Traditionen in Deutschland abzugrenzen. Das Ringen um ein "gutes Gelingen" der Gespräche war nicht bestimmt von dem Glauben, etwas von der Schuld der Deutschen "wiedergutmachen" zu können, sondern es implizierte die Forderung an sich selbst, die ehemaligen Häftlinge im Zusammenhang mit dem Interview nicht erneut zu verletzen. Die Tatsache, daß der oder die Fragende im Gespräch mit KZ-Überlebenden zwangsläufig an traumatischen Erlebnissen rüttelt, machte diese Erwartungen unerfüllbar. Der Gedanke, die pure Anwesenheit der eigenen Person könne Verletzungen verursachen oder aufleben lassen, erfordert eine

bewußte Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle innerhalb der Interviews.

In Gesprächen mit Opfern nationalsozialistischer Verfolgung steht die Frage nach den "Tätern" mehr oder weniger offen im Raum. Die bei allen Beteiligten unbewußt ablaufende Rollenverteilung vor oder während der Interviews orientiert sich an dem Gegensatzpaar Täter und Opfer. Die Interviewerin neigt dazu, ihr "Erbe" zu verdrängen, muß aber erfahren, daß sie selbst mit ihren Fragen "tätig" wird und, ohne es zu wollen, die Rolle der Verletzenden einnimmt. Die Zwangsläufigkeit, mit der sich ihre Rolle aus der Natur der Aufgabenstellung ergibt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es gewisser Gewöhnungsprozesse bedarf, um diese Rollenzuweisung anerkennen zu können.

### Das Gefühl klebt am Detail ...

In der vorhergegangenen Analyse von Übertragungen und Rollenzuweisungen entstand der Eindruck, die über einhundert Erinnerungsinterviews mit Überlebenden des Konzentrationslagers Neuengamme seien Gespräche unter vier Augen gewesen.<sup>26</sup> Dem war in der Regel nicht so, da die Mehrzahl der Gesprächspartner im europäischen Ausland lebt und jedem angeboten wurde, in seiner Muttersprache berichten zu können. Ein Großteil der Interviews bedurfte daher einer Übersetzungskraft.

Daß diese Notwendigkeit ein gewisses Handicap im Kommunikationsprozeß zwischen Interviewer und Zeitzeuge bedingen würde, stand außer Zweifel. Auch lag es auf der Hand, daß sich eine Vertrautheit und Intimität, wie sie am ehesten in einem Zwei-Personen-Gespräch entsteht, schwerer aufbauen lassen würde. Dieses waren Einschränkungen, die von vornherein einkalkuliert wurden und in Kauf genommen werden mußten, wollte man den Personenkreis nicht auf Gesprächspartner mit Deutschkenntnissen einschränken oder den KZ-Überlebenden zumuten, Deutsch sprechen zu müssen, wenn sie es denn konnten. Bis heute ist für viele ehemalige Häftlinge die deutsche Sprache unmittelbar mit ihrer Deportation ins Lager verknüpft, war dies häufig doch der Ort, an dem sie die Sprache ihrer Verfolger erst lernen mußten.

Wie wichtig es für eine störungsfreie Kommunikation ist, die "gleiche Sprache" zu sprechen, ist jedem und jeder aus verschiedenen Lebensbereichen bekannt. Eine

---

<sup>26</sup>Zu Ehepartner oder Kinder, die sich am Gespräch beteiligten, s. oben.

Übersetzung erfüllt in einem Gespräch, deren Teilnehmer über keinen gemeinsamen Sprachcode verfügen, die Funktion des Sprachtransportes. Daß der Dolmetschervorgang kein reiner Umkodierungsprozeß ist, daß Wörter und Satzteile nicht einfach einem Gegenstück in einer fremden Sprache entsprechen, sind Binsenweisheiten. Eine Sprache kann nicht einfach in eine andere Sprache umgewandelt werden, daher genügt es auch nicht, zwei Sprachen zu beherrschen, um dolmetschen zu können. Ein Dolmetscher muß den Sinn einer Aussage unverfälscht in einer anderen Sprachwelt zum Ausdruck bringen, wobei der persönliche Sprachstil des Redners zu erhalten ist. Der Transportweg schließt also das Erfassen des Sinnes ein, er erfordert daher nicht nur umfassende Sprachkenntnisse, sondern auch eine gewisse inhaltliche Vertrautheit mit dem Gesprächsgegenstand. Auch wenn die Akzentverschiebungen des Gesagten durch die Übersetzung so gering wie möglich ist, so bleibt die Fremdsprachlichkeit trotz allem ein "gesteigerter Fall von hermeneutischer Schwierigkeit".<sup>27</sup> Diese manifestiert sich dann auch in den Transkriptionen der Gespräche.

Doch zurück zum Interview selbst: Die genannten Anforderungen an die Übersetzer charakterisieren ein hohes Maß an Professionalität. Die Personalkosten für selbige hätten den finanziellen Rahmen des Projektes aber bei weitem gesprengt. Ohne eine adäquate Ausbildung der Übersetzungskräfte ergaben sich jedoch Schwierigkeiten, die die Interviews weitreichend beeinflussten. Es ging in den Gesprächen eben nicht nur darum, neutrale Informationen in ihren Grundzügen weiterzugeben, sondern eine Vielzahl von Details und Nuancen standen im Mittelpunkt, die die Individualität der jeweiligen Lebensgeschichte kennzeichneten und deren Herausarbeiten gerade Sinn und Zweck der Befragung war. Es reichte daher für die Interviewer nicht aus, eine inhaltliche Zusammenfassung des Erzählten zu bekommen, sind die individuellen Details doch gerade das, was eine lebensgeschichtliche Schilderung ausmacht.

Der Bedarf an detaillierter Übersetzung ist aber auch ein doppelter. Nicht nur die Interviewer sollten die berichteten Einzelheiten verstehen, um angemessen reagieren oder nachfragen zu können, sondern auch der Befragte selbst konnte sich ja nur mit Hilfe des Übersetzers verständigen. Gerade sein Interesse an einer korrekten Wiedergabe seiner Erinnerungen unterstützt die Forderung nach professionellen Dolmetschern.

In fast allen fremdsprachlich geführten Interviews wurde die Konversation konsekutiv übersetzt. Das heißt, daß auf jeden Redebeitrag der Gesprächspartner eine Unterbrechung folgte, in der das Gesagte in die jeweils andere Sprache übertragen

---

<sup>27</sup>Hans Georg GADAMER, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Auszüge in: Hans Joachim STÖRIG (Hg.), Das Problem des Übersetzens, Darmstadt 1973, S. 402-409 (407).

wurde. Die konsekutive Übersetzung nimmt viel Zeit in Anspruch und verlangt von allen Beteiligten ein relativ hohes Maß an Konzentration und Disziplin. Eine bestimmte Gesprächsordnung einzuhalten, ist bereits in alltäglichen Konversationen nicht leicht. In den Gesprächen des Projektes, die schmerzhaft oder gar traumatische Erlebnisse zum Inhalt hatten, erwies es sich zum Teil als unmöglich. Nicht alle ehemaligen Häftlinge konnten oder mochten sich auf diese Form des Gespräches einlassen. Ihren Versuchen, Erfahrungen zu formulieren, die kaum verbalisierbar sind, wurde eine höhere Priorität eingeräumt als der Gesprächsdisziplin - auch auf die Gefahr hin, daß in der Interviewsituation nicht jedes Wort übersetzt und verstanden wurde.

Das Problem der Sprachübersetzung hatte aber noch eine weitere Dimension. Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt.<sup>28</sup> Dabei stehen beide Ebenen zueinander in Wechselwirkung, beeinflussen sich gegenseitig. Wenn die Gesprächspartner einander zuvor nicht kennen, baut sich in und mit dem Gesagten ihre Beziehung erst auf. Dies ist erschwert, wenn beide nicht die gleiche Sprache sprechen. Der Befragte wird daher anfangs versuchen, sich zunächst dem Übersetzer verständlich zu machen, da dieser Kontakt aufgrund fehlender sprachlicher Barrieren unproblematischer erscheint. Damit sich die Beziehung zwischen Interviewerin und Zeitzuge entwickeln kann, ist der Übersetzer an seine Rolle, wie sie zuvor beschrieben wurde, gebunden. Er oder sie nimmt an dem Interview als aktiver Gesprächspartner nicht teil.

Sicherlich ist diese Kommunikationsstruktur ein Modell. Vor dem Hintergrund der sich in den Gesprächen aufbauenden Beziehungsstrukturen kann die Person des Übersetzers von der Analyse nicht ausgenommen werden. Dazu ein Beispiel: Als die bereits genannte Ehefrau eines Gesprächspartners ihren Unmut und ihre Wut über unseren Besuch ausdrückte, verstummte die aus Frankreich stammende Dolmetscherin. Ihre Übersetzungen blieben derartig bruchstückhaft, daß eine angemessene Reaktion auf die Situation schwer möglich war. Im Nachgespräch wurde dann deutlich, daß sie eine Auseinandersetzung mit dieser Form von Kritik an Deutschen für sinnlos hielt, es ihr vielleicht auch peinlich war, daß sich dieser Angriff auf die deutsche Interviewerin nun gerade in ihrem Heimatland ereignete. Diese Reaktion demonstriert die unterschiedliche Betroffenheit der Beteiligten, ihre unterschiedlichen Hintergründe. Ist die beschriebene Szene in ihrer Deutlichkeit und Eindeutigkeit auch einmalig, so ist sie doch nur ein Beispiel für gleiche und ähnliche Vorgänge, die sehr viel komplexer sind,

---

<sup>28</sup>Vgl. Paul WATZLAWICK, Janet H. BEAVIN, Don D. JACKSON, Menschliche Kommunikation, Bern 1969.

deren Hintergründe jedoch weniger deutlich ins Auge springen. Der Unterschied zwischen den Interviewerinnen und den Übersetzern liegt eben nicht nur darin, daß die eine die Muttersprache der Befragten nicht beherrscht und zur Verständigung im Gespräch der Übersetzung bedarf, sondern der wirklich entscheidende Unterschied ist der der "Täterschaft". Alle Feinheiten und Nuancen des Gespräches, die sich auf die Schwierigkeit im Umgang miteinander beziehen und letztlich ihren Grund in dem bis heute stark belasteten Verhältnis zwischen KZ-Opfern und Deutschen finden, sind für muttersprachliche Übersetzer nur schwer nachvollziehbar. Auch diejenigen Übersetzer, die die jeweilige fremde Sprache nicht von Kindheit an, sondern später, aus eigenem Interesse gelernt haben, identifizieren sich in der Regel mit dem anderen Land und seiner Kultur. Aufgrund der gemeinsamen Sprache und ähnlich großen Vertrautheit mit der Kultur des Landes werden sie aber insbesondere von den Befragten als - zumindest ideelle - Angehörige der eigenen Nationalität angesehen und folglich mit anderen Übertragungen belegt als die deutsche und deutschsprachige Interviewerin. Die Übersetzer stehen qua Nationalität und/oder Sprache gleichsam auf der "Opferseite". Damit nehmen sie eine Perspektive ein, die sie von der der Interviewerin entscheidend abgrenzt. Diese unterschiedliche Wahrnehmung schlägt sich in den Übersetzungen nieder, kann damit zu einer Reduktion von Inhalten, besonders auf der Beziehungsebene, führen. Die Feinheiten und Nuancen, in denen sich Beziehungsaspekte widerspiegeln, können so verloren gehen. Das Gefühl klebt manchmal eben doch am Detail ...

### Forschungsperspektiven

Das Oral-History Projekt der KZ-Gedenkstätte Neuengamme hat umfangreiches Quellenmaterial zusammengetragen. Die im Laufe des Projektes geführten 121 lebensgeschichtlichen Interviews wurden übersetzt und transkribiert; sie stehen im Archiv der Gedenkstätte der interessierten Öffentlichkeit für weitere Forschungen zur Verfügung. Ein Findbuch, das Kurzbiographien sämtlicher befragter Personen, die Rahmendaten des jeweiligen Interviews sowie ein umfangreiches Register enthält, ermöglicht einen ersten Zugang zu dem gesamten Quellenbestand.

Die verschrifteten Gespräche mit den Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager können allerdings nicht - darauf verweisen bereits die Überlegungen zur Methode der Oral History<sup>29</sup> - wie jedes beliebige andere historische

Schriftstück interpretiert und bearbeitet werden. Die Quellenkritik, der in der Geschichtswissenschaft jedes Dokument unterzogen werden sollte, muß notwendigerweise dem Entstehungszusammenhang der Quelle entsprechen. Bei der Interpretation der transkribierten Interviews ist den besonderen Bedingungen der "mündlich erfragten Geschichte", bei der das Quellenmaterial in einer Gesprächssituation erst "produziert" wird, Rechnung zu tragen. Oftmals entschlüsselt sich der Sinn des Erzählten erst durch die Kenntnis des Kontextes, in dem das Gespräch stattfand. Das kann unter Umständen bedeuten, die Beziehungen zwischen Interviewer und Interviewtem in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen. Ein Versuch, die soziale Dimension des Interviews auch in die Interpretation und Analyse der verschrifteten Quelle miteinzubeziehen und sich somit der komplexen psychischen Situation während des Gespräches zu nähern, stellen die biographischen Porträts der Überlebenden dar, die im ersten Teil dieses Buches abgedruckt sind. Sie spiegeln naturgemäß auch das subjektive Erleben der Interviewerin während des Gespräches wider.

Nicht immer jedoch wird ein solcher Zugang zu den lebensgeschichtlichen Erzählungen, der das "setting" der Gesprächssituation<sup>30</sup> in das Zentrum der Quelleninterpretation rückt, sinnvoll und für das Verständnis des Textes notwendig sein. Vielmehr werden in erster Linie das Erkenntnisinteresse und die Fragestellungen des jeweiligen Wissenschaftlers bestimmen, wie die Erinnerungsberichte zu nutzen und zu interpretieren sind. Daß dabei der Entstehungszusammenhang der Quelle und die Regeln der Quellenkritik zu beachten sind, steht außer Frage. Die Menge und Dichte des erhobenen Materials werden – das läßt sich nach Abschluß des Projektes konstatieren – einer Reihe von Forschungsvorhaben als Quellengrundlage dienen, ihre Auswertung einen bedeutenden Beitrag zur Klärung offener Fragen der historischen Forschung leisten können.

Der Kenntnisstand über die Geschichte und Struktur der nationalsozialistischen Konzentrationslager ist auch fast fünf Jahrzehnte nach Kriegsende nicht befriedigend.<sup>31</sup> Auch zur Geschichte des Stammlagers Neuengamme sind noch viele Fragen unbeantwortet; das Wissen um die Geschichte zahlreicher Außenlager des KZ-Neuengamme ist zudem oftmals nur als rudimentär zu bezeichnen. Die im Rahmen des Projektes geführten Gespräche mit den Überlebenden lassen nun neue Erkenntnisse zu Einzelaspekten (zum Beispiel Außenlager, spezielle Arbeitskommandos) erhoffen, orientierte sich die Auswahl der Gesprächspartner doch unter anderem daran, ob die Überlebenden in Außenlagern bzw. Arbeitskommandos des KZ-Neuengamme

---

<sup>30</sup>Ebd.

<sup>31</sup>Vgl. das Kapitel "Das KZ Neuengamme".

inhaftiert waren, über die wenig bekannt ist. Da die Interviews lebensgeschichtlich angelegt und nur die allerwenigsten Gesprächspartner ausschließlich im Konzentrationslager Neuengamme bzw. in einem zugehörigen Außenlager inhaftiert waren, wurden in den Gesprächen oft auch andere Stätten der Haftzeit (Gefängnisse, Gettos, Konzentrationshauptlager, Außenlager) geschildert. Obgleich der Schwerpunkt der Berichte auf der Haftzeit der Interviewpartner im KZ-Neuengamme lag, kann das zusammengetragene Quellenmaterial auch für Historiker von Bedeutung sein, die sich nicht in erster Linie für die Ereignisse dort interessieren, sondern über andere Lager forschen.

Sicherlich können die Erinnerungsberichte der Zeitzeugen nicht als Wiedergabe "objektiver" Tatsachen und Fakten, die "die historische Wahrheit" abbilden, gelesen werden.<sup>32</sup> Gleichwohl haben die lebensgeschichtlichen Erzählungen einen nicht zu unterschätzenden heuristischen Wert. Sie bergen eine Fülle von Hinweisen auf historische Ereignisse, geographische Orte und in das Geschehen involvierte Personen. Diese Verweise können dem Historiker zumindest die Richtung der weiteren Recherche angeben. In vielen Fällen werden sich die erinnerten Begebenheiten auch als historisch zutreffend erweisen.

Das ermittelte biographische Quellenmaterial läßt sich darüber hinaus nicht auf seine heuristische Funktion zur Rekonstruktion der historischen Ereignisse reduzieren. Die Bedeutung des Befragungsprojektes der Gedenkstätte Neuengamme und die der gesammelten Erinnerungsberichte liegt vielmehr darin, daß erstmals in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft in diesem Umfang vor allem ausländische KZ-Überlebende befragt wurden. Obgleich die nicht-deutschen Häftlinge seit Kriegsbeginn eine zunehmende Zahl der KZ-Gefangenen, bei Kriegsende die überwiegende Mehrheit der Lagerinsassen stellten, ist über das Schicksal vieler nationaler Häftlingsgruppen wenig bekannt; ihre Sichtweise der Lagerrealität und ihre Erinnerungen an die Haftzeit wurden zumindest in der Bundesrepublik Deutschland nicht bewahrt. Stattdessen wurden in diesem Staat die gesellschaftliche Wahrnehmung und in ihrer Folge die historische Erforschung der Konzentrationslager lange Zeit von den deutschen politischen KZ-Überlebenden geprägt. Ohne die Bedeutung der in

---

<sup>32</sup>Vielmehr zeigten die theoretischen Überlegungen zur Methode der Oral-History, daß die Erinnerung an die Vergangenheit und deren subjektive Wahrnehmung nicht an sich "abrufbar" ist, sondern im Prozeß des Erinnerns einer Umformung und Umdeutung unterworfen ist. Dazu kommen die äußerst belastenden Gesprächsinhalte und der große zeitliche Abstand zu den berichteten Ereignissen. Zudem sei darauf verwiesen, daß die Geschichtswissenschaft generell keine "objektiven Wahrheiten" zu Tage fördern, sondern lediglich interpretative Sichtweisen auf vergangene Ereignisse liefern kann. Vgl. Jacques LE GOFF, *Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main, New York, Paris 1992.

"Freundeskreisen" organisierten ehemaligen deutschen politischen Häftlinge für die Quellensicherung und die Bewahrung der Erinnerung schmälern zu wollen, ist offensichtlich, daß ihre Sichtweise der Vergangenheit nicht repräsentativ ist, sondern ein einseitiges und verzerrtes Bild der Lagerrealität konserviert hat.

Mit der Auswahl der Gesprächspartner des Projektes wurde dieser Tatsache Rechnung getragen: Die überwiegende Mehrzahl der Interviewten lebt nicht in Deutschland. Durch die Befragung der ausländischen Zeitzeugen können nun die unterschiedlichen nationalen Perspektiven auf die Vergangenheit nachgezeichnet werden. Die Rekonstruktion dieser Sichtweisen ermöglicht es, - wenn auch nicht ungebrochen - einen Einblick in das Schicksal der verschiedenen nationalen Häftlingsgruppen, und damit auch in das Zusammenleben und die Auseinandersetzungen der Häftlingsgesellschaft im Konzentrationslager, zu gewinnen. Das bislang vorherrschende Bild der Lagerrealität kann mit Hilfe des erhobenen Quellenmaterials um wesentliche Aspekte ergänzt werden. Es ist zu erwarten, daß eine Auswertung des Quellenbestandes zu einer präziseren Annäherung an die historische Realität des "Alltages" im Konzentrationslager führt und bislang als gültig erachtete Thesen zumindest überdacht, wenn nicht gar revidiert werden müssen.<sup>33</sup>

Die Interviews des Projektes verweisen jedoch nicht nur auf die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft. In den Gesprächen wurden meist auch die Lebensphasen der Interviewpartner vor bzw. nach der Inhaftierung thematisiert. Eine Bearbeitung des Quellenmaterials, die die Zeitphase vor der Verhaftung der Gesprächspartner in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, läßt neue Erkenntnisse über die Haftgründe, die soziale Herkunft der Lagerinsassen und die in der Forschung diskutierte These des Einflusses einer "vorkonzentrationsären" Prägung<sup>34</sup> auf die Überlebenschancen der Häftlinge erhoffen.

Als ebenso ergiebig kann sich die Auswertung derjenigen Gesprächspassagen erweisen, in denen in den Interviews die Nachkriegszeit thematisiert wurde. Der zum Teil sehr unterschiedliche Umgang der verschiedenen europäischen Gesellschaften mit der Vergangenheit und den Opfern der nationalsozialistischen Konzentrationslager spiegelte sich auch in den Gesprächen mit den Überlebenden wider.

Das Leben der Interviewpartner "nach dem Überleben" war jedoch nicht ausschließlich von der sie umgebenden Gesellschaft und deren Angeboten der Integration abhängig. Viel eindrücklicher als die Schilderung des politischen bzw. gesellschaftlichen Umgangs

---

<sup>33</sup>So etwa die Einschätzung der Rolle derjenigen Funktionshäftlinge, die den "roten Winkel" der politischen Gefangenen trugen.

<sup>34</sup>Vgl. PINGEL, Häftlinge, S. 51-60.



des jeweiligen Staatsgefüges mit den Opfern des nationalsozialistischen Terrors wurde in den Gesprächen die subjektive und ganz individuelle Auseinandersetzung der ehemaligen Häftlinge mit ihrem Überleben thematisiert; auch wenn nicht alle Zeitzeugen ihre Verarbeitung der Haftzeit nach 1945 ausdrücklich verbalisierten. Das Leben nach dem Überleben war oftmals von neuerlichem Leid und nur schwer ertragbaren Schuldvorwürfen geprägt. Die Schwierigkeiten der KZ-Überlebenden mit den Erfahrungen der Haftzeit und den Erinnerungen umzugehen, die traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten, sind bislang unter Historikern nur selten thematisiert worden.<sup>35</sup> Psychologen und Psychoanalytiker haben sich in den letzten Jahren dagegen sehr intensiv mit den psychischen Spätfolgen der KZ-Überlebenden beschäftigt. Beide Fachdisziplinen, die Geschichtswissenschaft wie die Psychoanalyse, verfolgen – wenn auch mit einem sehr unterschiedlichen Erkenntnisinteresse und einem gänzlich anderen methodischen Instrumentarium – das Ziel, eine vergangene Realität zu erhellen. Auch wenn die Grenzen zwischen beiden Wissenschaften eindeutig zu ziehen sind<sup>36</sup>, erweist sich gerade in Gesprächen mit Menschen, die traumatisierende Ereignisse durchleben mußten<sup>37</sup>, wie fruchtbar eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Geschichts- bzw. Sozialwissenschaft und Psychoanalyse sein kann.<sup>38</sup>

Nicht nur die historische Forschung im engeren Sinn wird das im Archiv der Gedenkstätte gesammelte Material nutzen können. Die Interviews lassen sich auch in der pädagogischen Arbeit der Gedenkstätte einsetzen. Die Lebenserinnerungen der Zeitzeugen ermöglichen durch ihren naturgemäß subjektiven Charakter gerade jüngeren Menschen einen ersten Zugang zu einer oft unverstandenen Epoche der deutschen Geschichte. Das abstrakte Wissen um die immense Zahl der Opfer der nationalsozialistischen Konzentrationslager kann anhand eines Einzelschicksals konkretisiert werden. Das biographische Prinzip ermöglicht Jugendlichen und anderen Gedenkstättenbesuchern, die mit der Geschichte des Nationalsozialismus nicht vertraut sind, zu verstehen, wie leidvoll eine individuelle Lebensgeschichte mit den historischen Ereignissen verstrickt sein konnte.

---

<sup>35</sup>Vgl. Kapitel "Geschichte als Trauma".

<sup>36</sup>Vgl. Kapitel "Vergangenes und Gegenwärtiges".

<sup>37</sup>Dies gilt nicht nur für diejenigen, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, sondern auch für die Opfer anderer terroristischer Regime. Über die Opfer der Verfolgung in Chile vgl. z.B. David BECKER, Ohne Haß keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten, Freiburg 1992.

<sup>38</sup>Ein erstes Diskussionsforum für eine solche Zusammenarbeit bot das vom Hamburger Institut für Sozialforschung im Oktober 1992 veranstaltete Symposium "Traumatisierung und Identifikation. Sozialpolitische Gewaltverhältnisse und transgenerationale Vermittlungsprozesse".

Das im Laufe des Befragungsprojektes der KZ-Gedenkstätte Neuengamme erhobene Quellenmaterial steht nun der interessierten Öffentlichkeit zur weiteren Benutzung zu Verfügung. Bei der Auswertung der Interviews muß jedoch ein Aspekt beachten werden, der am Ende dieses Buches noch einmal betont werden soll. Die im Archiv vorliegende Transkription eines jeden Interviews kann nur einen Ausschnitt der gesamten Gesprächssituation wiedergeben. Sie enthält weder das Vor-, noch das Nachgespräch zum eigentlichen Interview, noch Unterhaltungen mit den Zeitzeugen beim gemeinsamen Mittagessen oder Spaziergang, auch wenn in diesen Zwiesgesprächen vielfach das Thema Konzentrationslager im Mittelpunkt stand. Darüber hinaus sind lebensgeschichtliche Erzählungen von KZ-Überlebenden mit dem Terminus "Interview" nur höchst unzureichend beschrieben. Die Gespräche gingen über ihren direkten Anlaß, die Erinnerungen der Überlebenden zu dokumentieren, weit hinaus und stellten für alle Beteiligten eine besondere, meist auch eine sehr bewegende menschliche Begegnung dar, in der Ängste und Wünsche, Betroffenheit und Aggressionen, Sympathie und Vertrauen eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Die Transkriptionen der Interviews sind nicht in der Lage, die nonverbale Kommunikation der Gesprächspartner, die einen entscheidenden Einfluß auf die Gesprächsatmosphäre, aber auch auf das Erzählte hatte, widerzuspiegeln. Gestik und Mimik, Schweigen und Tränen lassen sich nicht auf Papier bannen. Der Prozeß des Sich-Erinnerns an die Haftzeit war für die Zeitzeugen vielfach qualvoll und mühsam; er ließ sie oftmals vergessen, daß das Gespräch später einmal "verwertet" werden soll.

Über das, was in den Transkriptionen nachgelesen werden kann, darf nicht vergessen werden, daß die Überlebenden vieles, vielleicht sogar das Entscheidende nicht aussprachen. Die Grenze dessen, was Menschen einander anvertrauen können, was überhaupt in Worte gefaßt werden kann, ist klar gezogen. Niemand, der Folter und Tortur nicht erlitten hat, der die Erfahrung der Haft im Konzentrationslager nicht teilt, kann emotional verstehen, was dies für die Betroffenen bedeutete und bis heute bedeutet.<sup>39</sup> Bei aller Empathie und der Anstrengung, den Überlebenden in ihren Erinne-

---

<sup>39</sup>Dies gilt nicht nur für die Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager, sondern auch für die Opfer anderer terroristischer Regime. Vgl. z.B. Horacio RIQUELME (Hg.), *Zeitlandschaft im Nebel. Menschenrechte, Staatsterrorismus und psychosoziale Gesundheit in Südamerika*, Frankfurt am Main 1990.

rungen folgen zu wollen, bleibt eine Kluft der Erfahrung bestehen. Sie ist unüberbrückbar.

## LITERATUR

Rose AHLHEIM, "Bis ins dritte und vierte Glied." Das Verfolgungstrauma in der Enkelgeneration, in: *Psyche* 39 (1985), S. 330-353.

Gernot ALTERHOFF, *Grundlagen klientenzentrierter Beratung*, Stuttgart 1983.

Jean AMÉRY, *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart 1977.

Emil ANGEHRN, *Geschichte und Identität*, Berlin, New York 1985.

Roland ASANGER, Gerd WENNINGER (Hg.), *Handbuch Psychologie*, 4. Auflage, München, Weinheim 1988.

Fietje AUSLÄNDER (Hg.), *Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus*, Bremen 1990.

Klaus BÄSTLEIN (Hg.), *Das KZ Husum Schwesing. Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme. Materialien zu einem dunklen Kapitel nordfriesischer Geschichte*, Bredstedt 1983.

Walter von BAEYER, Heinz HÄFNER, Karl P. KISKER, *Psychiatrie der Verfolgten*, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1964.

Hans-Paul BAHRDT, *Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität*, in: Rolf Wilhelm BREDNICH, Hannsjost LIXFELD, Dietz-Rüdiger MOSER, Lutz RÖHRICH, *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung*, Freiburg 1982.

Dietrich BANSE, *Das Außenlager Uelzen des Konzentrationslagers Neuengamme. Eine Dokumentation*, Hitzacker 1990.

Dan BAR-ON, Friedhelm BEINER, Manfred BRUSTEN (Hg.), *Der Holocaust*, Wuppertal 1988.

Ulrich BAUCHE, Heinz BRÜDIGAM, Ludwig EIBER, Wolfgang WIEDEY (Hg.), *Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Katalog zur ständigen Ausstellung im Dokumentenhaus*, 2. Auflage, Hamburg 1991.

BAYERISCHE AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE (Hg.), *Die Kunst der Übersetzung*, München 1983.

David BECKER, *Ohne Haß keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten*, Freiburg 1992.

Hans BENSHEIM, *Die KZ-Neurose rassistisch Verfolgter*, in: *Der Nervenarzt* 31 (1960), S. 462-469.

Andreas BENZ, Augenblicke verändern mehr als die Zeit. Das psychoanalytische Interview als erster Eindruck von Therapeut und Gesprächspartner, in: *Psyche* 42 (1988), S. 577-601.

Wolfgang BENZ (Hg.), Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991.

Klaus BERGMANN, Rolf SCHÖRKEN (Hg.), Geschichte im Alltag - Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982.

BETHEL-Arbeitsheft, Heft 1 und 2, Schriftenreihe der Bodelschwingschen Anstalten, Bethel 1973.

BIULETYN głównej komisji badania zbrodni Hitlerowskich w Polsce, Bd. XXX., Warszawa 1981.

Johanna BLEKER, Norbert JACHERZT (Hg.), Medizin im Dritten Reich, Köln 1989.

Gisela BOCK, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und zur Frauenpolitik, Opladen 1986.

Werner BORGEN, Klaus VOLLAND, Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939-1945, Bremen 1991.

Tadeusz BOR-KOMOROWSKI, The secret army, Nashville 1984.

Michael BOSE, Michael HOLTSMANN, Dietmar MACHULE, Elke PAHL-WEBER, Dirk SCHUBERT, "... ein neues Hamburg entsteht". Planen und Bauen von 1933-1945, Hamburg 1986.

Pierre BOURDIEU, Die biographische Illusion, in: *BIOS* 3 (1990), Heft 1, S. 75-81.

Rolf Wilhelm BREDNICH, Hannsjost LIXFELD, Dietz-Rüdiger MOSER, Lutz RÖHRICH (Hg.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung, Freiburg 1982.

Fritz BRINGMANN, KZ Neuengamme. Berichte, Erinnerungen, Dokumente, Frankfurt am Main 1981.

DERS., Kindermord am Bullenhuserdamm. SS-Verbrechen in Hamburg 1945: Menschenversuche an Kindern, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1979.

Martin BROZAT, Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933-1945, in: *Anatomie des SS-Staates. Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte*, Band 2, 3. Auflage, München 1982.

DERS., Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945, Stuttgart 1961.

Franz-Josef BRÜGGEMEIER, Aneignung vergangener Wirklichkeit - Der Beitrag der Oral-History, in: Wolfgang VOGES (Hg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987.

Hartmut BÜSING, Klaus ZEGENHAGEN, Einmal werden wir froh sagen: Heimat, Du bist wieder mein! KZ in Wilhelmshaven - Rüstringer und Wilhelmshavener im KZ, Wilhelmshaven 1987.

Josef DANTLGRABER, Die psychoanalytische Haltung als Stufe in der Übertragungs-/Gegenübertragungsbeziehung, in: Psyche 43 (1989), S. 973-1006.

Rolf DEGEN, Andreas HUBER, Gedächtnis: Unser Kino im Kopf?, in: Psychologie heute 19 (1992), Heft 7, S. 58-63.

DEUTSCHE AKADEMIE der Wissenschaften, Befreiung und Neubeginn. Zur Stellung des 8. Mai 1945 in der deutschen Geschichte, Berlin 1968.

Hans DIECKMANN (Hg.), Übertragung und Gegenübertragung, Hildesheim 1980.

Dan DINER (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987.

Rochus DOOR, Neueste Geschichte Ungarns. Von 1917 bis zur Gegenwart, Ost-Berlin 1981.

Klaus DROBISCH, Günther WIELAND, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, Berlin 1993.

Hubert C. EHALT (Hg.), Geschichte von unten, Wien 1984.

Kurt R. EISSLER, Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?, in: Psyche 17 (1963), S. 241-291.

DERS., Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie, in: Psyche 17 (1963), S. 452-463.

Leo EITINGER, KZ-Haft und psychische Traumatisierung, in: Psyche 44 (1990), S. 118-132.

DERS., Psychological & medical Effects of Concentration Camps, Research Bibliography, o.O., o.J.

Christoph ERNST, Ulrike JENSEN (Hg.), Als letztes starb die Hoffnung. Berichte von Überlebenden aus dem KZ Neuengamme, Hamburg 1989.

Mario D. FENYO, Hitler, Horthy, and Hungary. German-Hungarian Relations, 1941-1944, New Haven, London 1972.

Helga und Hermann FISCHER-HÜBNER (Hg.), Die Kehrseite der "Wiedergutmachung": Das Leiden von NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren, Gerlingen 1990.

Norbert FREI, Hermann KLING (Hg.), Der nationalsozialistische Krieg, Frankfurt am Main 1990.

Harald J. und Hellmuth FREYBERGER, Posttraumatischer Verfolgungsdruck und

Bewältigungsstrategien bei ehemals durch den Nationalsozialismus verfolgten Menschen, in: Helga und Hermann FISCHER-HÜBNER (Hg.), Die Kehrseite der 'Wiedergutmachung'. Das Leiden von NS-Verfolgten in den Entschädigungsverfahren, Gerlingen 1990, S. 155-168.

Hans FRESE, Bremsklötze am Siegeswagen der Nation. Erinnerungen eines Deserteurs an Militärgefängnisse, Zuchthäuser und Moorklager in den Jahren 1941-1945, Bremen 1989.

FREUNDESKREIS E.V. (Hg.), Totenbuch Neuengamme, Bearbeiter: Franz Glienke, Wiesbaden o. J. [1967].

Paul FRIEDMANN, Aspekte einer Konzentrationslager-Psychologie, in: Psyche 44 (1990), S. 164-172.

Rainer FRÖBE, Claus FÜLLBERG-STOLBERG, Christoph GUTMANN, Rolf KELLER, Herbert OBENAU, Hans Hermann SCHRÖDER, Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des 2. Weltkrieges, 2 Bände, Hildesheim 1985.

Rainer W. FUHRMANN, Polen. Abriß der Geschichte, Hannover 1981.

Detlef GARBE, Zwischen Widerstand und Martyrium: Die Glaubensgemeinschaft Jehovas Zeugen im "Dritten Reich", München 1993.

DERS., Sabine HOMANN, Jüdische Gefangene in Hamburger Konzentrationslagern, in: Arno HERZIG (Hg.), Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung "Vierhundert Jahre Juden in Hamburg", Hamburg 1991, S. 545-559.

DERS., "In jedem Einzelfall... bis zur Todesstrafe". Der Militärstrafrechtler Erich Schwinge. Ein deutsches Juristenleben, Hamburg 1989.

GEMEENTE Putten (Hg.), "Als daar met moord en brand ...". Een beschrijving van de gebeurtenissen in Putten op 1 en 2 Oktober 1944, Putten o.J.

Andreas GESTRICH, Peter KNOCH, Helga MERKEL (Hg.), Biographie - sozialgeschichtlich, Göttingen 1988.

Erving GOFFMANN, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, dt. Ausgabe, Frankfurt am Main 1969.

Rudi GOGUL, "Cap Arcona". Report über den Untergang der Häftlingsflotte in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982.

Kurt GRÜNBERG, Folgen nationalsozialistischer Verfolgung bei jüdischen Nachkommen Überlebender in der Bundesrepublik Deutschland, in: Psyche 41 (1987), S. 492-507.

Hans-Georg GÜSE, Norbert SCHMACKE, Zwangssterilisiert. Verleugnet - Vergessen.

Zur Geschichte der nationalsozialistischen Rassenhygiene am Beispiel Bremen, Bremen 1984.

Jürgen HABERMAS (Hg.), Stichworte zur 'Geistigen Situation der Zeit', 2. Band, Politik und Kultur, Frankfurt am Main 1979.

Maurice HALBWACHS, Das kollektive Gedächtnis, dt. Ausgabe, Stuttgart 1967.

Kurt HAMMERICH, Michael KLEIN, Materialien zur Soziologie des Alltags, Opladen 1978.

Paula HEIMANN, Bemerkungen zur Gegenübertragung, in: Psyche 18 (1964/65), S. 483-493.

Charlotte HEINRITZ, Literaturüberblick aus der Biographieforschung und der Oral History 1978-1988, in: BIOS 1 (1988), S. 121-167.

Klaus-Dietmar HENKE, Hans WOLLER (Hg.), Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1991.

Arno HERZIG, Dieter LANGEWIESCHE, Arnold SYWOTTEK (Hg.), Arbeiter in Hamburg, Hamburg 1983.

Andreas HILLGRUBER, Der Zweite Weltkrieg 1939-1945. Kriegsziele und Strategie der großen Mächte, Stuttgart 1982.

Eike HINZE, Übertragung und Gegenübertragung in der psychoanalytischen Behandlung älterer Patienten, in: Psyche 41 (1987), S. 238-253.

Martin HIRSCH, Diemut MAJER, Jürgen MEINCK (Hg.), Recht, Verwaltung und Justiz im Nationalsozialismus, Köln 1984.

Gerhard HIRSCHFELD, Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande unter deutscher Besatzung 1940-1945, Stuttgart 1984.

Jörg K. HOENSCH, Geschichte Polens, 2. erw. Auflage, Stuttgart 1990.

Klaus D. HOPPE, Verfolgung, Aggression und Depression, in : Psyche 16 (1962), S. 521-537.

Ulrike HOPPE, Petra PLAMBECK, Erfahrung - Erinnerung - Geschichte. Probleme im Umgang mit lebensgeschichtlichen Interviews, Hamburg 1989.

Georg G. IGGERS, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein historischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1993.

Sigrid JACOBET, Liselotte THOMAS-HEINRICH, Kreuzweg Ravensbrück. Lebensbilder antifaschistischer Widerstandskämpferinnen, Leipzig 1987.

Wolfgang JACOBMEYER, Exil und Heimat. Die Anfänge der polnischen Untergrundbewegung im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1973.

Werner JOHE, "Frierend, hungrig und todmüde...", Frauenarbeit im Konzentra-



- tionslager Neuengamme, in: Dachauer Hefte 3 (1987), Heft 3, S. 58-76.
- DERS., Neuengamme. Zur Geschichte der Konzentrationslager in Hamburg, 4. durchgesehene und erweiterte Auflage, Hamburg 1984.
- Barbara JOHR, Hartmut RODER, Der Bunker. Ein Beispiel nationalsozialistischen Wahns - Bremen-Farge 1943-1945, Bremen 1989.
- Dierk JUELICH (Hg.), Geschichte als Trauma. Festschrift für Hans Keilson zu seinem 80. Geburtstag, Frankfurt am Main 1991.
- Hermann KAIENBURG, KZ-Haft und Rassenideologie. Die Bedeutung der nationalsozialistischen Rassenideologie für die Häftlingsbehandlung im Konzentrationslager Neuengamme, in: Rassismus in Deutschland, Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 1 (im Druck).
- DERS., "Vernichtung durch Arbeit" - Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, Bonn 1990.
- Hans KEILSON, Wohin die Sprache nicht reicht, in: Psyche 38 (1984), S. 915-926.
- Ev.-Luth. KIRCHENGEMEINDE Ladelund (Hg.), Konzentrationslager Ladelund 1944. Wissenschaftliche Dauerausstellung in der KZ-Gedenkstätte Ladelund, Ladelund 1990.
- Serge KLARFELD, Vichy-Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der >Endlösung der Judenfrage< in Frankreich, Nördlingen 1989.
- Christoph KLESSMANN, Die Selbstbehauptung einer Nation. Nationalsozialistische Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement, Düsseldorf 1972.
- Zenon KLISZKO, Der Warschauer Aufstand, Frankfurt am Main 1969.
- Jürgen KOCKA, Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme, 2. Auflage, Göttingen 1986.
- Ilany KOGAN, Vermitteltes und reales Trauma in der Psychoanalyse von Kindern von Holocaust-Überlebenden, in: Psyche 44 (1990), S. 533-544.
- Eugen KOGON u. a., Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation, Frankfurt am Main 1986.
- Martin KOHLI, Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt, Neuwied 1978.
- Eberhard KOLB, Bergen-Belsen. Vom "Aufenthaltslager" zum Konzentrationslager 1943-1945, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 1985.
- Kurt KOLLE, Die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung in psychiatrischer Sicht, in: Der Nervenarzt 29 (1958), S. 148-158.
- Siegfried KORBONSKI, Fighting Warsaw. The story of the Polish underground state

1939 to 1945, New York 1956.

Thomas KRAUSE, Plattenhaus Poppenbüttel, Geschichte des KZ-Außenlagers Hamburg-Sasel, Hamburg 1990.

Carola KUHLMANN, Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933-1945, München 1989.

Erhard KÜNZLER, Ingeborg ZIMMERMANN, Zur Eröffnung des Erstinterviews, in: *Psyche* 19 (1965), S. 68-79.

Edgar KUPFER-KOBERWITZ, Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau, Band 1: Wie es begann, Stuttgart 1957.

LAGERGEMEINSCHAFT NEUENGAMME (Hg.), So ging es zu Ende... Neuengamme. Dokumente und Berichte, Hamburg 1960.

Wilhelm LANGE, Cap Arcona. Das tragische Ende der KZ-Häftlings-Flotte am 3. Mai 1945, Neustadt 1988.

Rüdiger LAUTMANN, Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten, Frankfurt am Main 1984.

Jacques LE GOFF, Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main, New York, Paris 1992.

Albrecht LEHMANN, Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main, New York 1983.

Erwin LEISER, Leben nach dem Überleben. Dem Holocaust entronnen - Begegnungen und Schicksale, Königstein 1982.

Reinhart LEMPP, Die Wandlungen der Spätfolgen nach Verfolgungstraumen im Kindesalter, in: Dierk JUELICH (Hg.), *Geschichte als Trauma*. Festschrift für Hans Keilson zu seinem 80. Geburtstag, Frankfurt am Main 1991.

DERS., Extrembelastung im Kindes- und Jugendalter. Über psychologische Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Aktengutachten, Bern, Stuttgart, Wien 1979.

Primo LEVI, Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, München 1991

DERS., Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1990.

Selma LEYDESDORFF, Das gebrochene Schweigen, in: *BIOS* 1 (1988), S. 17-26.

Wolfgang LOCH, Übertragung - Gegenübertragung. Anmerkung zur Theorie und Praxis, in: *Psyche* 19 (1965), S. 1-23.

Hans-Ulrich LUDEWIG, Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg: Forschungsstand und Ergebnisse regionaler und lokaler Fallstudien, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 31 (1991).

Alf LÜDTKE (Hg.), *Alltagsgeschichte*. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main, New York 1989.

- Czeslaw MADAJCZYK, Die deutsche Besatzungspolitik in Polen (1939–45), Wiesbaden 1967.
- Paul MATUSSEK, Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen, Berlin, Heidelberg, New York 1971.
- Friedemann MAURER (Hg.), Lebensgeschichte und Identität. Beiträge zu einer biographischen Anthropologie, Frankfurt am Main 1981.
- MEDIZINISCHEN KOMMISSION DER FIR (Hg.), Ermüdung und vorzeitiges Altern als Folge von Extrembelastungen, Leipzig 1973.
- Heinrich Christian MEIER, Die Nacht verschlang sie. Die letzten jüdischen Häftlinge verlassen Neuengamme, Bericht (ms), Glanz (Kärnten) 1964.
- DERS., Im Frühwind der Freiheit. Roman, Hamburg 1949.
- DERS., So war es. Das Leben im KZ Neuengamme, Hamburg 1946.
- Manfred MESSERSCHMIDT, Fritz WÜLLNER, Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende, Baden-Baden 1987.
- Enno MEYER, Grundzüge der Geschichte Polens, 3. erw. Auflage, Darmstadt 1990.
- Max MICHEL (Hg.), Gesundheitsschäden durch Verfolgung und Gefangenschaft und ihre Spätfolgen, Frankfurt am Main 1955.
- MILITARY HISTORY INSTITUTE OF THE YUGOSLAV PEOPLE'S ARMY (Hg.), The national liberation war and revolution in Yugoslavia (1941-1945), Beograd 1982.
- Alexander MITSCHERLICH, Fred MIELKE (Hg.), Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses, Frankfurt am Main 1978.
- DERS., Der Kampf um die Erinnerung, München 1975.
- Margarete MITSCHERLICH, Erinnerungsarbeit. Zur Psychoanalyse der Unfähigkeit zu trauern, Frankfurt am Main 1987.
- William G. NIEDERLAND, Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord, Frankfurt am Main 1980.
- Lutz NIETHAMMER, Bodo HOMBACH, Tilman FICHTER, Ulrich BORSCHDORF (Hg.), "Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.", Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, 3. Auflage, Bonn 1988.
- DERS., Fragen–Antworten–Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral-History, in: DERS., Alexander von PLATO, "Wir kriegen jetzt andere Zeiten." Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin, Bonn 1985.
- DERS., Alexander von PLATO, "Wir kriegen jetzt andere Zeiten." Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin, Bonn 1985.
- DERS. (Hg.), "Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll." Faschis-

muserfahrung im Ruhrgebiet, Berlin, Bonn 1983.

DERS. (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der 'Oral-History', Frankfurt am Main 1980.

Uwe NORDHOFF, Reinhard OTTO, Peter RECK, Adolf STAACK, Jürgen WULF, "Nur Gott der Herr kennt ihre Namen." KZ-Züge auf der Heidebahn. Augenzeugen-Berichte, Protokolle, Beobachtungen, Erlebnisse, Soltau 1991.

Gymnasium OBERALSTER (Hg.), KZ Sasel. Geschichte eines Außenlagers, Hamburg 1982.

Karin ORTH, Geschlecht und Konzentrationslager - eine theoretische Standortbestimmung, in: Gedenkstätten-Rundbrief, Nr. 43, Juli 1991.

Helmut PAUL, Hans Joachim HERBERG (Hg.), Psychische Spätschäden nach politischer Verfolgung, 2. Auflage, Basel 1967.

Frederic S. PEARSON, The weak state in international crisis. The case of the Netherlands in the German invasion crisis of 1939-40, Washington 1981.

Falk PINGEL, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978.

Angelika PISARSKI, ... um nicht schweigend zu sterben - Gespräche mit Überlebenden aus Konzentrationslagern, München 1989.

Alexander von PLATO, Oral-History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der 'mündlichen Geschichte' in Deutschland, in: BIOS 4 (1991), Heft 1, S. 97-119.

Albert van de POEL, Ich sah hinter den Vorhang. Ein Holländer erlebt Neuengamme, Hamburg 1948.

Michael POLLAK, Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit, dt. Ausgabe, Frankfurt am Main, New York 1988.

PROJEKTGRUPPE für die vergessenen Opfer des NS-Regimes in Hamburg e.V. (Hg.), Verachtet - verfolgt - vernichtet, Hamburg 1988.

QUELLEN zur nationalsozialistischen Entnationalisierungspolitik in Slowenien 1941-1945, Maribor 1980.

Anton RADVANSZKY, Grundzüge der Verfassungs- und Staatsgeschichte Ungarns, München 1990.

Keijo RAHKONNEN, Der biographische Fehlschluß. Einige kritische Bemerkungen, in: BIOS 3 (1990), Heft 2, S. 243-246.

Hinrich RAHMANN, Die Bausteine der Erinnerung. Gedächtnisforschung erzielt erste Erfolge, in: Bild der Wissenschaft 19 (1982), Heft 9, S. 74-86.

György RANKI, Unternehmen Margarethe. Die deutsche Besetzung Ungarns, Wien u.a.

1984.

RAT der Gemeinde Wöbbelin (Hg.), Mahn- und Gedenkstätte Wöbbelin, Schwerin 1983.

Axel RICHTER, Das Unterkommando Vechelde des Konzentrationslagers Neuen-  
gamme. Zum Einsatz von KZ-Häftlingen in der Rüstungsproduktion, Vechelde 1985.

Michael RIEMENSCHNEIDER, Die deutsche Wirtschaftspolitik gegenüber Ungarn  
1933-1944. Ein Beitrag zur Interdependenz von Wirtschaft und Politik unter dem  
Nationalsozialismus, Frankfurt am Main u.a. 1987.

Horacio RIQUELME (Hg.), Zeitlandschaft im Nebel. Menschenrechte, Staatsterrorismus  
und psychosoziale Gesundheit in Südamerika, Frankfurt am Main 1990.

Peter ROBINSON, Susan RACKSTRAW, Soziolinguistische Untersuchungen über  
Antworten, Düsseldorf 1973.

Carl R. ROGERS, Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie, Frankfurt am Main  
1983.

DERS., Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie, Frankfurt am  
Main 1983.

Gabriele ROSENTHAL, Geschichte in der Lebensgeschichte, in: BIOS 1 (1988), S. 3-15.

Hans SAFRIAN, Die Eichmann-Männer, Wien, Zürich 1993.

Anne-Marie SANDLER, Dialog ohne Worte. Nicht-verbale Aspekte der psycho-  
analytischen Interaktion, in: Psyche 37 (1983), S. 701-714.

Joseph und Anne-Marie SANDLER, Vergangenheits-Unbewußtes, Gegenwarts-  
Unbewußtes und die Deutung der Übertragung, in: Psyche 39 (1985), S. 800-829.

Axel SCHILDT, Arnold SYWOTTEK (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die  
westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.

Siegfried SCHMIDT (Hg.), Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdis-  
ziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1991.

Christoph U. SCHMINCK-GUSTAVUS, Das Heimweh des Walerjan Wróbel. Ein  
Sondergerichtsverfahren 1941/42, Bonn 1986.

Hans-Walther SCHMUHL, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der  
Verhütung zur Vernichtung "lebensunwerten Lebens" 1890-1945, Göttingen 1987.

Heinz SCHÖN, Die Cap Arcona-Katastrophe. Eine Dokumentation nach Augen-  
zeugen-Berichten, Stuttgart 1989.

Hans Joachim SCHRÖDER, Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Ge-  
schichtserzählung im Interview. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger  
Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.

Günther SCHWARBERG, Der SS-Arzt und die Kinder. Bericht über den Mord vom  
Bullenhuser Damm, München 1979.

- Klaus-Jörg SIEGFRIED, *Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939-1945*, Frankfurt am Main, New York 1988.
- DERS., *Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939-1945. Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main, New York 1986.
- Wolfgang SOFSKY, *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, Frankfurt am Main 1993.
- Berthold STOCKVIS, *Gedanken eines Psychotherapeuten über das Wiedergutmachungsverfahren*, in: *Psyche* 16 (1962), S. 538-543.
- Leo STONE, *Die psychoanalytische Situation*, Frankfurt am Main 1973.
- Hans Joachim STÖRIG (Hg.), *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt 1973.
- Hans SÜSSMUTH (Hg.), *Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte*, Göttingen 1984.
- Elke SUHR, *Das Konzentrationslager im Pfarrgarten. Ein Panzergraben-Kommando für den Friesenwall - Aurich/Engerhufe 1944*, Oldenburg 1984.
- Tomasz SZAROLA, *Warschau unter dem Hakenkreuz: Leben und Alltag im besetzten Warschau 1.10.1939 - 31.7.1944*, Paderborn 1985.
- Klaus TENFELDE, *Schwierigkeiten mit dem Alltag*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), Heft 3, S. 376-394.
- Walter TOMAN, Rudolf EGG (Hg.), *Psychotherapeutische Verfahren*, Darmstadt 1988.
- Johannes TUCHEL, *Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der "Inspektion der Konzentrationslager" 1934-1938*, Boppard 1991.
- László VARGA, *Ungarn*, in: Wolfgang BENZ (Hg.), *Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991, S. 331-351.
- Armando Hans VERHAGEN, Maud KEUS, *Geschiedenis van een Plek. Concentratiekamp Amersfoort*, Amsterdam 1980.
- Frederic VESTER, *Denken, Lernen, Vergessen*, Stuttgart 1975.
- Wolfgang VOGES (Hg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen 1987.
- Herwart VORLÄNDER (Hg.), *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990.
- Paul WATZLAWICK, Janet H. BEAVIN, Don D. JACKSON, *Menschliche Kommunikation*, Bern 1969.
- Peter WEGNER, *Zur Bedeutung der Gegenübertragung im psychoanalytischen Erstinterview*, in: *Psyche* 46 (1992), S. 286-307.
- DERS., *Die Bedeutung der Anfangsszene im psychoanalytischen Erstinterview*, Tübingen 1988.

Hans-Ulrich WEHLER, *Aus der Geschichte lernen?*, München 1988.

DERS., *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971.

Martin WEINMANN (Hg.), *Das nationalsozialistische Lagersystem (CCP)*, Frankfurt am Main 1991.

Ludger WESS, *Menschenversuche und Seuchenpolitik - Zwei unbekannte Kapitel aus der Geschichte der deutschen Tropenmedizin*, in: 1999, *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 8 (1993), Heft 2, S. 10-50.

E. de WIND, *Begegnung mit dem Tod*, in: *Psyche* 22 (1968), S. 423-441.

Tj. WOUTERS (Hg.), *Het drama van Putten. Terreur over een nederlands dorp - October 1944*, Laren 1949.

Gerd WYSOCKI, *Arbeit für den Krieg. Herrschaftsmechanismen in der Rüstungsindustrie des 'Dritten Reiches'. Arbeitseinsatz, Sozialpolitik und staatspolizeiliche Repression bei den Reichswerken "Hermann Göring" im Salzgitter-Gebiet 1937/38 bis 1945*, Braunschweig 1992.

DERS., *Häftlinge in der Kriegsproduktion des 'Dritten Reiches'. Das KZ Drütte bei den Hermann-Göring-Werken in Watenstedt-Salzgitter. Oktober 1942 bis April 1945*, Salzgitter 1986.

DERS., *Zwangsarbeit im Stahlkonzern. Salzgitter und die Reichswerke 'Hermann Göring' 1937-1945*, Braunschweig 1985.

Johannes ZISCHKA, *Die NS-Rassenideologie. Machttaktisches Instrument oder handlungsbestimmtes Ideal?*, Frankfurt am Main 1986.

Guste ZÖRNER u.a., *Frauen-KZ Ravensbrück*, Berlin (Ost) 1982.

Hans ZYGOWSKI (Hg.), *Psychotherapie und Gesellschaft. Therapeutische Schulen in der Kritik*, Reinbek bei Hamburg 1987.